

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 53 (1992)

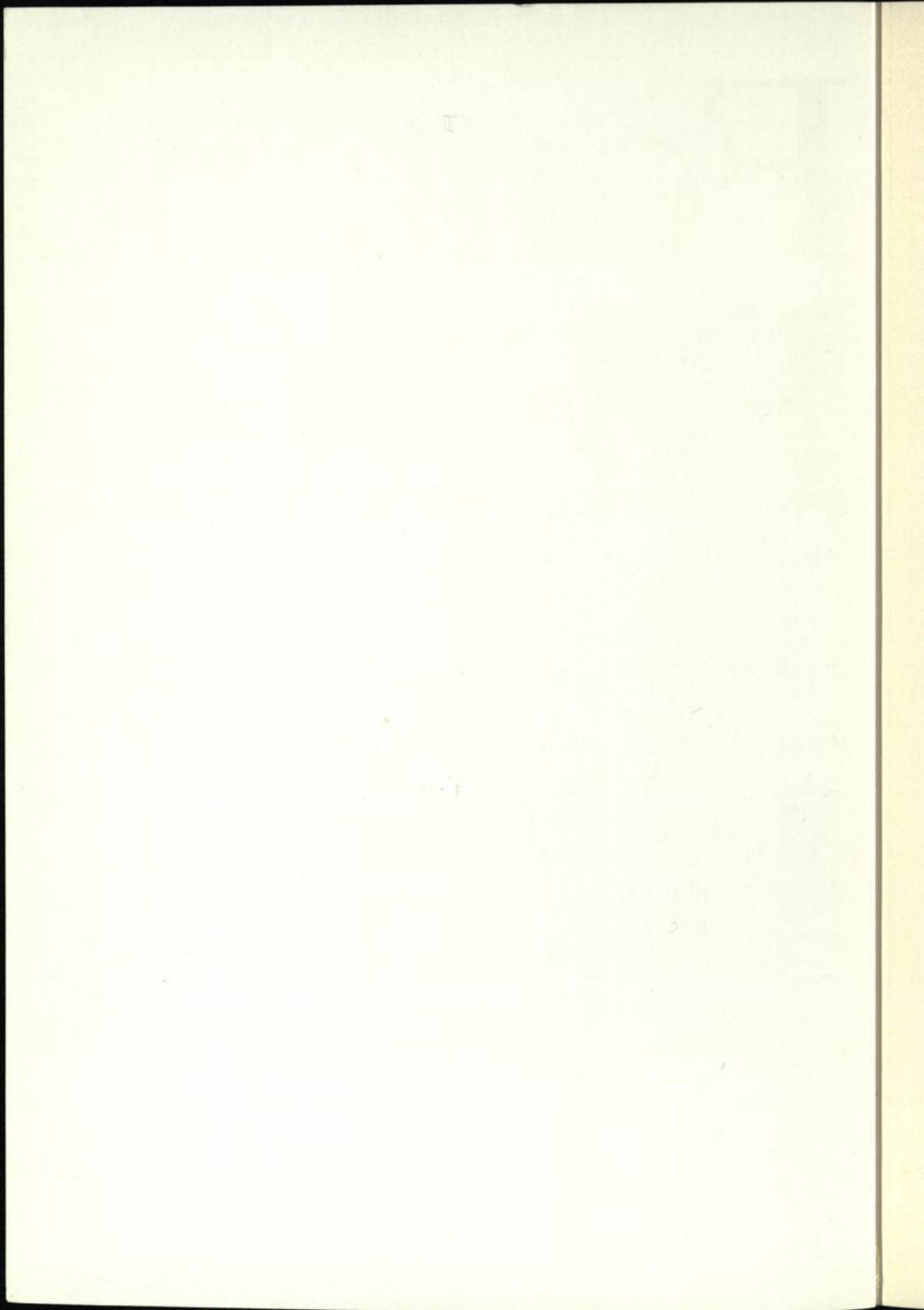
urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Fontane Blätter

1992

Hef 53

Herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv



1992

Heft 53
der Gesamtreihe

ISSN 0015-6175

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 53

Seite

UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

- **John Osborne, Strasbourg (Hrsg.)**
Briefe Césaire Mathieus an Emilie und Theodor Fontane
aus den Jahren 1870-1871 5

LITERATURGESCHICHTE / INTERPRETATION

- **Roland Berbig, Berlin**
"... wie gern in deiner Hand / Ich dieses Theilchen meiner Seele lasse."
Theodor Storm bei Franz Kugler und im Rütli: Poet und exilierter
Jurist 12
- **Eda Sagarra, Dublin**
Noch einmal: Fontane und Bismarck 29
- **Roland Berbig, Berlin**
"In Lockenfülle das blonde Haar, / Allzeit im Sattel und neunzehn Jahr"
Die Bismarck-Gedichte in Paul Lindaus Zeitschrift
"Nord und Süd" 1885 42
- **Jost Schneider, Bochum**
'Plateau mit Pic'. Fontanes Kritik der Royaldemokratie in
Frau Jenny Treibel. Ideengeschichtliche Voraussetzungen zur Figur
des Leutnants Vogelsang 57
- **Helen Chambers, Leeds**
Fontanes Gedicht *Goodwin-Sand*
Das Schlangen-Motiv: Symbol für die Bedrohung menschlichen Lebens . 73

EIN KAPITEL FAMILIENGESCHICHTE

- Elisabeth Brüggemann, Waren
Mete Fontane in Waren - ihr Leben und ihr Tod 79

SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE

- Franz Fabian, Neufahrland
Immer wieder Fontane 106
- Slavica Zura, Zadar
Mit Fontane sind wir um einen Freund reicher in dieser Welt 108

REZENSIONEN

- Stefan Wolters: Lektürehilfen. Th. Fontane, *Frau Jenny Treibel*. -
Stuttgart: Klett Verlag 1989. (Rez.: Heinz Kühn, Potsdam) 110
- Susanne Konrad: Die Unerreichbarkeit von Erfüllung in Th.
Fontanes *Irrungen, Wirrungen* und *L'Adultera*. - Frankfurt/M.:
Lang 1991. (Rez.: Joachim Biener, Leipzig) 112
- Interpretationen: Fontanes Novellen und Romane. Hrsg. v. Christian
Grawe. - Stuttgart: Reclam 1991. (Rez.: Peter Görlich, Potsdam) 115
- Christian Graf v. Krockow: Fahrten durch die Mark Brandenburg.
Wege in unsere Geschichte. - Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1991.
(Rez.: Albert Burkhardt, Berlin) 119
- Theodor Fontane: *Zwei Poststationen*. Faksimile der Handschrift.
Hrsg. v. Jochen Meyer. - Marbach/Neckar 1991. (Rez.: Helmuth
Nürnberg, Hamburg) 121
- Friedrich Christian Delius: Die Birnen von Ribbeck. -
Hamburg: Rowolth 1991. (Rez.: Thorsten Uhde, Berlin) 123
- Andrew Hamilton: Rheinsberg. Das Schloß, der Park, Kronprinz
Fritz und Bruder Heinrich. Hrsg. v. Franz Fabian. - Berlin: Aufbau
1992. (Rez.: Peter Görlich, Potsdam) 126

INFORMATIONEN 128

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE 136

ANHANG 147

ABBILDUNGSVERZEICHNIS 157

*"Meine politischen Anschauungen -
allerdings zu allen Zeiten etwas
wackliger Natur - haben sich meist mit
dem Nationalliberalismus gedeckt... Also
eigentlich nationalliberal. In meinen
alten Tagen indes bin ich immer
demokratischer geworden..."*

Theodor Fontane

Von Zwanzig bis Dreißig. 1898.

Theodor-Fontane-Archiv wieder unter brandenburgischer Landesverwaltung

Im Jahre 1935 hatte die Brandenburgische Provinzialverwaltung umfangreiche Nachlaßbestände Theodor Fontanes von den Nachkommen käuflich erworben und das Theodor-Fontane-Archiv als öffentliche Einrichtung gegründet. Das der Brandenburgischen Landesbibliothek zugeordnete Archiv - nach 1945 durch Kriegsverluste erheblich dezimiert - wurde nach dem Kriege unter Leitung von Joachim Schobeß durch staatliche und private Förderung wieder aufgebaut und 1969 der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin angeschlossen. (Vgl. Fontane-Blätter, Bd. 6 (1986) H. 3, S. 325 ff.)

Mit Jahresbeginn 1992 wurde es wieder in die Verwaltung des Landes Brandenburg zurückgeführt und dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur unterstellt. Eine entsprechende Vereinbarung wurde am 28.2.1992 zwischen dem Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Herrn Prof. Werner Knopp und dem Wissenschaftsminister des Landes Brandenburg, Herrn Hinrich Enderlein, unterzeichnet. Damit konnte die Erhaltung der einmaligen Fontane-Sammlungen am alten Standort, die Arbeitsfähigkeit des Archivs wie auch die Herausgabe der Zeitschrift "Fontane-Blätter" gesichert werden.

Mit der durch den Rechtsträgerwechsel erlangten **Selbständigkeit** des Archivs wurde eine der entscheidenden Voraussetzungen für den weiteren Auf- und Ausbau und die Wirkungsfähigkeit dieser Kultureinrichtung als **zentrale** Sammlungs-, Forschungs- und Publikationsstelle des Fontaneschen Schrifttums geschaffen.

Bereits Anfang der 60er Jahre hatten die Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin, die Deutsche Staatsbibliothek sowie die Berliner Ratsbibliothek den überwiegenden Teil ihrer Fontane-Bestände leihweise dem Potsdamer Fontane-Archiv zur Nutzung übergeben, um dessen katastrophale Kriegsverluste (ca. 70 % des handschriftlichen Bestandes) zu mildern und um die Forschung durch die Bildung einer zentralen Sammlungsstelle effektiv zu unterstützen. Erst dadurch konnte sich das Fontane-Archiv zu einem international anerkannten Literaturarchiv entwickeln und einen wesentlichen Beitrag für die Forschung und Publikation - weit über die damaligen Grenzen hinaus - auch praktisch leisten. Heute kann die Pflege und Verbreitung des geistigen Erbes Theodor Fontanes mehr denn je die kulturell-soziale Identität der Bürger des Bundeslandes Brandenburg fördern; gleichzeitig jedoch vermittelt sein künstlerisches Gesamtwerk Anregungen für unterschiedlichste Rezeptions- und Adaptionenformen bei Lesern, Künstlern und Wissenschaftlern im In- und Ausland.

Deshalb bleibt zu hoffen, daß auch die Leihgaben der anderen Bibliotheken im Interesse einer rationellen wissenschaftlichen Arbeit weiterhin im Fontane-Archiv verfügbar bleiben, zumal das Land Brandenburg inzwischen die längst notwendigen sicherheitstechnischen und konservatorischen Maßnahmen für die Aufbewahrung und Pflege der Bestände getroffen hat. Und schließlich wäre ein Entgegenkommen der Berliner Bibliotheken für die Beibehaltung **einer** zentralen Sammlungs- und Forschungsstelle ein beispielgebendes Zeichen für die künftige wissenschaftlich-kulturelle Zusammenarbeit der Länder Berlin und Brandenburg.

M. Horlitz

UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

John Osborne, Strasbourg (Hrsg.)

Briefe Césaire Mathieus an Emilie und Theodor Fontane aus den Jahren 1870-1871

Mit der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Fontane und Césaire Mathieu, dem Erzbischof von Besançon, ist es 1983 René Cheval gelungen, die Bedeutung des Verhältnisses der beiden Männer, die einander nie begegneten, in vollem Lichte erscheinen zu lassen.² Dadurch wurde die Rolle, die Mathieu bei der Freilassung Fontanes gespielt hat, zwar nicht völlig geklärt, denn die von Cheval veröffentlichten Briefe datieren erst aus der Zeit nach Kriegsende, aber sie zeugen von Fontanes großem Interesse für die französische Perspektive auf die Nachkriegssituation und seinem Verständnis für die Ansichten seines konservativ-katholischen Gegenüber.

Der Erfolg Chevalls beim Auffinden dieser Briefe im Diözesanarchiv zu Besançon deutet auf die Möglichkeit anderer solcher Entdeckungen hin, die wesentlich dazu beitragen könnten, unsere Kenntnisse über Fontanes Erfahrungen als Kriegsgefangener zu erweitern.

Auch im Briefwechsel Fontanes mit Mathieu bleiben noch Lücken, die aber durch Briefe aus dem Besitz des Theodor-Fontane-Archivs teilweise zu schließen sind. Hier handelt es sich um fünf Briefe des Kardinals aus den Jahren 1870-71, wovon drei an Emilie und zwei an Theodor Fontane gerichtet sind.

Alle fünf Briefe sind in deutscher Sprache verfaßt, was der Angabe Emilies in ihrem Brief vom 18. Nov. 1870 an Fontanes Auftraggeber, den Hofbuchdrucker Rudolf von Decker, entspricht: "Gestern erhielt ich einen eigenhändigen, d e u t s c h e n , höchst liebenswürdigen Brief Sr. Eminenz des Kardinals von Besançon."³ Da der Kardinal jedoch die deutsche Sprache nicht verstand und sich Übersetzungen von den späteren Briefen Theodor Fontanes durch den Abbé Moussard anfertigen lassen mußte, ist es wahrscheinlich, daß die deutschen Fassungen dieser Briefe auch vom letzteren herrühren.⁴ Die im Besitz des Fontane-Archivs befindlichen Briefe sind aber offensichtlich Kopien. Das manchmal fehlerhafte Deutsch scheint zwar auf einen französischen Verfasser hinzudeuten, aber eine gewisse Unsicherheit in der Wiedergabe von französischen Ortsnamen (einschließlich Besançon) schließt die Möglichkeit aus, daß die vorhandenen Manuskripte französischen Ursprungs sind. An mehreren Stellen hatte der Kopist anscheinend Schwierigkeiten bei der Entzifferung des Originals; es sind sowohl Lücken als auch nachträgliche Verbesserungen (mitunter einige von anderer Hand) im Text. Bleistiftkorrekturen von der Hand Friedrich Fontanes lassen mit großer Wahrscheinlichkeit ihn als Auftraggeber erscheinen.⁵

Die Manuskripte sind alle undatiert, aber die chronologische Reihenfolge, in der sie ursprünglich geschrieben wurden, läßt sich unschwer erkennen, teilweise auch die Ursprungsdaten. Die fünf Briefe werden hier in dieser Reihenfolge vorgestellt.

Brief I entspricht der Beschreibung des oben erwähnten Briefes, den Emilie am 17. Nov. 1870 erhielt und in welchem der Kardinal "einen Mr. Bial, Eskadronchef, interniert in Wiesbaden, zur Auswechslung vorschlägt".⁶

Auf Emilie Fontanes Antwort vom 19. Nov. folgte **Brief II** mit der Meldung, Fontane sollte auf die Insel Oléron gebracht werden (was dieser seiner Frau schon in seinem Brief vom 7. Nov. aus Rochefort mitgeteilt hatte⁷), aber daß er inzwischen in aller Wahrscheinlichkeit schon befreit worden sei. Letzteres würde auf einen *terminus post quem* vom 24. November 1870 hinweisen.⁸

Brief III datiert aus der Zeit nach der Freilassung Fontanes, aber ehe der Kardinal von seiner Ankunft (am 5. Dez. 1870) in Berlin erfahren hatte.

Brief IV ist offensichtlich eine Antwort auf den Brief des Dankes, mit dem Fontane den Briefwechsel mit dem Kardinal eröffnete. Er datiert aus dem Frühjahr 1871, denn in dem von Besson veröffentlichten Antwortbrief Fontanes vom 13. März 1871 bedankt sich dieser sowohl für das erwähnte Porträt Mathieus als auch für dessen Hirtenbrief zur heiligen Fastnacht.⁹

Darauf antwortete der Kardinal mit **Brief V**, der zugleich der Brief vom 9. April 1871 ist, worauf Fontane am 31. Mai antwortete, nachdem er wieder aus Frankreich zurückgekehrt war.¹⁰

Brief I¹¹

Hochverehrte Frau!

Seine Hochwürden, der Bischof von Vogatopolis (=Agathopolis, d. Hrsg.) hat mir ein Telegramm zugesandt, um mich von der traurigen Lagen Ihres Gemahls in Kenntnis zu setzen, welcher, wegen Anklage von Spionieren, bey dem in der Umgegend von Bestarion (=Besançon, d. Hrsg.) stattgefundenen Gefechte, verhaftet wurde.¹² Ich habe mich bereits mir diese Sache angelegen sein zu lassen, und es wurde mir vergönnt den Hochwürdigsten Bischof anzukündigen, die Spionenanklage und die äußerste, daraus entstehende Strafe sey beseidigt, der Herr Fontane solle nur, als kriegsgefangen festgehalten, mit in die Residenz von Roche sur Yon, ? ? geschickt werden.

Ich beauftrage meinen Seckre (=Sekretär, d. Hrsg.) dem Herrn Fontane eine Versuch (vermutl. = einen Besuch, d. Hrsg.) in der Festung von Bestanon (=Besançon, d. Hrsg.) abzustatten, und ihm wissen zu lassen daß eine unverzügliche Loslösung unmöglich erlangt werden könne, er habe nur sich mit Vertrauen nach Roche sur Yon zu begeben und ich meinerseits werde ihn der Hochw. Bischoff von Lucon, deßen ? dieser Stadt zugehört, und der mein Freund ist, durch einen Brief empfehlen. Das habe ich wirklich getan, und ihm vorgestellt daß das beste Mittel der Gefangenschaft des Herrn Fontane ein Ende zu machen, wäre eine Auswechslung mit einem anderen Gefangenen zu erwirken, und habe ihm zugleich den Herrn Paul Bial, eine ? Schwadronchef, bezeichnet, dem die Stadt Wiesbaden Zwerggasse 2 als Wohnsitz, angewiesen wurde.¹³

Da ich, Hochverehrte Frau Adr. unerwarteter Weise erfahren habe, und zugleich von Ihrer Kummer und Ihren Sorgen in Kenntniß gesetzt wurde, mache ich mir zur Pflicht, Ihnen umständliche Nachricht über alle Ereigniße zu vertheilen und bitte Gott, er möge zu Ihrem Troste und zu baldigen Ende Ihrer Trübsal, der Gemahlin einen lieben Gemahl und den Kindern einen vielgeliebten Vater wiederzugeben.

Bemühen Sie die ehrerbietigsten Gefühle zu genehmigen in denen ich bin und verbleibe.

Hochverehrte Dame
Ihr demütigster u. gehorsamster Diener
Césaire, Kard. Erzbischoff v. Besançon

Brief II

Hochverehrte Frau!

So eben erhalte ich den Brief, welchen Sie mir den 19ten d. M. gnädigst haben schreiben wollen; und zugleich schreibt mir der Hochwürdigste Bischof von Lucon, um mir, wie Sie, verehrte Frau, zu melden, daß Herr Fontane weder nach La Roche sur Yon, noch nach Ile d'Yeu, sondern nach der Insel Oleron, im Kirchensprengel ? geführt wurde. Ich stehe mit dem Hochwürdigsten Bischof von La Rochelle in freundschaftlicher Verbindung, und ich könnte so wohl an ihn, als an den Herrn Pfarrer von n. D. ? schreiben: allein das scheint mir überflüssig, denn seiner Hochwürden von Lucon giebt mir in seinem Schreiben eine gute Nachricht, welche er von der Präfektur erhielt, und die er als sehr wahrscheinlich ansieht, nämlich, daß Herr Fontane seine Freyheit wieder erlangt habe. Doch will ich mich der Sache versichern, wenn dem so ist, werden Sie es bald von Herrn Fontane selbst erfahren.

Geruhen Sie die ehrerbietigen Gefühle zu genehmigen in denen ich bin und verbleibe

Verehrte Frau
Ihr gehorsamster und demüthigster
Diener
Césaire. Kard. Erzbischoff v. Besançon.

Brief III

Hochverehrte Frau!

Ihre Wünsche für den Frieden sind auch die Unsrigen, man kann unmöglich so vielfachen Antheil vor Augen haben, oder davon sprechen hören, ohne daß das Herz darüber blute, und die Seele bis in den Tod betrübt sey. Wir wollen uns also mit Demuth, Reue und Vertrauen an Gott wenden, der allein im Stande ist so viele Übel zu heilen und die Geister zu dem so verlangten Frieden vorzubereiten.

Was Ihren geehrtesten Gemahl betrifft, habe ich nur die Pflicht meines bischöflichen Amtes erfüllt, und dem Antriebe des Herzens gefolgt, welches mich drängte einen hochschätzungswürdigen Mann und einer betrübten Familie zu Hilfe zu kommen. Der liebe Gott hat alles auf das beste angeordnet, wofür ich ihn herzlich danke; in Zukunft aber bitte ich Sie Herrn Fontane anzuempfehlen sich

nicht mehr durch seinen Geschmack an solcher Geschichtskunde fortreißen zu lassen, denn Stoff und Belag mit so großen Gefahren auf dem Schlachtfelde gesammelt werden können.

Indem Sie es wünschen, schicke ich Ihnen meine Photographie und bitte Gott, wenn dieser sterbliche Leib zu seiner Erde kommen wird wovon er war, ihn abzutöden und unter dem Schlage seines Gerichts zu zerstäuben, aber auch ihn die glorreiche Auferstehung zu Theil kommen zu lassen, wenn das sterbliche vom Leben verschlungen wird, und er dem Leibe seiner Herrlichkeit gleich gestaltet, nur im Besitz der Glorie einzutreten.

Geruhen Sie, hochverehrte Frau, meine Hochachtung Herrn Fontane zu bezeugen, und den Ausdruck meiner ehrerbietigen Gefühle zu genehmigen, mit der Hoffnung¹⁴, Ihre Photographien zu erhalten.

Ihr gehorsamster u ergebenster
Diener
Césaire¹⁵
Erzbischoff von Besançon

Brief IV

Geehrter und allerliebster Herr!

Vom Grunde des Herzens danke ich dem lieben Gott, dem Vater der Barmherzigkeit, daß er Sie Ihrer Familie wiedergegeben. Ich bin sehr glücklich zur Linderung und zur Beendigung Ihrer Gefangenschaft, selbst im geringen Maße, beygetragen zu haben. Allein, hätten Sie sich zu irgendeinem andern französischen Bischofe gewendet, so würden Sie bey ihm aber ebenso herzlich und liebevoll als bey mir, empfangen worden seyn, und meinen 2 Collegen v. Luçon und (...) ¹⁶ waren gar glücklich Ihnen mit aller Dienstfälligkeit entgegenzukommen.

Die gegenwärtige Zeit bringt über die zwey Völker Frankreich und Deutschland ein großes Elend herbey: denn, wenn wir unmittelbar unter dem Drucke des Kriegs und deßen Forderungen und Wünschen stehen, erleidet seinerseits Deutschland deßen Gegenstoß durch den Verlust seiner Kinder, durch die gezwungene Unterbrechung seines Handels und seiner Industrien. Der Friede ist also eine vor allen zu verstehende Wohlthat, solchen aber ist Gott nur im Stande vollkommen zu gewähren dauerhaft zu begründen und aufrecht zu halten.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, geehrtester Herr, für die Schritte, welche Sie zu Gunsten des Herrn Befehlshabers P. Bials zu thun geruhen, aber ich gestehe Ihnen daß ich kaum darauf zählen darf: hat sich ein Ministerium in den Kopf eine Idee gesetzt, so kommt es langsam und schwerlich davon zurück, und der König selber verliert dabey seine Macht. Überdies, gesetzt daß es Ihnen mißlinge, werde ich Ihnen nicht minder verpflichtet seyn, denn Sie haben in dieser Sache den besten Willen gezeigt und alle Mittel angewendet um den Zweck zu erreichen.¹⁷

Indem Gott wollte daß wir uns auf dem Wege des Lebens begegneten, wünsche ich unsere Bekanntschaft höre nicht mit dem Ereignissen auf, welche sie hervor gebracht haben und bitte Sie, geehrtester Herr, mich von allem was Sie angeht von jedem glücklichen oder unglücklichen Zustande Ihrer Familie in Kenntniß zu setzen, auf daß ich an Ihren Freuden sowie an Ihren Schmerzen Theil nehme.

Als es mit Ihrer Sache noch nicht fertig war, schickte ich Madame Fontane zum Hofnungspfande ein Bild, wo ein kleiner Schäfer, der seinem in Dornen verwickelten Schäflein zu Hilfe kommt, vorgestellt ist, und setzte darauf eine Inschrift, die, wie ich fürchte, einen deutschen, meiner Feder, nicht meinem Herzen zunehmbaren Gegendienst erhielt.¹⁸ Da ich nicht will, daß es den mindesten Neid zwischen den Gemahl und der Gemahlin gebe, sende ich auch Ihnen ein Erinnerungszeichen unseres göttlichen Erlösers, der auf Sie seine beschützende Hand ausstreckt, und Sie von der vorübergehenden Gefangenschaft rettet, wie er uns alle aus der ewigen Gefangenschaft befreit hat.

Sie wünschen in mein Gebet eingeschlossen zu werden: drey mal am Tage will ich für Sie, für Ihre Frau und Ihre ganze Familie beten, um 7 Uhr in der Frühe, um 3 und 6 Uhr Nachmittag.

Ich bitte Sie, geehrtester Herr, meine Ehrerbietung Seiner Hochwürden den Bischof von Agatopolis und Madame Fontane darzubieten, und die Versicherung meiner ausgezeichneten und ergebene Gefühle zu genehmigen.

Ihr gehorsamster und

ergebenster Diener

Césaire Kard. Erzb. v. Besançon¹⁹

Brief V

Geehrtester Herr!

Es ist sehr wahr, daß wir hier vielen Mißgeschick²⁰ ausgesetzt waren. Das Eintreffen einer starken Armee in den ungünstigsten Umständen: ein eiserner Himmel und eine überaus harte Temperatur selbst in Hinsicht unseres Klimas, das für eines der kältesten von Frankreich mit Recht gehalten wird: unsere in aller Eile versammelten, mit ungenügenden Kleidungen, Nahrungsmitteln, Schuhwerken versehenen Truppen; und, nach etlichen wenigen, sehr theuer errungenen Erfolgen, ein Abzug, der sich nicht erklären ließ, indem er ohne Grund war, und, wie es mich dünkt, keinen Urheber hatte, als den Civilcommisair, den Gambetta unbesonnen den Feldherrn zugesellen wollte und der Feldherr aus Charakterschwäche aufnahm, dieß sind, geehrtester Herr, unser Fehlen und Unglück.

Für solche Thorheiten aber, wurden wir recht mit dem Unheil einer Retirade bestraft, die auf den Übergang der ganzen Armee in die Schweiz hinauslief.²¹

Wir waren umringt und im Begriffe bombardiert zu werden, als der Waffenstillstand dazwischen kam, gerade am Tage, wo ich in dem Dom das Gelübde abgelegt

(neue Manuskriptseite, d. Hrsg.)

Stücken abgeschlossen; die schon festgesetzten Bedingungen deßen sind sehr beschwerlich, namentlich für meine kirchliche Provinz, die dabey ihre zwey wichtigsten Bistümer, Straßburg und Metz, verliert; allein immerhin²² eine Wohlthat.

Unsern schon so erdrückenden Dranksalen kam noch ein unbeschreibliches Mißgeschick hinzu, der in Paris ausgebrochenen Aufstand. Hätte sich die Kammer dort befunden, so wäre der Umsturz Frankreichs unvermeidlich gewesen, und was wir in allen unsern Revolutionen seit 1789 gesehen haben, die Unterwerfung des ganzen Landes unter das Joch etlicher Gottlosen, hätte sich sehen lassen. Gott erlaubte es nicht, und das ist eine unermeßliche Wohlthat; aber es ist

uns noch sehr bang. Gestern kündigte man uns an, daß der Erzbischoff von Paris verhaftet,²³ die Klöster geplündert und das Blutgericht aufgerichtet worden. Bis jetzt sind wir darüber noch nicht ins Klare gekommen.

Diese Nachrichten gehen mir um so näher zum Herzen als ich aus Paris gebürtig bin, und noch viele Bekannte und Freunde in dieser Hauptstadt zähle. Seit dem vorigen Jahre wo mein Bruder, der **Admiral Mathieu**, gestorben ist, haben die letzten Überlebenden meiner Familie die Stadt verlassen, allein meine Anhänglichkeit an meine Geburtsstadt hörte damit nicht auf. Dort ruhen die Gebeine meiner Ahnen und meiner ehrwürdigen Tanten. Es war mir vergönnt die sterblichen Überreste meines seligen Bruders nach Besançon mitzubringen und sie denen einer vielgeliebten Schwester zu vereinigen, in der Kapelle von unsren Spital, wo ich jeden Monath die heilige Messe auf ihren Gräbern lese.

Mit betrübtem Herzen werfe ich die Augen auf Paris, wohin ich mich jährlich begab, um meine Seele in der Einsamkeit von St Sulpice²⁴ wieder zu stärken und mein Herz vor den Altaren der Domkirche Notre Dame zu erquicken, wo ich ehemals, als Domherr und General-Vicar von S. Hochwürden von Quelen, seligen Andenkens, betete. Von da versah ich die Pfarrey von St Madeleine,²⁵ und nachher wurde ich Bischof von Langres dann **Erzbischoff v. Besançon**, auf das Wort des Papstes Gregorius XVI, den ich zu Rom im Jahre 1843 gesehen hatte und der mir sehr freundlich und väterlich begegnete.

Oft begab ich mich nach Paris für die Sitzungen des Senats deßen Glied ich, als Kardinal, war = und so wie ich, mit der Gnade Gottes, niemals mein Herz an irdischen Ehren hängen ließ, ebenso konnte ich nie mit gleichgültigen Augen das Unglück des Fürsten sehen, von dem ich diese Ehren empfangen hatte. Ich hielt gegen ihn eine unverletzliche Treue, als eine aus meinen Eide entstehende Pflicht, und deßen ungeachtet hielt er mich für einen Gegner, weil ich frey und unabhängig in meinen Meinungen bleiben wollte, und mich verweigerte, schlechte oder ungerechte Maßregeln durch mein Votum zu bestätigen. Da jetzt mein potitisches Leben ein Ende nimmt, beschränke ich mich in's Bereich meiner geistlichen Funktionen²⁶, die mir groß und wichtig genug vorkommen; und mich derselben gebürlich zu entledigen ist ferner meine einzige Sorge.

Ich statue Ihnen meinen besten Dank ab, für die an mich gesandten Photographien. Es sind zwey liebe Erinnerungszeichen, welche ich an die Wand meines Ruhezimmers hängen werde, denn nichts kann so sehr das Herz erquicken, als der Anblick der wahren Freunde, welche mit uns durch Gott für Gott, und in Gott verbunden sind.

Genehmigen Sie gnädigst geehrtester Herr, den Ausdruck meiner ausgezeichneten Gefühle, und bezeugen Sie gütigst Madame Fontane meine Ehrerbietung.

Ihr ergebenster u. gehorsamster
Diener
Césaire, Erzb. von Besançon.²⁷

Anmerkungen

- 1 Für ihre Hilfe bei der Entzifferung der Manuskripte bin ich Friderun Bradley, Gotthard Erler und Anthony Phelan sehr dankbar.
- 2 René Cheval, Fontane und der französische Kardinal. Ein neuentdeckter Briefwechsel (1870-75) mit Césaire Mathieu, Erzbischof von Besançon, Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft, XXVII (1983), 19-58.

- 3 Zit. aus: Theodor Fontane, Kriegsgefangen: Erlebtes 1870, in: Werke, Schriften und Briefe, hrsg. v. Walter Keitel und Helmuth Nürnberger (München, 1962), Abt. III, Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen, Bd IV, Autobiographisches, S. 1236
- 4 S. Cheval, S. 25
- 5 Für diesen Hinweis bin ich den Mitarbeitern des Theodor-Fontane-Archivs dankbar.
- 6 Vgl. Anm. 2
- 7 Werke, Schriften und Briefe, Abt. IV, Briefe, Bd 2, 1860-78, hrsg. von Otto Drude u.a., S. 352.
- 8 Vgl. den Brief Fontanes vom 24. Nov. an seine Frau, in welchem er seine Freilassung meldet; Briefe, 1860-78, S. 361.
- 9 Louis F.N. Besson, Vie de son éminence Mgr le Cardinal Mathieu archevêque de Besançon, 2 Bde. (Paris, 1882), S. 297-98.
- 10 Brief I des von René Cheval veröffentlichten Briefwechsels (s. o. Anm. 2), S. 40-41; im 3. Absatz davon bezieht sich Fontane unmittelbar auf den Schlußteil dieses Briefes.
- 11 Auslassungen, Erklärungen bzw. Korrekturen des Herausgebers stehen in runden Klammern wie folgt:
(neue Manuskriptseite, d. Hrsg.)
(= Besançon, d. Hrsg.)
Fettdruck bedeutet Hervorhebung im Manuskript, wie 'Admiral Mathieu'.
Fragezeichen nach der Vorlage.
- 12 Dies geschah wohl als Folge der Bemühungen Elsy von Wangenheims; vgl. den Brief Fontanes vom 6. Okt. 1870 an seine Frau, Briefe, 1860-78, S. 338. S.a. Cheval, S. 20-21. Titular-Bischof von Agathopolis und Feldprobst des Preußisch-norddeutschen Heeres war Franz Adolf Namszanowski (12. VIII. 1820 - 22. III. 1900).
- 13 Vgl. den Brief Fontanes vom 20. Dezember 1870 an Graf Albrecht von Roon: "Ich möchte den Herrn Paul Bial, für den sich der 84jährige Cardinal von Besançon lebhaft interessiert, besonders der gnädigen Erwähnung (!) von Ew. Excellenz empfohlen haben"; Briefe, 1860-78, S. 368.
- 14 'Hochachtung' gestrichen, dafür 'Hoffnung'.
- 15 'Césaire' mit Bleistift von anderer Hand eingefügt.
- 16 'Lo?'; durchstrichen (= La Rochelle, d. Hrsg.)
- 17 S.o. Anm. 13.
- 18 'die ... erhielt'; Fragezeichen am Rande von anderer Hand.
- 19 'Césaire' und 'Besançon' mit Tinte von anderer Hand eingefügt.
- 20 'Mißgeschick' mit Bleistift am Rande von anderer Hand.
- 21 Die bis zum 27. Jan. von Bourbaki geführte französische Ostarmee trat am 2. Feb. 1871 bei Pontarlier auf schweizerisches Gebiet über und wurde entwaffnet.
- 22 'immerhin' mit Bleistift verbessert.
- 23 Der nachher, bei der Niederwerfung der Kommune als Geißel erschossene Kardinal Darboy. Darauf kommt Fontane in seinem Antwortbrief vom 31. Mai zurück; s. Cheval, S. 40.
- 24 'Sulpice' mit Bleistift von anderer Hand.
- 25 Zu Besançon.
- 26 'Funktionen' mit Bleistift von anderer Hand.
- 27 'Césaire' und 'Besançon' mit Bleistift von anderer Hand.

Der Hrsg. dankt der British Academy für ihre Unterstützung während der Arbeit an diesem Beitrag.

LITERATURGESCHICHTE / INTERPRETATION

Roland Berbig, Berlin

"... wie gern in deiner Hand / Ich dieses Theilchen meiner Seele lasse."

Theodor Storm bei Franz Kugler und im Rütli: Poet und exilierter Jurist

Herrn Prof. Dr. Peter Wruck
zur Vollendung des 60. Lebensjahres

I.

Das Haus in der Friedrichstraße 242, in das Theodor Storm am 5. September 1853 für mehrere Wochen einzog, hatte in Berlin einen guten Namen. Es zählte zu den ersten Adressen im literarischen Leben der Stadt. Der Schwiegervater des Kunsthistorikers und Vortragenden Rates Franz Kugler, Julius Eduard Hitzig, als Freund und Biograph E. T. A. Hoffmanns und Adalbert Chamisso schon Legende geworden, war erst wenige Jahre zuvor gestorben (1849), und mit Paul Heyse schien eine neue literarische Karriere eben von dort ihren Lauf zu nehmen. Und Kugler als Hausherr entfaltete in den Räumen des Hauses ein arbeitssames Treiben, bei dem er Geselligkeit mit künstlerischen und literarischen Plänen zu verknüpfen wußte.

Folgt man Überlegungen Georg Bollenbecks, paßte es in Theodor Storms schriftstellerisches Sozialverhalten, sich gerade in diesem Haus einzuquartieren. Denn wenn es ihm tatsächlich auf die Anerkennung bei den "herrschenden literarischen Geschmacksträgern"¹ ankam, dann durfte er sich bei Kugler in guten Händen wissen. Seit einiger Zeit verstärkte der Freundeskreis um "Lessing", wie Kugler im literarischen Sonntagsverein "Tunnel über der Spree" genannt wurde, sein Bemühen, in die zeitgenössische Literaturkritik einzugreifen. Überdies trat Storm mit diesem Schritt in unvermittelten Kontakt zu einem der Herausgeber des belletristischen Jahrbuches "Argo", für das er Beiträge - die nicht unumstritten geblieben waren² - geliefert hatte. Bereits vor Jahresfrist (Dez. 1852) war Storm bei seiner Berlin-Visite in dem Poeten-Kreis um Kugler und Theodor Fontane freundlich aufgenommen worden. Damals hatte er im Hotel wohnen müssen. Diesmal sollte er gleich zwischen drei Angeboten - Fontane, Eggers und Kugler - entscheiden dürfen.

Für Storm hatte sich im Verlauf der zurückliegenden Monate die berufliche Lebenssituation empfindlich verschlechtert, so daß die Begegnung, die der Beginn einer dem Exil ähnlichen Zeit werden sollte, zwiespältigen Charakters war. Einerseits trafen sich Schriftsteller, die in die literarische Öffentlichkeit drängten und auf deren Anerkennung bedacht waren. Aus dieser Sicht freuten sich die Berliner über den poetischen Zuwachs aus dem Norden - nicht zuletzt deshalb, weil man mit der Publikation "Argo" ein norddeutsches Jahrbuch³ geplant hatte, auf dessen Fortführung man (noch) hoffte. "Sie traten gleichsam wie ein lieber Bekannter in unseren Kreis", hatte Fontane an Storm am 8. März 1853 geschrie-

ben. Und: Storm sei ihnen *"die Verkörperung von etwas ganz besonderem in der Poesie"* und lebe *"neben vielem andren auch als eine Art Gattungsbegriff bei uns fort."*⁴ Die damals erzielte Wirkung Storms beeindruckte Fontane bis in die späten Jahre. *"Wir waren wohl die erste kleine Stormgemeinde"*, erinnert er sich nach dem Tod des Dichters.⁵ Nicht anders mußte es Storm ergangen sein. Obwohl er bereits in den vierziger Jahren als Autor Profil gewann und sich regional Anerkennung verschaffte, kam es zum eigentlichen Durchbruch erst mit den *"Sommergeschichten und Liedern"*, die 1851 im Verlag von Alexander Duncker in Berlin erschienen waren. Paul Heyse, selbst noch in den Kinderschuhen erster Erfolge, war von Duncker, der auch sein Verleger war, um ein Urteil zu Storms Texten befragt worden und hatte diesem herzlich zu der Bekanntschaft mit dem noch unbekanntem Dichter gratuliert.⁶ Zu Recht meldete Storm dem befreundeten Brinkmann, sein Name habe *"als Poet in den literarischen Kreisen hier (in Berlin - R. B.) einen guten Klang"* und seine Gedichte würden *"Jubel erregen"*.⁷ Andererseits begegneten sich in der preußischen Residenzstadt Bürger, deren Bürgerlichkeit durch ein spezifisches Berufs- und Beamtenverhältnis geprägt war. Mit der Kassierung seiner Advokatenbestellung stand Storm unter einer besonderen Art Berufsverbot. Durch die dänische Kooperation mit Preußen, das großpolitischen Konstellationen Tribut zu zollen hatte, waren Holstein und Schleswig unter die Vorherrschaft der Dänen geraten. Schon 1850 hatte Storm seine Praxis geschlossen - ein Protest, der den Abbruch aller beruflichen Kontakte zu den neueingesetzten dänisch gesinnten Beamten bedeutete.

Seine Suche nach Anstellungen außerhalb Schlesiens und Holsteins verkomplizierte sich durch die Verschiedenartigkeit der geltenden Rechtssysteme.⁸ Zermürbende Ablehnungen gingen einher mit einer kaum zurückgehaltenen Reserviertheit gegenüber Preußen, dem er Schuld an den eingetretenen politischen Verhältnissen in seiner heimatlichen Umgebung zuschrieb.

Der Briefdisput über Preußen und Berlin, den Storm und Fontane austrugen, ehe der Norddeutsche bei Kugler untergebracht wurde und sich später in Potsdam niederließ, trägt alle Anzeichen des politischen Spannungsverhältnisses, das Storm wohl vorab klar herausstellen wollte. In ihm manifestierte sich die politische Differenz ebenso wie die verschiedenartige Auffassung von Loyalität im staatsbürgerlichen Verhalten.⁹ Mit Storm kam ein Mann nach Berlin, der nicht bereit gewesen war, die ihm abverlangte Loyalitätserklärung gegenüber der vom dänischen König eingesetzten Regierungsbehörde im Herzogtum Schleswig abzugeben. Der Wert dieser konsequenten Haltung läßt sich nicht zum geringsten aus dem Umstand ermessen, daß Storm unbeirrt blieb, obwohl sich die allgemeine Lage zu entspannen schien. *"Ihm wird die Heimat fremd"*, schreibt sein Biograph Bollenbeck, *"als sich seine Landsleute mit den neuen Verhältnissen abzufinden beginnen"*¹⁰ und das Klima der öffentlichen Verhältnisse von Anbiederei und Denunziantentum beherrscht wird. Von den beiden möglichen Verhaltensweisen - mitzutun oder sich verweigern - wählte Storm die zweite und gewann daraus das Selbstwertgefühl, das ihm nicht nur in Berlin versteckten und offenen Tadel einhandelte.

Auch der Berliner Kreis - und das war vornehmlich die Rütli-Runde¹¹ - ließ schon nach der Lektüre der von Storm eingesandten Beiträge für das Jahrbuch am eigenen staatsbürgerlichen Bewußtsein keinen Zweifel aufkommen. Fontane, beauftragt, Storm vom Resultat der Debatte um die Gedichte und *"Ein grünes Blatt"* zu unterrichten, formulierte wünschenswert deutlich: *"Das Deutsch-Patriotische kann sich natürlich in den stärksten Ausdrücken äußern, aber was nach*

der einigen, unteilbaren deutschen Republik schmeckt, könnte uns 'Beamten' doch sehr verübelt werden." Märtyrertum könne "unmöglich von Personen erwartet werden, die teils ausgesprochenermaßen, teils unbewußt au fond de coeur die besten Preußen und Royalisten von der Welt sind."¹²

Es ist nicht nötig, diese Frontenklärung noch einmal zu beschreiben. Sie gehört allerdings zu dem Umfeld, das den Ton der Briefe Franz Kuglers an Theodor Storm prägt.¹³ Hier bleibt festzuhalten: dem Mut Storms, seiner beruflichen Entwicklung nicht die politische Gesinnung zu opfern, stand in Berlin politisch loyales Verhalten gegenüber, das z.T. durch den scheinbaren oder tatsächlichen Sachzwang im Berufsleben befördert wurde.¹⁴ Verwandtes und Entfremdendes lagen nah beieinander, zuweilen verwischten die Grenzen, so daß es zu Mißverständnissen kam, weil die gleiche Elle an unterschiedliche Personen gelegt wurde. Daß dies geschehen konnte, war dem Alltag geschuldet, auf den man sich einließ, der aber auch Handlungsräume eröffnete, die als Chance empfunden und genutzt wurden.

Die Briefe Kuglers an Storm gründen auf dem Fundament, das der tägliche Umgang über einen längeren Zeitraum im Herbst 1853 gelegt hatte. Jener Aufenthalt im Hause Kuglers ist durch weitere, bislang wenig genutzte Quellen dokumentiert. Kugler hatte seine Frau nämlich im Sommer 1853 nach Dürkheim geschickt, wo ihr an einer Darmerkrankung leidender Sohn Hans eine Kur erhalten sollte. Während dieser Zeit, in die genau Storms Gastaufenthalt fiel, berichtete Kugler ausführlich vom Gang der täglichen Geschäfte. Dienstliches geriet in Nachbarschaft zur privaten Mitteilung; dem Ärger über seinen höchsten Chef, den Kultusminister Friedrich von Raumer, stellte er Erläuterungen über Malerarbeiten im Hause zur Seite. Mehr als in seinen Briefen an Fontane oder andere Korrespondenzpartner scheute er es hier nicht, den Mißlichkeiten des Alltags und seinen eigenen Stimmungen kräftig Ausdruck zu verleihen. Der vollständige Abdruck dieser Briefe, obwohl er seinen Reiz hätte, verbietet sich an dieser Stelle aufgrund des Umfangs.

Im folgenden soll diese Quelle soweit herangezogen werden, wie sie neues Material zum Thema beisteuert. Weiter beansprucht besondere Aufmerksamkeit die Betriebsamkeit der Rütli-Mitglieder. Es wird einmal mehr deutlich¹⁵, daß diese Vereinigungsform in sich heterogene Kräfte umschloß, die, wo sie auf einzelne Punkte konzentriert wurden, vereint im institutionellen gesellschaftlichen Leben Wirkung zu erzielen vermochten. Davon profitierten nicht nur Fontane oder Eggers, sondern auch Theodor Storm.

II.

"Eine kleine Zerstreung für meine Einsamkeit habe ich mir vorbereitet", schrieb Franz Kugler am 27. August 1853 an seine Frau, "und ich hoffe, daß Du damit nicht unzufrieden sein wirst. Storm will Ende nächster Woche herkommen."¹⁶ Vorabsprachen über Storms Unterbringung hatte es schon gegeben. Ohnehin war man seit dem Sommer darauf eingestellt, den norddeutschen Dichter erneut als Gast in Berlin zu haben. Bereits im Juli¹⁷ hatte Storm darauf gerechnet, eine dahinlautende Benachrichtigung vom preußischen Justizminister zu erhalten. Doch das hatte sich zerschlagen, so daß am 9. August 1853 die Klage nach Berlin gegangen war: "Mich und meine Angelegenheiten anlangend, so scheint Ihr Kabinett mich ganz vergessen zu haben; ich sitz und warte."¹⁸

Als sich Storm darauf in den letzten August-Tagen endgültig entschloß, seine beruflichen Anliegen vor Ort, d.h. in Berlin zu beschleunigen, durfte er schon mit einer privaten Unterkunft rechnen. Er bat Fontane, mit Friedrich Eggers abzumachen, "wessen Penaten mich beschützen sollen".¹⁹ Dabei war Kugler noch nicht im Gespräch gewesen. Angesichts der Respektabilität, die ihm bescheinigt wurde, der "Geheimrätlichkeit", darf vermutet werden, daß er sich tatsächlich erst anbot, als die Schwierigkeiten bei Eggers und Fontane eine angemessene Gastlichkeit für Storm ausschlossen. Malerarbeiten im Hause, die ihm Last gewesen waren und den Fluß der Arbeit behindert hatten, erklären sein Zögern zusätzlich.

Aber: "Da nun Eggers am 1ten seine Wohnung wechselt, darin weniger Platz hat und überdies nächstens nach Nürnberg reist, da Fontane doch weder Platz noch an Sonstigem etwas übrig hat und seine Frau kränkelt, so habe ich Storm geschrieben, er möge bei mir wohnen."²⁰

Die mit Storm vertrauteren Fontane und Eggers waren es denn auch, die den Dichter am 5. September - einem Montag - um 5 Uhr von der Bahn abholten und direkt zu Kugler brachten. Schenkt man Friedrich Eggers Glauben, so wäre Storm am liebsten bei ihm abgestiegen. Das Empfinden norddeutscher Verwandtschaft, vorangegangener Schriftverkehr und poetisch ähnliche Neigungen in der Mundartdichtung mochten bei diesem Wunsche Pate gestanden haben. Den ersten Abend verlebte man zu dritt bei Kugler daheim und trennte sich erst kurz vor Mitternacht. Für Eggers, der sich durch die Begegnung mit Storm familiäre Anerkennung bei den in Rostock lebenden Eltern versprach, gab dessen Eintreffen einen willkommenen Anlaß ab, davon nach Hause zu berichten: "Theodor Storm, der nun bei Kugler abgestiegen ist, meinte heut Morgen, wär's nicht um meine Abreise gewesen, so hätte er doch bei mir wohnen mögen."²¹ Offensichtlich war man auch gleich über die Lieblingsthemen ins Gespräch gekommen, denn Storm fand Gelegenheit, Eggers seine Bedenken über dessen plattdeutsche Verse für die "Argo" zu unterbreiten. Unschwer ist der Ton der Erleichterung bei Eggers herauszuhören, in dem er vom Ausgang dieses frühen Disputs über Poetisches nach Rostock sprach: "Gestern sagte dieser enthusiastische Verehrer (gemeint ist Storm - R.B.) von Groth noch, daß er in meiner Stelle nimmermehr das Wagestück gemacht hätte, gleich nach Groth mit plattdeutschen Gedichten zu kommen. Heute, nachdem er sie gehört hatte, war er ganz damit einverstanden und erklärte sie für durchaus mittheilbar."²² Storms Urteil, dessen Schrankenlosigkeit wenig später Verstimmungen provozierte, wurde ernstgenommen; es ebnete ihm den Weg in den Berliner Literatenkreis, verlieh ihm den Status des Gleichberechtigten und wurde mit Respekt gehört und in Betracht gezogen.

Kugler bemühte sich, besonders in den ersten Tagen ein Gastgeber zu sein, dem es an abwechslungsreichen Angeboten nicht mangelte. Gleich am Dienstag hörte und sah man sich die Oper "Don Juan" an - die man allerdings nur "in einigen wenigen Punkten gut und in vielen abscheulich"²³ fand - und traf sich in der Gemäldegalerie des Museums. Für Donnerstag (8. September) berief Kugler, umsichtig in allem, eine Rütli-Sitzung ein, um Storm möglichst direkt in den zu diesem Zeitpunkt voller Pläne steckenden Kreis zu integrieren. Die kurz vor ihrem Abschluß stehenden Arbeiten am Jahrbuch "Argo" erzeugten eine angespannte Stimmung und verliefen teilweise fieberhaft, was Storm zu spüren bekam. In vorgerücktem Stadium befanden sich auch die Überlegungen, das von Friedrich Eggers redigierte "Deutsche Kunstblatt" um ein literarisches Beiblatt

zu erweitern. Ein Verlegerwechsel nach Berlin sollte die redaktionellen und technischen Probleme entschärfen. Deswegen war Eggers einige Zeit zuvor sogar beim Kultusminister von Raumer, Kuglers Dienstherrn, vorstellig geworden: damals ohne Erfolg. Er "habe aus dessen hohem Munde leider das Urtheil und die Erklärung entgegen nehmen müssen, daß ich und mein Blatt sehr mißliebige Creaturen seien. Weißt Du", hatte Eggers seinem Vater resümiert, "bei den Kaufleuten heißt gut = reich schlecht = arm so heißt bei ihm (dem Minister - R.B.) gut = pietistisch und reactionnaire, schlecht = wahrhaft fromm u liberal."²⁴ Heinrich Schindler, der gewünschte Verleger, hatte nun, gerade als Storm angekommen war, Eggers 800 Rth. angeboten und angedeutet, das Blatt zu übernehmen. Damit zeichnete sich die angestrebte Zentrierung auf Berlin ab.

Wie sehr sich das Rütli der ökonomischen Seite seiner Pläne bewußt war, zeigen die detaillierten Beobachtungen des literarischen Marktes, die beispielsweise Kugler anstellte. Das Ergebnis dieser Recherchen wurde Clara Kugler ebenso detailliert mitgeteilt, mochte ihr Interesse daran auch noch so gering sein. "Vom Buchhändler empfangen ich eben ein Familienbuchheft (vom Lloyd), worin Paul's Marion (ein frühes Prosastück von P. Heyse - R.B.) steht; auch zur Ansicht einen von Hering (d.i. Willibald Alexis) herausgegebenen Volkskalender auf 1854, mit Novellen, Gedichten und allen möglichen Namen. Es regt sich wieder alles mögliche Literarische. Unter Kleins Redaction erscheint hier seit kurzem ein Journal, Phoenix, das Novellen und ebenfalls alles Mögliche (außer Politik u drgl.) bringt."²⁵ Kugler erwähnte auch das in Aussicht stehende Literaturblatt, um daran die besorgte Bemerkung zu knüpfen: "Auf die Physiognomie unserer Argo zwischen all diesem Uebrigen bin ich in der That gespannt."²⁶

Seit Anfang der fünfziger Jahre hatte Storm das gebildete Lesepublikum gesucht und sich "in die Literaturverhältnisse hinein"-geschrieben.²⁷ Seine Korrespondenzen mit gewichtigen Exponenten des zeitgenössischen literarischen Lebens wie etwa Karl Goedeke oder Robert E. Prutz waren eröffnet. Sein Blick für den Stellenwert derartiger Verbindungen war geschärft. So konnte er als Neuling im Rütli auch gleich seine "Konnektionen", wie man dort gern umschrieb, einbringen. Die beruhigende Wirkung diesbezüglicher Gespräche, die ja das schriftstellerische Aufgehobensein implizierten oder zumindest förderten, mußte Storm mit Dankbarkeit empfinden.

Gleichzeitig durfte er sich Unterstützung in der juristischen Anstellungsfrage versprechen. Dafür standen einzelne Mitglieder des Rütli. Bei aller politischen Skepsis registrierte Storm mit Befriedigung, wie z.T. unvermittelt und durch Verwandtschaft gestützt die Wege des Rütli zu ministeriellen Einrichtungen und Persönlichkeiten führten. Nicht ganz sicher ist, wie weit er über die jeweils konkreten Bindungen der Rütli-Mitglieder im preußischen Staat informiert war. Wußte er, daß Fontane - trotz gesundheitlicher Unterbrechungen - für die Centralstelle für Preßangelegenheiten gearbeitet hatte und mit dem Referieren wichtiger Presseerzeugnisse für preußische Interessen beauftragt gewesen und nur durch einen Wechsel in der Leitung der Centralstelle zum Pausieren genötigt war?²⁸ Sah er in Wilhelm von Merckel, der sich bald für ihn verwenden sollte, den ehemaligen und über seinen Rücktritt weit hinaus Einfluß nehmenden Leiter des ehemaligen Literarischen Cabinetts, einer Manteuffelschen Einrichtung? Ahnte er, daß Karl Bormann, seit 1849 Provinzial-Schulrat in Berlin, Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses unterrichtete und, was von Gewicht war, aktiv in der preußischen Schulpolitik wirkte, wo man bis zum Minister hinauf auf sein Wort hörte?²⁹

Geahnt wird Storm es haben. Wie ihm die Eleganz der Wohnung Bormanns auffällig war³⁰, so werden ihm andere Anzeichen sozialen und politischen Prestiges im werdenden Freundeskreis nicht entgangen sein. Dem Verständnis Storms von der eigenen sozialen, aber auch persönlichen Rangordnung entsprach dieser reputable Charakter durchaus. Zufrieden konnte Storm uneingeschränkt mit dem Gast-Alltag sein, der ihm von Kugler eingerichtet wurde. Die hohe Kultur der hier gepflegten Geselligkeit erfüllte den Anspruch, den Storm an sie stellte. "Wir waren heiter beisammen", heißt es in Kuglers Brief an seine Frau vom 9. September, "und (Hermann) Weiß beim Thee in bester Laune, was Storm sehr gefiel."³¹ Immer wieder berichtete Kugler von Begegnungen bei Tee oder einem guten Glas Markobrunnen.

Eher heiter war man auch am Vortag beim ersten gemeinsamen Rütli-Treff gewesen. Fontane hatte sein Argo-Lied vorgetragen, in dessen Refrain "Hurra, hurra, hurra/ O 'Argo', deine Bugspriet ist nah"³² Storm bald eingestimmt haben mochte. Wichtiger mußten ihm freilich die "Spezial-Conferenzen" mit Wilhelm von Merckel, "der für dessen (Storms - R.B.) Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde"³³, gewesen sein. Es spricht für die allgemeine Zufriedenheit, daß der Abend mit Musik ausgeklungen war. Man habe "noch ein Paar Hefte von meinen Liedern durch/gesungen/, die ich Storm verehrt habe, die ihm zu gefallen scheinen und über die er schreiben wird".³⁴

Auseinandergegangen war man mit der Verabredung für den nächsten Rütli gleich am darauffolgenden Sonnabend - und damit hatte man sich in den gewohnten Rhythmus der regelmäßigen Sitzungen wieder eingetaktet. Adolf Menzel, auf dessen versprochenes Titelbild für das Jahrbuch man sich (noch) freute, und Storm wurden nunmehr als gültige Rütlionen der "Sozietät" aufgenommen, "so daß wir die Musenzahl herausbringen"³⁵, wie Fontane befriedigt feststellte.

Daß Kuglers Zwischenbilanz nach der ersten gemeinsamen Woche mit Storm positiv ausfiel, wundert nicht. Zu der Erleichterung, keinerlei nennenswerte Schwierigkeiten mit dem neuen Hausgenossen zu haben, gesellen sich nur wenige kritische Anmerkungen. Sie galten Storms Urteilsentschiedenheit in poetischen Fragen. "Storm lebt in seiner stillen sanften Weise hin, die ihn doch nicht hindert, im dichterischen Urtheil ziemlich exclusiv zu sein, das Gewicht der Dinge etwas einseitig nach seiner Gefühlsstimmung abzumessen und den Rang seiner eigenen Leistungen gelegentlich etwas hoch anzuschlagen." Da gehe er, Kugler, nicht immer mit. "Wir scheinen überhaupt wohl ziemlich heterogene Naturen zu sein, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß mir sein Besuch nicht durchaus erfreulich sein sollte."³⁶ Die letzte Bemerkung wollte gewiß einer möglichen Beunruhigung seiner Frau entgegenwirken, die aus der Andeutung zuvor unliebsame Störungen des für ihren Mann gewünschten häuslichen Friedens herauslesen mochte.

Noch nicht 14 Tage waren vergangen, als es sich abzeichnete, daß Storms Berlin-Aufenthalt eventuell länger als erwartet dauern würde. Ihn selbst dürfte diese Entwicklung nicht überrascht haben, hatte das preußische Justizministerium doch bereits Anfang März bei ihm angefragt, ob er zur Erwerbung der erforderlichen neuen Rechtskenntnisse zu einem 6-monatigen Volontariat - das hieß ohne jede Bezahlung - an einem preußischen Kreisgericht bereit sei.³⁷ Möglicherweise hatte Storm den Berlinern nicht in der Deutlichkeit angekündigt, daß der Bruch mit seiner Heimat³⁸ zu diesen Konsequenzen führen könnte. Indes schien es Kugler, trotz einer gewissen Überraschtheit, eine durchaus angenehme Vor-

stellung, die Familie Storm in den engeren Familienverkehr einzubeziehen. Diese Aussicht ermunterte ihn, seiner Frau noch einmal ein briefliches Portrait des Husumer Dichters zu skizzieren. "Sein Wesen stellt sich bei längerem Umgange immer mehr in der guten, edeln, feinfühlenden Weise heraus, wie es sich gleich bei der ersten Bekanntschaft gezeigt hatte", hob Kugler am 12. September hervor, "sein ganzes Naturell ist in hohem Grade ein fein lyrisches, dem unser Eins freilich gern einen etwas compacteren Stoff wünschen möchte."³⁹ Die nachsichtige Freundlichkeit, die an diesem Tage Kugler die Feder führte, mag mit dem Lob zusammenhängen, das Storm über Kuglers Poesie ausgesprochen hatte. "Ich muß ihm besonders dafür sehr dankbar sein", heißt es nämlich im selben Brief, "daß er sich für meine Lieder lebhaft begeistert". Storm habe sogar "bereits eine ausführliche Anzeige geschrieben."⁴⁰

Mit der Ankunft Theodor Storms und dem Vortreiben der Publikationsprojekte änderte sich die Qualität und der Grad der Sozialisation im Rütli. Seinen Niederschlag fand das in den Verkehrsformen, die man pflegte. Die Ernsthaftigkeit der Unternehmungen erschloß produktive Räume nun auch außerhalb der Vereinigung. Die "literarischen Freunde", von denen Kugler üblicherweise sprach, begannen tatsächliche Freunde zu werden, mit denen der gesellschaftliche Verkehr erwogen wurde. Gesellschaftlicher Verkehr: das bedeutete partielle soziale wie persönliche Gleichstellung, die Kugler ansonsten höchst selten konstatierte.⁴¹ Konzeptdiskussion und Versuntersuchungen gingen immer häufiger einher mit Diner, gemeinsamem Gesang und Musizieren. Musische Kreativität prägte diesen Alltag, in dem nach und nach auch die anderen Familienmitglieder einen eigenwertigen Platz erhielten. Dieses Klima begünstigte Storms dichterische Arbeit, so daß Kugler nach Dürkheim melden konnte: "Storm hat hier u. A. schon einige hübsche lyrische Verse geschrieben"⁴², die umgehend vorgelesen und beredet wurden. Höhepunkt dieser Tage, ganz im Zeichen schönster Gemeinschaft, wurde die Feier zu Storms Geburtstag am 14. September.⁴³ Auf dem Gabentisch präsentierte sich das Rütli literarisch in einer Art poetischen Selbstportraits. Die verantwortlichen Redakteure des Jahrbuches "Argo", Theodor Fontane und Franz Kugler, hatten einen guten Teil der gedruckten Texte der Rütliionen zusammengetragen, um damit Storm eine Freude zu bereiten. Paul Heyse war vertreten mit seiner Verserzählung "Die Brüder", die von Fontane als "ein Vollendetes" bezeichnet wurde⁴⁴, Bernhard von Lepel mit der frühen Gedichtsammlung "Lieder aus Rom" und Fontane mit seinen Romanzen *Von der schönen Rosamunde*, die 1853 eine zweite Auflage erfahren hatten, was für den Erfolg beim lesenden Publikum sprach. Kugler legte sein Trauerspiel "Jacobäa" hinzu, und am Nachmittag überreichte Karl Bormann eins seiner Bücher, wahrscheinlich "Die Tage des Herrn", das 1852 erschienen war. Fontanes Engagement bei der Ausgestaltung des Stormschen Festtages fällt auf. Er hatte auf Anfrage Kuglers, ob er "eine brauchbare und nützliche Idee" "zum Geburtstag unseres Husumer Poeten"⁴⁵ habe, erstaunlich bereitwillig reagiert. Leichter Hand wohl verfaßte er den Toast "An Theodor Storm zum 14. September 1853" und zwei Vierzeiler, die Lepels und sein Präsent begleiteten. Zusätzliche Freude stiftete Kugler mit einem Heft Lieder von Gotthard Wöhler, dessen Vertonungen von Gedichten Geibels, Heines und Eichendorffs Storm noch nicht kannte und bei dieser Gelegenheit für sich entdecken konnte.⁴⁶

Über dem Einleben Storms in Berlin kamen die Arbeiten an der "Argo" zu

einem Abschluß. Als anerkannter Rütlione beteiligte sich der Husumer dann schon an der Diskussion um Adolf Menzels Titelblatt-Entwurf, mit dem dieser Kugler "ein großes Herzeleid bereitet" hatte.⁴⁷ Friedrich Eggers war vom Rütli beauftragt worden, Menzel um ein solches Blatt zu bitten. Es sollte die Wirkung der verwegenen und übermütigen Merckelschen Einleitungsverse für die "Argo" abschwächen. An diese selbst hatte Kugler Fontane gebeten, mildernde Hand anzulegen.⁴⁸ Das Menzelsche Bild, das dieser rasch angefertigt hatte, fiel im Rütli durch. Storm, der von der Idee Menzels anfangs angetan gewesen war, riet nun gleichfalls davon ab, dieses Blatt als Titelbild eines seriösen Jahrbuches zu verwenden.⁴⁹ Übereinstimmung zwischen Kugler und Storm dürfte auch geherrscht haben, als Fontane, eben mit seiner Novelle *James Monmouth* fertig geworden, diese in das Feuilleton der "Preußischen Zeitung" und nicht für die "Argo" geben wollte. Es gelang, ihn davon abzubringen.⁵⁰ Die Rütli-Versammlungen, bei Storms Ankunft in Berlin mehrfach "kleine Abendgesellschaften"⁵¹, kehrten auf diese Weise zu ihrem arbeitsamen Vereinigungsalltag zurück.

Zu diesem Alltag paßte durchaus, daß der Kreis die Unterstützungsschritte für Storms berufliches Fußfassen betrieb, ohne damit gleich erfolgreich zu sein. Am 18. September wurde Storm vom Justizminister Simons, "der ein sehr guter Mann sein soll, ..., wie mir später von Merckel bestätigt wurde"⁵², empfangen. Nachdem der Husumer Jurist sein Anliegen vorgetragen hatte, war Simons damit einverstanden, daß Storm auf dem Gebiet des Landrechts arbeiten sollte, "meinte aber, es sei richtiger, an einem andern Ort als Berlin, obgleich er seinerseits dem nicht entgegenstehen wolle, zu volontarisieren, er könne und wolle mir darin nicht raten, ich möge das mit meinen hiesigen Freunden überlegen"⁵³. Bemerkenswert erscheint, wie die "hiesigen Freunde" nun auch offiziell als Berater legitimiert wurden. Merckel brachte Potsdam ins Gespräch⁵⁴, da der Direktor des Potsdamer Kreisgerichts "ein netter Mann und sein Schwager (Karl Gustav von Goßler - R.B.) dazu"⁵⁵ sei.

Diese Nachrichten erleichterten Storm, der sich bewußt war, daß er "Kuglers Gastfreundschaft nicht so ins Blaue hinein in Anspruch nehmen"⁵⁶ konnte, obwohl er Kugler "jeden Tag lieber"⁵⁷ gewönne und man in bestem Einvernehmen stand. Deutlich wird, wie weit der Einfluß des Rütli reichte und wie engagiert er ihn geltend machte. Merckels Verständnis vom Rütli als einer "republikanischen Genossenschaft"⁵⁸ erhält von daher ihren Sinn. Wem in dieser Runde Aufnahme gewährt wurde, der durfte auf dieses Engagement rechnen. Storm besann sich nicht lange und fuhr am 20. September nach Potsdam, um dort vorzusprechen. Fünf Tage später schien alles entschieden. Storm reiste erneut nach Potsdam hinüber, "da er in der That da zu bleiben und selbst nicht mehr nach Hause zu gehen gedenkt"⁵⁹, und um sich nach einer geeigneten Wohnmöglichkeit umzusehen.

Das war die Perspektive, die den Blick auf den nun bevorstehenden Abschied von Franz Kugler und seinen Freunden beherrschte: keine Trennung für lange Zeit, aneinander gebunden durch gemeinsame Pläne und Projekte und erworbene freundschaftliche Zuneigung.

Zwei Tage vor dem Auszug übergab Storm seinem Gastgeber, dem er mehr als Dank schuldete, einen Band seiner Gedichte. Mit der Widmung, die er eintrug, drückte er für sich poetisch aus, was ihn in Seelenverwandtschaft mit Kugler verband: dieses "mitunter hülflose Stummsein und Schweigen", wo "Konventionelle(s)"⁶⁰ in Wort und Wendung erwartet wurde. Die Eintragung lautete:

"Du weißt es schon daß ich mit Mühe nur,
Was mich bewegt, in laute Worte fasse,
Doch weißt du auch, wie gern in deiner Hand
Ich dieses Theilchen meiner Seele lasse."⁶¹

Der Brückenschlag, der diese Widmung war und sein wollte, stiftete ein brüderliches Bündnis, an dem Storm gelegen schien. Den Grund dafür gab eine Nähe ab, die in beider Rollenverständnis und dessen Wunschbild gesehen wurde: dem Poetentum als der eigentlichen Existenzform, zu der man bestimmt war.

III.

Die gemeinsamen Tage im Haus Kuglers lesen sich, folgt man ihrer Überlieferung in den Briefwechseln, wie Passagen einer Novelle des poetischen Realismus: Der aus politischen Gründen mit Berufsverbot belegte Dichter aus Schleswig findet solidarische Aufnahme in Berlin im Kreis des preußischen Geheimrates Kugler, der ein Mann von Noblesse und poetischem Verstand ist. Geselligkeit und literarische Arbeit, mit dem Ziel an der Reformierung des kulturell-literarischen Lebens in Preußen mitzuwirken, führen zur Annäherung, bei der kleine Dissonanzen nicht ins Gewicht fallen. Erst die Not beruflicher Bindung, bei deren Milderung alle behilflich sind, zwingt zur Trennung, die allseitig beklagt und bedauert wird. Viel Kulisse und Ambiente scheinen auf, selbst an Verklärung durch die weitgesteckte, von Poesie und Poetentum geprägte Sinnsetzung der prosaischen Wirklichkeit fehlt es nicht.

Daß die tatsächlichen Lebensumstände anders beschaffen waren, erweist sich umgehend, wird die Folie des Konventionellen abgezogen, auf deren Erhalt alle Beteiligten letzthin doch bedacht waren - mit einer Ausnahme. Dieser Ausnahme sind Aufschlüsse über die weitere Entwicklung der angebahnten Beziehungen, die Storm zu überschätzen im Begriff stand, zu verdanken: sie hieß Theodor Fontane.

Die überlieferten Briefe, die Fontane und Storm nach dessen Abreise von Berlin wechselten, lassen keinen Zweifel darüber, daß die erlebte und inszenierte Harmonie zügig entidealisiert wurde. Rütli und "Argo", ernstgemeinte ideelle Gerüste, gebaut gegen die Banalität und das unergiebig Aufreibende des Alltags, wurden von der Übermacht der wirklichen Lebensverhältnisse ihrer Beschwörer eingeholt und zeigten sich weniger stabil als erhofft.

Mehr als einmal schenkte der sich betont unsentimental gebende Fontane dem einige Hoffnung in die freundschaftlichen Bande setzenden Storm reinen Wein ein. Anlässe boten sich dafür mehr als genug: die "Argo" fand mehr Kritiker als Verehrer, das Kunstblatt wurstelte ständig in finanziellen Nöten vor sich hin, und der Verlaß aufeinander ließ mehr und mehr zu wünschen übrig. Am besten schnitt dabei noch das aus der Taufe gehobene "Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt" ab. Obwohl die Beiträge in der Regel ungezeichnet erschienen, sprachen sich einzelne Verfasserschaften herum, so daß Storms aktive Mitarbeit in der Anfangsphase (bes. 1854 u. 1855) zu seinem Heimischwerden in der Berliner und preußischen Literaturlandschaft beitrug.

In einer vom Verleger Heinrich Schindler unterzeichneten öffentlichen Mitteilung war überdies auf den personellen Zusammenhang von "Argo" und "Literaturblatt", das sich erklärtermaßen dem "Interesse der poetischen Nationalliteratur" widme, hingewiesen worden. An diesem Blatt wirken, so jenes Werbe-

blatt, "neben andern bekannten und geschätzten Schriftstellern namentlich der Kreis von Männern" mit, "welche sich an dem eben auftretenden belletristischen Jahrbuch 'Argo' betheilig" hätten.⁶²

Seine "Argo"-Beiträge und die Rezensionen zu Klaus Groth, Julius Rodenberg und anderen berechtigten Storm, das Zugehörigkeitsgefühl unvermindert anzunehmen. Auch die dazu in den Briefen geführten Debatten mochten das erhärten. Bei dem Zweck, "seine Theorie der Erlebnis- und Empfindungslyrik durch Abgrenzung der eigenen lyrischen Produktion und ästhetischen Position von der Poesie des Tages darzulegen"⁶³, durfte der Dichter sich in Einklang mit dem Rütli wissen - weniger was den Inhalt als vielmehr was den Anspruch betraf. Mit der "Argo" indes, auf die gern rekurriert wurde, verhielt es sich einigermaßen dürftig. Noch besänftigte sich der Rütli-Kreis mit Gerüchten angeblichen Gewinns und ermutigte sich mit ordnenden Standortbestimmungen.⁶⁴ Aber Mitte des Jahres 1854 wurden die Signale, eine geplante zweite Ausfahrt zu stoppen, deutlicher. "Es wäre immerhin schade", formulierte Fontane vorsichtig, aber unüberhörbar skeptisch, "wenn wieder ein Unternehmen einschlafen sollte, das wohl verdiente, an Stelle Gruppe'scher Musenalmanache und Heller'scher 'Vergißmeinnichte' seinen Platz zu behaupten."⁶⁵ Die von Schindler verschickte "Todesanzeige der Argo"⁶⁶ widerlegte alle gehegten Selbsttäuschungen durch ein klares Verlegerwort. Als dann 1857 das Jahrbuch mit dem Untertitel "Album für die Kunst" seine angestrengte Wiederauferstehung feierte, war Storm, wenn auch nicht in erster Reihe, wieder dabei.

Hinsichtlich des persönlichen Umfangs jedoch, der inneren Verbundenheit, die Storm wünschte und benötigte, begann mit seiner Rückkehr ins Preussische und seinem Wohnungswechsel nach Potsdam eine Kette von Enttäuschungen und verdeckter Verletzungen.

Fontanes spätere Erinnerungen von zahlreichen Rütli-Treffen mit und bei Storm können nicht darüber hinwegtäuschen, daß viele Verabredungen, die man traf, nicht eingehalten wurden. Absagen auf inständig vorgetragene Bitten, ihn doch in Potsdam zu besuchen, bestimmen die Briefe der Rütliionen an Storm. "Sie sprechen ja wohl Kugler noch heut", heißt es verbittert in Storms Brief an Fontane vom 3. Juni 1854, kurz vor dem Pfingstfest, "sagen Sie ihm doch, ich fände es ja ganz natürlich, daß er bei seiner kranken Frau bleibe; aber die Sache selbst (d.h. die Reaktionen der Rütliionen auf Storms Einladung - R.B.) sei höchst empörend."⁶⁷

Von Potsdam aus gesehen zersplitterte die stimmige Physiognomie des Rütli. Die Mitglieder begegneten Storm in ihrer von eigenen Interessen beherrschten Welt, die der Idee, für eine "poetische Nationalliteratur" zu wirken, selbst bei nachsichtigem Urteil kaum förderlich schien.

Hatte Storm am 8. Oktober 1853 über Fontane "unsern prächtigen Kugler"⁶⁸, den "Altvater" des Kreises⁶⁹ grüßen lassen, so konterte Fontane mit der Warnung vor dem eigentlichen Haus Kugler, dem der junge Paul Heyse als "Minister-Präsident" vorstand und das von den Frauen Kugler wieder in Besitz genommen sei.⁷⁰ Freute Storm sich auf Kuglers Geburtstagsfest und plante, etwas früher nach Berlin zu kommen, so schilderte Fontane die Vorbereitung der Festlichkeiten, die selbst ein freundlich gemeintes Hineinschneien vor der Zeit als unsägliche Unhöflichkeit empfinden ließ. Berichtete Storm von einer soeben getroffenen Verabredung mit Kugler, schon machte Fontane ihn darauf aufmerksam, daß Merckel, dessen Einladung der Husumer kurz davor auf bessere Tage vertröstet hatte, nun allen Grund zum Verstimmtsein hätte. Schon das letzte Bei-

spiel zeigt, daß Theodor Storm an den als Entfremdung empfundenen Erfahrungen nicht schuldlos war. Seine Ungewandtheit, das Geflecht sozialer und individueller Verknüpfungen ordnend zu durchschauen, um sich in ihm frei zu bewegen, bescherte ihm nicht selten Mißbilligungen der Freunde und Bekannten. Fontane erinnert, *„daß Storm, nach Art so vieler lyrischer Dichter - ... -, der Träger von allerhand gesellschaftlichen Befremdlichkeiten war, die, je nach ihrer Art, einer lächelnden oder auch wohl halb entsetzten Aufnahme begegneten.“*⁷¹

Ein besonderer Fauxpas Storms war es natürlich, sich gerade bei Fontane tadelnd über die *„frauliche Lust am Protegieren“*⁷² Henriette von Merckels zu mokieren. Diese hatte Storm beim Abschied von Berlin im Herbst 1853 überschwenglich angeboten, sich für den norddeutschen Dichter bei einer Reihe angesehener Persönlichkeiten zu verwenden. Über den verletzten männlichen Stolz, der sein Lächerliches hatte, verkannte Storm, daß ihm diese Hilfe von der Tochter eines ehemaligen Ministers, deren Verwandt- und Bekanntschaft sich in alle möglichen preußischen Staats- und Beamtungsbereiche erstreckte, angetragen wurde. Emil Illaire, der Kabinettsrat, dessen Dienste vom Rütli mehrfach in Anspruch genommen wurden, zählte zum vertrauteren Umgang der Familie Merckel. Fontane konnte es sich dann auch nicht nehmen lassen, Storm über den selbstlosen Freundschaftsdienst Henriette von Merckels für seine Belange zu unterrichten.⁷³ Die tiefgreifende Unterschiedlichkeit der beiden Welten, die in den Personen aufeinander stießen, hier wurde sie virulent. Daneben trat ein weiterer Umstand, der bei Fontanes nachhaltig wirkendem Vorbehalt gegen Storm beinahe unberücksichtigt blieb.⁷⁴ War Storm im Herbst 1853 in die Aufschwungphase des Rütli, *„von der wir uns alle viel versprochen“*⁷⁵, geraten, so erlebte er nun dessen erste Krise. Eine ganze Zeit lang laborierte Storm an seinem Bild der Runde, dem er die aktuellen Erfahrungen des Potsdamer Alltags wieder anpassen wollte. *„Unsern liebsten Umgang - Fontane, Eggers, Merkel (sic), namentlich das Haus Kugler, von den jungen Poeten 'der ewige Heerd' genannt, haben wir in Berlin“*, schrieb er an Brinkmanns im Februar 1854.⁷⁶ Auch das *„mythische Diner“* bei Kugler mit dem gemeinsam verehrten Joseph von Eichendorff fügte sich noch in das Wunschbild.⁷⁷ Alles Kommende indes kaum. Das geknüpfte Band, weit loser als Storm dachte, löste sich Schritt für Schritt; einzelne Fäden blieben in Form von persönlichen Kontakten übrig. Jenes Band neu zu flechten, fehlte Storm die Ausstrahlung. Seine angestregten Versuche, als Bindeglied zu wirken, fußten auf Verkennung der wirklichen Beziehungen zwischen den Berlinern und ihm. Storms dichterisches Ansehen in Deutschland wuchs, ohne daß es auf das Rütli zurückwirkte, gleichsam als dessen Produkt angesehen wurde. Obwohl Storm sich auf die literarischen Wertungskriterien des Kreises einließ und sich in dessen poetisches Konzept einzudenken bemühte, wie nachgewiesen wurde⁷⁸, versagte man ihm dort die erneute Anerkennung. Die Auseinandersetzung um *„Angelika“* beweist das gründlich. In Fontanes Wunsch an *„Tannhäusers“* Lyrik, *„daß im märkischen Sande die Blume weiterblühen möge, die unterm Windhauch der Nordsee so spärlich, aber eben drum so kostbar gedieh“*⁷⁹, klang verständnisvoll-vorsichtig die Kritik an den poetischen Leistungen Storms im Exil mit.

Storm durchlebte diese Jahre mit Anstand: trotz der Enttäuschungen, die ihm widerfuhren, trotz der Krankheiten und Kränkungen, die aus dem oft unbewältigten Arbeitsalltag resultierten, und trotz der Fremde, die ihm die Umgebung blieb. Er erkannte, daß aus den großen Plänen der Männer um Kugler nichts

erwuchs, was mit Durchschlagkraft auf die deutsche Literatur seiner Gegenwart einzuwirken vermochte. Daß Berlin nicht das Zentrum wurde, auf das man hingearbeitet hatte, begünstigte Storms Entscheidung, beinahe mit jedem Ort, wo ihm ein Haus mit Garten neben der ersehnten festen Anstellung winkte, zufrieden zu sein. Daß er über diese Entwicklung, die ihn weg von Potsdam, Rütli und Kugler führte, in seiner Dankbarkeit für die ihm erwiesene Solidarität und Fürsorge nicht nachließ, ist ebenso belegt. Im Beileidsbrief anlässlich des Todes von Margarete Heyse, der Tochter Kuglers, findet sich der klare und schöne Satz: "Die Gastfreundschaft, die ich in der schwersten Zeit meines Lebens in ihrem (Clara Kuglers - R.B.) Hause fand, bleibt mir unvergeßlich."⁸⁰ Der Kreis der dort verkehrenden Frauen und Männer ließ den Kontakt zu "Tannhäuser" keineswegs gänzlich abbrechen. Man blieb sich, das scheint das treffende Wort, gewogen. So gewogen, daß beispielsweise Henriette von Merckel, die Storms Verstimmtheit 1853 übersehen haben mag, den Dichter bei der Herausgabe der Gedichte ihres verstorbenen Mannes 1862 neben Fontane zur Hilfe heranzog. Da das Vorwort zu dem Band ungezeichnet "Berlin, im November 1865" erschien, darf vermutet werden, daß Storm doch den "Hauptwunsch" der Witwe, "daß Sie die Geisteskinder meines theuren Verewigten an Ihr Herz nehmen möchte, und in die Welt einführen"⁸¹, nicht erfüllen konnte. Indes plante er noch 1869 einen Artikel über Wilhelm von Merckel, für den er sich Informationen von Henriette von Merckel erbat.⁸² Gewogen blieb ihm auch die Frau Kuglers, die er "in die schönste reichste Zeit meines Lebens" zurückversetzte, als er ihr 1870 die sechs Bände der "Sämtlichen Schriften" (1868) zusandte.⁸³ Storm hatte das Haus Kuglers, "das auf so gesundem Fundament zu ruhen schien"⁸⁴, durch rasch aufeinander folgende Todesfälle sich auflösen sehen: dieser Verlust, der ihn nicht mehr persönlich betraf, warf jenes Licht des Erinnerens auf die Zeit mit Kugler, in dem das Vergangene seine Alltäglichkeit verliert und einer ausgleichenden Besinnung weicht.

SIGLEN:

- FBr Theodor Fontane: Briefe. Herausgegeben von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. 4 Bände. Fontane Bibliothek. Ullstein Buch Nr. 4549 - 4552 (Nachdruck der Ausgabe des Carl Hanser Verlags). Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1987.
- StBr Theodor Storm: Briefe. Herausgegeben von Peter Goldammer. 2 Bände. Berlin, Weimar: Aufbau 1984.
- Storm/Fontane BW Theodor Storm - Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft herausgegeben von Jacob Steiner. Berlin: Erich Schmidt 1981.
- Storm/Brinkmann BW Theodor Storm - Hartmuth und Laura Brinkmann. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft herausgegeben von August Stahl. Berlin: Erich Schmidt 1986.
- Storm/Heyse BW Theodor Storm - Paul Heyse. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. 3 Bde. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft herausgegeben von Clifford Albrecht Bernd. Berlin: Erich Schmidt 1969 - 1974.

ANMERKUNGEN

Für kollegiale und freundschaftliche Hilfe bedanke ich mich bei Dr. Walter Hettche und Erdmut Wizisla.

- 1 Georg Bollenbeck: Theodor Storm. Eine Biographie. Frankfurt/M.: Insel 1988. S. 112. Im selben Zusammenhang spricht Bollenbeck sogar vom "Medienkalkül" Storms (S. 112).
- 2 Vgl. den Briefwechsel zwischen Fontane und Storm, der 1853 nachhaltig von diesen Auseinandersetzungen geprägt ist. Hierzu auch: Karl Ernst Laage: Theodor Fontane und Theodor Storm. Eine Dichterefreundschaft. Anlässlich des Erscheinens der ersten vollständigen Edition des Storm - Fontane - Briefwechsels und der Eröffnung einer Storm - Fontane - Ausstellung im Storm - Haus. In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Schrift 31/ 1982. S. 29 - 42; Dieter Lohmeier: Einige Ergänzungen zur neuen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Storm und Fontane. In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Schrift 31/ 1982. S. 43 - 49. So verdienstvoll Steiners Ausgabe des Briefwechsels ist, so deutlich muß darauf hingewiesen werden, daß sie gerade hinsichtlich der hier zur Rede stehenden Zeit fehlerhaft kommentiert ist. Zur frühen Phase des Vereins Rütli siehe: Roland Berbig: Ascania oder Argo? Zur Geschichte des Rütli 1852 - 1854 und der Zusammenarbeit von Theodor Fontane und Franz Kugler. In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz Potsdam 1986. Mit einem Vorwort von Otfried Keiler. Berlin 1987. S. 107 - 134. (Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek; 6).
- 3 Dahingehend schrieb Fontane schon Anfang März d.J. an Friedrich Eggers: *"Ich bin doch (zum Theil, um dem Buche [d.h. der "Argo" - R.B.] den Charakter eines norddeutschen Musen-Almanachs zu leihn) der Meinung, daß es gut wäre, noch ein paar gute Poeten mit heranzuziehen, namentlich auch Lyriker, damit wir nicht in unserem Balladenfett ersticken."* FBr 1. Bd, S. 333.
- 4 Storm/Fontane BW, S. 21.
- 5 Theodor Fontane: Theodor Storm. In: Th. F.: Aufzeichnungen zur Literatur, hrg. von Hans-Heinrich Reuter. Berlin, Weimar: Aufbau 1969. S. 64.
- 6 Diese Geschichte ist überliefert in Gertrud Storm: Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. 1. Bd: Jugendzeit. Berlin: Curtius 1912/13. S. 198.
- 7 Th. Storm an H. Brinkmann, 30. Dez. 1852. StBr 1. Bd, S. 174. Am 4. Januar 1853 heißt es an denselben Briefpartner: *"Als Poete bin ich sehr geehrt worden; Dein Urtheil gilt dort (d.h. in Berlin - R.B.) in den gebildeten Kreisen auch."* Und am 3. Februar 1853 erinnerte Storm sich an das Diner, das ihm Kugler gegeben habe: *"Ich wurde in diesem Kreise als ein längst Vertrauter auf das Herzlichste aufgenommen, und fühlte auch einmal, wie wohl es thut auf eine verständige Weise geehrt zu werden."* Storm/Brinkmann BW, S. 80 und 83.
- 8 Daß das zu besonders schmerzlichen sozialen Erfahrungen führte, verdeutlicht der auch heute noch ungemein aufschlußreiche Aufsatz: *"Theodor Storm als Jurist"* von Otto von Fisenne, in: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Schrift 8/ 1959. S. 9 - 47.
- 9 Wie grundsätzlich diese Kontroverse empfunden wurde, belegt ihr hervorgehobener Platz in Fontanes Erinnerungen *Von Zwanzig bis Dreißig*, wo Fontane direkt aus dem Briefwechsel mit Storm 1853 zitierte. Andererseits schloß Fontane für sich die politische Differenz als dominante zwischen sich und Storm aus. *"Er (Storm - R.B.) machte zwar aus seinem Antipreußentum niemals ein Hehl und stand noch ganz auf dem Standpunkt, wonach ein Gardeleutnant (von dem ihm ein gut Teil zu wünschen gewesen wäre) entweder unbedeutend oder nichtssagend oder ein trauriges Werkzeug der Tyrannei ist, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich hätte daran je Anstoß genommen. Im Gegenteil,*

es amüsierte mich bloß, weil man daran studieren konnte, was selbst so hervorragende Menschen an naivem Vorurteil leisten." In: Th. Fontane: Aufzeichnungen zur Literatur, hrg. von Hans-Heinrich Reuter. Berlin, Weimar: Aufbau 1969. S. 74.

- 10 Georg Bollenbeck: Theodor Storm. Eine Biographie. Frankfurt/M.: Insel 1988. S. 119.
- 11 Obwohl Storm kontaktbereit nach Berlin schaute, scheint der tatsächliche Kreis, in dem er sich bewegte, auf die Rütliionen beschränkt.
- 12 Th. Fontane an Th. Storm, 11. April 1853. Storm/Fontane BW, S. 28.
- 13 Die Briefe Kuglers an Th. Storm sollten ursprünglich gemeinsam mit diesem Text erscheinen. Sie werden 1993 in den Schriften der Th.-Storm-Gesellschaft herausgegeben. Der vorliegende Aufsatz bereitet diese Publikation vor.
- 14 Auf die Differenzierungen im Kuglerschen Kreis soll an dieser Stelle zugunsten des Grundsätzlichen verzichtet werden. Natürlich lagen bei Fontane die Dinge anders als bei dem Geheimrat Kugler oder dem Kammergerichtsrat Merckel.
- 15 Das hatte sich im Fall von Fontane gezeigt, den der Kreis unterstützte. Gleiches gilt für die Kooperativunternehmen wie das "Literaturblatt" zum "Deutschen Kunstblatt".
- 16 Die Briefe Franz Kuglers an seine Frau bewahrt das Geheime Staatsarchiv Merseburg im Nachlaß F. KUGLER Rep. 92, Kugler I a, Bl 279 - 301 auf. Im folgenden werden die Briefe mit dem Datum und dem Vermerk GStAM (für Geheimes Staatsarchiv Merseburg) nachgewiesen.
- 17 Vgl. Storms Briefe an Fontane vom 5. Juni und 3. Juli 1853.
- 18 Storm/Fontane BW, S. 41.
- 19 Th. Storm an Th. Fontane, 22. August 1853. Storm/Fontane BW, S. 47. Am 14. August hatte Fontane Storm alle Bedenklichkeiten hinsichtlich der gesicherten Unterkunft mit den Sätzen zerstreut: *"In vier Wochen sind wir alle wieder beisammen. Wir freuen uns sehr auf Ihr Kommen. Quartier finden Sie unter allen Umständen bei uns."* Storm/Fontane BW, S. 44 - 45.
- 20 F. Kugler an C. Kugler, 27. August 1853. Kugler lud Storm am 6. August zu sich ein (siehe Anmerkung zu Storms Brief an Fontane vom 3. September 1853. Storm/Fontane BW, S. 148). Fontane erläuterte Storm die Unterbringungsfrage am 30. August 1853.
- 21 Friedrich Eggers an seine Eltern, 6. September 1853. Rostocker Stadtarchiv (RStA): Familiennachlaß EGGERS. F. Eggers an seine Eltern. Sig. 1.4.7. 9. Im weiteren nur noch Briefdatum und Vermerk RStA (für Rostock Stadtarchiv).
- 22 F. Eggers an seine Eltern, 6. September 1853. RStA.
- 23 F. Kugler an C. Kugler, 7. September 1853. GStAM.
- 24 F. Eggers an seinen Vater, 7. Januar 1853. RStA.
- 25 F. Kugler an C. Kugler, 7. September 1853. GStAM.
- 26 F. Kugler an C. Kugler, 7. September 1853. GStAM.
- 27 Georg Bollenbeck: Theodor Storm. Eine Biographie. Frankfurt/M.: Insel 1988. S. 112.
- 28 Ausführlich dazu bei Charlotte Jolles: Fontane und die Politik. Berlin, Weimar: Aufbau 1983. Bes. S. 96.
- 29 Zu Karl Bormann siehe Franz Brümmer: Artikel: Bormann. In Allgemeine Deutsche Biographie, Bd 47. 1903. S. 113 - 115. Auch Bormann verfügte, wie der Brief Fontanes an Paul Heyse vom 20. Dezember 1859 belegt, über direkte ministerielle Verbindungen. Diese Hinweise zu Karl Bormann, dessen Rolle im Rütli bislang unterschätzt wurde, verdanke ich Dr. Wulf Wülfing und Dr. Rolf Parr.

- 30 Th. Storm an Constanze Storm, 18. September 1853. StBr 1. Bd, S. 212.
- 31 F. Kugler an C. Kugler, 9. September 1853. GStAM.
- 32 Theodor Fontane: "Argo" - Lied (Melodie: "O Schill, dein Säbel tut weh). U.a. abgedruckt in: Theodor Fontane: Gedichte 3 Bde, hrg. von Joachim Krueger und Anita Golz. Berlin, Weimar: Aufbau 1989. 3. Bd, S. 53/54. Das Lied wird von den Herausgebern auf das Jahr 1854 datiert, u.a. mit der Begründung, daß Karl Gutzkows Rezension der "Argo" erst im Dezember 1853 erschien. Andererseits besteht kaum Zweifel, daß es sich um eben dieses Lied beim Rütli-Treffen mit Storm handelte. Die Vermutung liegt nahe, daß Fontane das Gedicht aktualisierte und wenn nötig, durch zusätzliche Strophen erweiterte.
- 33 F. Kugler an C. Kugler, 9. September 1853. GStAM.
- 34 F. Kugler an C. Kugler, 9. September 1853. GStAM.
- 35 Th. Fontane an Bernhard von Lepel, 19. September 1853. FBr 1. Bd, S. 360.
- 36 F. Kugler an C. Kugler, 9. September 1853. GStAM. Ähnlich klingt Fontanes Eindruck. Ihn allerdings störte das Stormsche Selbstwertgefühl weniger, weil er es begründet fand. Ihm sei Storm "ein prächtiger Beleg dafür, daß bei Fleiß und künstlerischem Ernst das bescheidenste Talent zu was Bedeutendem herangebildet" werden könne, heißt es ein wenig übermütig, aber auch ernstgemeint am 19. September 1853 an den Freund Lepel. FBr 1. Bd, S. 361.
- 37 Siehe Storms Brief an H. Brinkmann vom 18. Juni 1853. "Das Endziel", schrieb Storm dem Freund, "dieser, Gott weiß wie langen, Trennung von Constanze und den Kindern ist übrigens eine kleine Stelle von 500 Th(a)l(e)r Preuß(isch) mit sehr langsamem Avancement. Ich kann wohl sagen, daß in dieser grauen Zukunft mir als ein vorzüglich grauer Punkt der Eintritt in das dortige militairische Beamtenverhältniß erscheint." Storm/Brinkmann BW, S. 91.
- 38 Am 17. September 1853 besuchte Storm den Hallischen Kirchhof in Berlin, der ihm zur Metapher seiner gegenwärtigen Existenz wurde. "Ich irrte dort lange, zwischen dem Blumenduft, im Sonnenschein herum, setzte mich auch wohl auf eine Bank,... . Es ist, seitdem ich so ein für allemal mit der Heimat gebrochen, sehr oft das Gefühl an mich herangetreten, als hätte ich Euch dadurch ganz dem Zufall preisgegeben; mir ist dann, als ginge allenthalben unsichtbar der Tod umher und griffe nach denen, die ich liebe; ... " StBr 1. Bd, S. 210.
- 39 F. Kugler an C. Kugler, 12. September 1853, GStAM.
- 40 F. Kugler an C. Kugler, 12. September 1853. Diese Anzeige, deren Publikation ich bislang nicht nachweisen konnte, befriedigte den Poeten Kugler besonders. Dankbar fügte er der Mitteilung den Satz bei: "So findet man am Ende doch vielleicht noch sein Publikum." Diese und ähnliche Bemerkungen bestätigen die Behauptung Fontanes, nach der Kugler "seinen Kunsthistorikerruhm gern hingegen (hätte), wenn er einen großen Dichtererfolg dafür hätte eintauschen können." Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Th. F.: Autobiographische Schriften. 3 Bde, hrg. von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin, Weimar: Aufbau 1982. 2. Bd, S. 179/180.
- 41 Es fällt auf, wie bedachtsam Kugler die gesellschaftlichen Kontakte erwog, sie in ein Verhältnis zu den literarischen stellte und kaum Übereinstimmung konstatierte. Auch mit dem Ehepaar Merckel - deren Gesellschaftsfähigkeit an sich außer Zweifel stand - bahnte sich erst jetzt ein vertrauterer Verkehr an. "Förmliche Visite habe ich bei ihnen (den Merckels - R.B.) noch nicht gemacht und werde es wohl ersparen, bis ich es mit Dir zusammen thun kann; der Verkehr kann für uns angenehm werden", damit schloß Kugler die Überlegung, "zumal es die einzigen im Kreise meiner literarischen Freunde sind, mit denen ein gegenseitig gesellschaftlicher Verkehr möglich sein wird."

- 10 F. Kugler an C. Kugler, 12. September 1853. GStAM. Bemerkenswerterweise fallen Männer wie Friedrich Eggers oder Karl Bormann (ausdrücklich distanzierend im Brief an C. Kugler vom 19. September 1853) aus dieser Überlegung heraus.
- 42 F. Kugler an C. Kugler, 12. September 1853. GStAM. Die Bemerkung aus Kuglers Brief vom 19. September an Clara, "(a)m Abend kam Storm und wir vergnügten uns sehr an Versen u. drgl.", erlaubt sogar den Schluß, daß die beiden zusammen poetisch arbeiteten.
- 43 Storm berichtete von der Ausgestaltung dieses Tages seiner Frau so dankbar wie ausführlich am 16. September 1853.
- 44 Theodor Fontane: Paul Heyse (1867). In: Th. F.: Sämtliche Werke. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1963. Bd XXI/1: Literarische Essays und Studien. Erster Teil. S. 97. Heyse habe "*hier seinen Ruhm und seine Reife antizipiert.*" (S.97).
- 45 F. Kugler an Th. Fontane, 12. September 1853. In: Franz Kugler: Briefe an Theodor Fontane. Eine Auswahl aus den Jahren 1854 und 1854, hrg. von Roland Berbig. Fontane Blätter Bd. 6 (1986) H. 3, S. 266.
- 46 Von Heine u.a. "Die Bergstimme. Der wunde Ritter und Die Loreley". Die Lieder, schreibt Kugler, "von denen er (Storm - R.B.) noch nichts kannte", seien "völlig für seine Stimme und seinen Vortrag componirt." F. Kugler an C. Kugler, 15. September 1854. GStAM.
- 47 Menzel habe eine "Radirung geliefert, ..., die allerdings voll genialer Laune ist, dabei aber im Ganzen doch nur den Eindruck eines Kladderadatsch-Witzes (und stellenweise keines ganz guten) macht und die in Einzelheiten barbarisch roh hingesudelt ist. Ich bin förmlich unglücklich davon, umsomehr, als ich mir Vorwürfe mache, dieser Excentricität, deren Möglichkeit bei M. doch vorauszusehen war, nicht rechtzeitig vorgebeugt zu haben..." F. Kugler an C. Kugler, 20. September 1853. GStAM.
- 48 Siehe dazu Kuglers Briefe an Fontane vom 25. August und vom 11. September 1853. In: Fontane Blätter 1986/1. S. 264 und 265.
- 49 Darüber berichtete Franz Kugler seiner Frau am 20. September 1853.
- 50 Fontane habe sich "gleich auf die leise Andeutung meinerseits, daß das etwas verrückt sein würde", gefügt. F. Kugler an C. Kugler, 20. September 1853. GStAM.
- 51 Th. Storm an C. Storm, 17. September 1853. StBr 1. Bd, S. 211.
- 52 Th. Storm an C. Storm, 18. September 1853. StBr 1. Bd, S. 212.
- 53 Th. Storm an C. Storm, 18. September 1853. StBr 1. Bd, S. 212.
- 54 Davon schrieb Kugler seiner Frau am 19. September 1853. Der Justizminister sei "selbst nicht gerade dafür" gewesen, daß Storm in Berlin sein Volontariat ableiste.
- 55 Th. Storm an C. Storm, 18. September 1853. StBr 1. Bd, S. 212.
- 56 Th. Storm an C. Storm, 18. September 1853. StBr 1, Bd, S. 213.
- 57 Th. Storm an C. Storm, 18. September 1853. StBr 1. Bd, S. 214.
- 58 F. Kugler an Th. Fontane, 25. August 1853. In: Fontane Blätter 1986/1. S. 265.
- 59 F. Kugler an C. Kugler, 24. September 1853. GStAM.
- 60 Th. Storm an C. Storm, 18. September 1853. StBr 1. Bd, S. 214.
- 61 Kugler notierte diese Widmung Storms in seinem Brief an Clara vom 24. September 1853. GStAM.
- 62 F. Eggers schickte seinen Eltern einen dieser Werbeprospekte am 20. November 1853. RStA.

- 63 Peter Goldammer: Theodor Storm und Julius Rodenberg. In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Schrift 22/ 1973. S. 32.
- 64 Die des Herausgebers las sich (im Brief vom 2. Januar 1854 an seinen Bruder Karl Eggers) folgendermaßen: "Du wirst aus der Argo Dir schon abgezogen haben, daß wir jeder Tendenz fern und fremd, von ihr nichts wissen wollen, daß wir den wahren Kunstzweck, daß das Kunstwerk als freie Schöpfung des Menschengestes seiner selbst willen da ist, auf dem vielbestrittenen Thron erhalten wollen. Nur Gesundheit, ohne welche auch keine Schönheit ist!" Neben diesen eher leer klingenden programmatischen Formeln trat aber auch konkretes Abwägen der lokalen Literaturzentren in Deutschland, die man als Konkurrenten taxierte. "Erlaube mir", so wiederum F. Eggers an seinen Bruder am 20. Januar 1854, "einen Blick auf die jetzt bestehenden Dichterschulen und Anstalten für Kritik. Da ist Gutzkow in Dresden, der durchaus die Tendenz verfißt. Nichts als die Tendenz. Auerbach haben sie da ganz verdorben eine Zeitlang, bis er nun wieder einlenkt. Da ist Prutz in Halle, auch ein wenig Tendenzrichtung, aber außerdem von dem Ehrgeiz gestachelt, eine Dichterschule zu gründen und als Haupt derselben zu glänzen. Da es nicht ganz gut ging, so hat er sich zur Cotharie zum persönlichen Kampf u. dgl. verleiten lassen. Was Gödecke in Stuttgart mit seiner Wochenschrift machen wird, ist abzuwarten. Er scheint auf gutem Wege. E n t s t a n d e n ist aber dieser Heerd l e d i g l i c h, weil man meinte, Stuttgart müsse den alten Ruhm, Sitz einer Dichterschule und einer Areopags zu sein, nicht fahren lassen. Die ungesunden ultramontanen Bestrebungen kennst Du. Sie erzeugen jetzt selbst in München und Wien eine recht tüchtige gesunde Reaktion. Aber wir sind uns d e s r e c h t e n Z i e l s bewußt. Wir haben die reinsten Kunstgrundsätze." Nicht ausgespart bleibt bei diesem kühnen Sich-Ein-und-Überordnen der Zweifel, ob der Kreis diesem Anspruch gerecht werden kann. Er fühle gleichwohl, schreibt Friedrich Eggers, "daß noch ein anderer Geist dazu gehört, die ganze Wirksamkeit einer solchen Vereinigung von Künstlern, Poeten und Kritikern bewußt im Auge zu behalten und spielen zu lassen." RStA: F. Eggers: Briefe an Karl u. Mathilde Eggers. Sig. 1.4.7.65. Es existieren nur wenige Äußerungen aus dem Rütli-Kreis, die Selbstbewußtsein und -zweifel so unverstellt aussprechen, wie Friedrich Eggers hier seinem Bruder gegenüber. Damit wird das Umfeld, in dem Storm sich einrichtete, erhellt - und auch das Ausmaß des Scheiterns, mit dieser Runde gemeinsam die literarischen Verhältnisse zu profilieren.
- 65 Th. Fontane an Th. Storm, 20. Juni 1854. Storm/Fontane BW, S. 87. Obwohl Fontane Anfang August 1854 nach Potsdam meldete, der Verleger Katz in Dessau habe 450 Exemplare der "Argo" verkauft (als kostendeckend - 350 Rthlr. - galt der Verkauf von 200) und "die Argonauten (würden) schließlich noch ein gutes Geschäft machen", ließ der Dessauer die Finger von einem zweiten Durchgang des Jahrbuches. Storm/Fontane BW, S. 92.
- 66 Th. Storm an Th. Fontane, 24. August 1854. Storm/Fontane BW, S. 95.
- 67 Th. Storm an Th. Fontane, 3. Juni 1854. Storm/Fontane BW, S. 83.
- 68 Th. Storm an Th. Fontane, 8. Oktober 1853. Storm/Fontane BW, S. 55.
- 69 Th. Storm an Th. Fontane, 21. Dezember 1853. Storm/Fontane BW, S. 63.
- 70 Th. Fontane an Th. Storm, 5. November 1853. Storm/Fontane BW, S. 61. Daß die Kontakte zu Kugler rar wurden, bezeugt auch die Bemerkung im Brief an Paul Heyse vom 8. Mai 1855: "Von Kuglers habe ich - leider! - sehr lange nichts gesehen, und weiß daher denn auch nicht, wie es bei Ihnen steht." Storm/Heyse BW, 1. Bd, S. 24.
- 71 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Wie Anmerkung 39. S. 213.
- 72 Th. Storm an Th. Fontane, 8. Oktober 1853. Storm/Fontane BW, S. 55.
- 73 "Frau v. Merckel war gestern bei uns", heißt es im Brief vom 11. Oktober 1853, "Illaire

(Kabinettsrat beim preußischen König - R.B.) hat ihr gesagt, daß das bewußte Schreiben schon seit (jetzt) 14 Tagen aus dem Cabinet des Königs heraus und dem Justiz-Ministerium zurückgestellt sei." Storm/Fontane BW, S. 57.

- 74 Über die vorherrschende Erinnerung an den deftig gegen die Preußen argumentierenden Storm - Fontane ging bis zu dem Vorwurf der Undankbarkeit Storms (siehe "Von Zwanzig bis Dreißig" - wie Anmerkung 39 - S. 207) - "vergaß" er die komplizierte Lebenslage des Norddeutschen und verwischte die Zeitgrenzen, die Storms Haltungen differenzieren ließen, zugunsten der angestrebten epischen Prägung.
- 75 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Wie Anmerkung 39. S. 312.
- 76 Th. Storm an H. und L. Brinkmann, 13. Februar 1854. Storm/Brinkmann BW, S. 96.
- 77 Th. Storm an H. und L. Brinkmann, 13. Februar 1854. Storm/Brinkmann BW, S. 96.
- 78 Vgl. Thomas Kuchenbuch: "Angelika" - oder die gescheiterte Auflehnung. In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Schrift 21/ 1972. S. 68 - 86.
- 79 Theodor Fontane an den Rütli, 31. Oktober 1855. In: Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel. Hrg. von Gotthard Erler. 2 Bde. Berlin, Weimar: Aufbau 1987. 1. Bd, S. 23.
- 80 Th. Storm an P. Heyse, 12. Dezember 1862. Storm/Heyse BW, 1. Bd, S. 25.
- 81 H. von Merckel an Th. Storm, 13. Juni 1862. Landesbibliothek Kiel. Theodor-Storm-Nachlaß (unveröffentlicht).
- 82 Siehe den Brief von Henriette von Merckel an Storm vom 12. Mai 1869, dem auch eine Kurzbiographie Wilhelm von Merckels beigelegt ist. Landesbibliothek Kiel. Theodor-Storm-Nachlaß (unveröffentlicht).
- 83 Die Wendung stammt aus dem Dankbrief Clara Kuglers an Storm, den sie ihm am 27. November 1872 (?) schrieb. Landesbibliothek Kiel. Theodor-Storm-Nachlaß (unveröffentlicht).
- 84 Th. Storm an Th. Fontane, 20. Dezember 1864. Storm/Fontane BW, S. 120.

Eda Sagarra, Dublin*

Noch einmal: Fontane und Bismarck

I

In einem kleinen Aufsatz mit dem Titel: "Wie denken Sie über Rußland? Ein Notschrei von Torquato", der 1895 in der "Neuen Rundschau" erschien, erwähnte Fontane beiläufig die von ihm verlangte Stellungnahme zum Ausspruch Berthold Litzmanns, daß "das Urteil der Nachwelt über jeden im politischen oder literarischen Leben eine Rolle spielenden Zeitgenossen wesentlich mitbestimmt wird durch das größere oder geringere Verständnis, das er Bismarck entgegengebracht hat".¹

* Dieser und der folgende Beitrag gründen sich auf Vorträge, die während des 3. Fontane-Tages des Fachbereiches Germanistik der Humboldt-Universität Berlin am 24.02.1992 gehalten wurden. Weitere Vorträge werden im Heft 54 veröffentlicht.

Freilich favorisierten die Menschen in Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts solche Pauschalurteile, und daß der bekannte Germanist Litzmann seine Sentenz ganz im Sinn des treitschkeschen "Männer machen Geschichte"-Syndroms bildete, konnte einer Generation nur recht sein, die vier Jahr später mit Begeisterung die Umfrage der "Berliner Illustrierten Zeitung" nach den "Größten des Jahrhunderts" mitmachte und, sämtliche internationalen Konkurrenten aus dem Feld schlagend, i h r e n Reichskanzler Bismarck als "größten Staatsmann des Jahrhunderts" auf den ersten Platz setzte.² Fontane fühlte sich zwar von solch Ständig-um-die-Meinung-Gefragtwerden gequält, war aber auch darin Sohn seiner Zeit, daß die historische Erscheinung des Reichskanzlers ihn bis an den Vorabend seines Todes faszinierte. Er hätte sicherlich kurzen Prozeß mit den neuzeitigen Strukturalisten gemacht oder überhaupt mit jenen, die Bismarck den Titel Reichsgründer strittig gemacht hätten. Das war die authentische historische Leistung, die für Fontane bei aller wachsenden Kritik des Menschen und der Zeiterscheinung Bismarcks diesem einen festen Platz in den Annalen der preußisch-deutschen Geschichte gesichert habe: So in den Worten des kleinen Mädchens in *Die preußische Idee* (1894): "Aber Sie haben doch angefangen".³ Jedoch Fontane, anders als seine Zeitgenossen, wandte sich im Alter gegen die Tendenz seiner Zeit, Bismarck zu einer mythischen Gestalt hochzustilisieren. Die besondere Bewandnis des "genialen Kraftmeiers im Sachsenwald"⁴ war ihm stets präsent, und er neigte auch lange zu der Ansicht seiner Zeitgenossen, daß wahrhaftige historische Größe Genie u n d Charakter erfordere. Aber dennoch sind es nicht einfach Bismarcks von Fontane in kräftiger Sprache beschriebenen charakterlichen Schwächen, sondern sein durch sie bedingtes politisches Vermächtnis, das Fontane im Alter veranlaßte, sich in seinen Briefen immer kritischer über den Reichskanzler zu äußern und ihn im Erzählwerk geradezu zu e n t m y t h o l o g i s i e r e n .

Die Allgegenwart der Gestalt Bismarcks in den Briefen und anderen autobiographischen Schriften Fontanes und in seinen Gelegenheitsarbeiten, wie Essays, Theater- und Buchkritiken, ist, dank der arbeitsaufwendigen Zusammenstellung von Registern durch die Fontaneeditoren und -editorinnen, leicht nachzuvollziehen. Das Tagebuch der letzten Lebensjahre gibt Zeugnis seiner anhaltenden Beschäftigung mit dem Reichskanzler vor und auch nach der Entlassung; die regelmäßige Wiederkehr des Bismarckgeburtstages wird meist zum Anlaß einer Stellungnahme zur Person des Reichsgründers. Daß Fontane lange zum Bismarckgeburtstag seine Karte in der Bismarckwohnung in der Wilhelmstraße abgab, gibt uns einen Einblick in die besondere Art der damaligen politischen Öffentlichkeit. Über einen Prozeß der Personalisierung der staatlichen Autorität wurden die Bürger bzw. die Untertanen veranlaßt, den autoritären Staat voll zu akzeptieren, so daß sie sich mit einer so ungemein hierarchischen Gesellschaft, wie es die wilhelminische war, verbunden fühlten und sogar mit ihr identifizieren konnten. Wie dem englischen Staatsbürger seine Staatsmänner wie Palmerston, Disraeli, Gladstone, war dem politisch interessierten Deutschen, zumal dem Berliner, die Person Bismarck handgreiflich nah - freilich nur dann, wenn sich der Reichskanzler bequemte, in Berlin zu erscheinen. Der Reichstag war für Fontane von seiner Wohnung in der Potsdamer Straße 'fußläufig' zu erreichen, und wenn er im Alter nicht mehr hin konnte oder wollte, so erlebte er die hohe Kunst der bismarckschen Reden aus zweiter Hand durch seine Frau und Tochter oder mit ästhetischem Vollgenuß - "wie der reine Zucker",⁵ wie es einmal bei

ihm hieß - durch die Zeitung. Daß Bismarcks Reden Fontane so tief bewegen konnten, zuweilen bis zu Tränen, wurde von seinen Angehörigen hinlänglich bezeugt, wie auch, im schlichten Wort Metes, wie Bismarcks Tod, knapp zwei Monate vor dem eigenen, ihn erschüttert hat: "Papa sitzt und weint".⁶

Die Briefstellen - an so verschiedene Adressaten wie Philipp von Eulenburg, August von Heyden, die Tochter Mete, Guido Weiß, Georg Friedländer, Maximilian Harden, Gustav Keyßner -, wo von Bismarck ausführlich die Rede ist, gehören zum Aussagekräftigsten, zum Farbigsten, was Fontane überhaupt über einen Zeitgenossen geschrieben hat. Sie sind überaus bekannt, doch muß man sie in einem Kontext wie dem jetzigen wieder einmal zitieren, denn neben ihrer Aussagekraft für Fontanes Biographie machen sie uns auf eine wichtige Geistesverwandtschaft beider fast gleichaltrigen Zeitgenossen aufmerksam: die Bildlichkeit ihrer Sprache. Daß Fontane bis etwa ein halbes Jahrzehnt vor seinem Tod im Bann des Menschen der historischen Erscheinung des "Genies, Staatsretters und sentimental Hochverräthers"⁷ blieb, "dieser Mischung von Uebermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdeshall-Steuerverweigerer, ... von Heros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat",⁸ das ist sicherlich nicht im geringen Maße der bismarckschen Sprachkunst zu verdanken, der lutherischen Direktheit und Ursprünglichkeit seiner Bilder und der von uns Heutigen zu wenig beachteten hohen Kunst der pathetischen Rede. Von den "Bismarckschen Sentenzen" spricht er gegenüber Clara Stockhausen am 27. Dezember 1878,⁹ als von einem Text von Weltrang, kurz bevor er sich auf das merkwürdig unfontanesche, wenn auch sehr gut bezahlte Auftragswerk einer Bismarckbiographie in der Serie: *Vaterländische Reiterbilder aus drei Jahrhunderten* einließ, über die jüngst Fritz Gebauer aufschlußreich berichtet hat und die jetzt auch in dem von Gotthard Erler besorgten sechsten Band der *Wanderungen* zugänglich sind.¹⁰ An Paul Heyse heißt es in einem jener ausdruckskräftigen 'Nachgeburtstagsbriefe': "Er ist der glänzendste Bildersprecher und hat selbst vor Shakespeare die Einfachheit und vollkommenste Anschaulichkeit voraus".¹¹

Beide, Fontane und Bismarck, sind große, von der Nachwelt gebührend geschätzte Briefschreiber, wenn auch Fontanes Lehrzeit eine längere war und ihm der Ältere in manchem als Vorbild diente. Wie jeder Zeitgenosse kannte Fontane die Briefe Bismarcks, vor allem jene an seine Braut, die ihren festen Platz im deutschen Anthologiewesen des 19. Jahrhunderts hatten. Für ihn sind die Briefe Bismarcks schlichtweg "wundervoll". Auch im Künstlerischen holte er sich zuweilen bei ihm Rat, wie in der Buchrezension aus dem Jahr 1883: "Bismarck, in einem seiner wundervollen Briefe an Frau oder Schwester, hat sich mal treffend ... geäußert. 'Jede Landschaft (so ungefähr schrieb er) hat e i n e n Punkt, auf den es ankommt. Den muß man geben, aber auch n u r ihn. Oder wenigstens nicht viel daneben. Trifft man diesen Punkt richtig, so gestaltet sich das Gesamtbild von diesem Punkt aus wie von selbst".¹²

Dem so verfänglichen Thema: Fontane und Bismarck neue Aspekte abzugewinnen, ist heute nicht leicht. Dieses Feld ist besonders sorgfältig beackert worden. Denn wenn die Zeitgenossen unter dem Schatten des Halbsachsen Bismarck standen - die Mutter war ja bekanntlich eine Mencken aus Leipzig - so steht jeder, der zum Gegenstand sprechen möchte, unter dem Schatten des Vollsachsen Walter Müller-Seidel. Schon vor 35 Jahren anlässlich einer historischen, nicht zu sagen notorischen Tagung des Deutschen Germanistenverbands hat

Müller-Seidel einen längeren und provokativen Beitrag "Fontane und Bismarck" geliefert und sich mit dem Thema im Rahmen des Gesamtwerks in einem wichtigen Kapitel seines 1975 bzw. 1980 in einer Neuauflage erschienenen Fontanebuchs auseinandergesetzt. Mag man im einzelnen anderer Meinung sein, so sind zwei Einsichten vor allem festzuhalten: Fontane habe, so Müller-Seidel, seiner beständigen Beschäftigung mit Bismarck jenes ihn so eminent aus-zeichnende vertiefte Zeitbewußtsein zu verdanken, und der Reichskanzler habe "durch seine Person, aber ohne sein Zutun" ... "zum Klärungsprozeß im schriftstellerischen Bewußtsein Fontanes" nicht wenig beigetragen.¹³

Denn die Beschäftigung mit Bismarck zog sich fast durch Fontanes ganze schriftstellerische Laufbahn, und die kunstreichen Anspielungen auf die Gestalt Bismarcks im Roman gehören zu den Charakteristika, die der politischen Tiefenschicht seines Alterswerks ihre überzeugende Dichte verleihen.

Fontane war wie kaum ein anderer geeignet, das Phänomen Bismarck zu verstehen: einmal aus der besonderen Verwandtschaft, die Zeitgenossen verbindet. Der Einbezug Bismarcks in das Gesamtwerk entspricht seinem Verständnis der gesellschaftlichen Funktion des Schriftstellers; dieser habe die Menschen zur Selbstkritik und zum kritischen Auseinandersetzen mit ihrer politischen Umwelt zu lehren, wozu sich nach Fontanes Dafürhalten die seine deutschen und europäischen Zeitgenossen überragende Figur des Reichseinigers in besonderem Maß bot. Die Generationszugehörigkeit von beiden habe nach Thomas Mann eine besondere Bewandnis: Fontane war, wie es im Aufsatz: *Der alte Fontane* (1910) hieß, "nach Jahrgang und Ausrüstung ein Mitglied des europäischen Heroengeschlechtes...", zu welchem Bismarck, Moltke und Wilhelm der Erste, Helmholtz, Wagner, Menzel, Zola, Ibsen und Tolstoi gehörten".¹⁴ Vier Jahre trennten Bismarck und Fontane. Ersterer war zwei Jahre nach der napoleonischen Niederlage geboren, während Fontane zur Welt kam, als der liberalen preußischen Reformära ein jähes Ende gesetzt wurde; beide sind politisch, wenn auch unter ganz unterschiedlichem Vorzeichen, Kinder des Vormärz. Auch andere Berührungspunkte ergeben sich aus der gemeinsamen Generationszugehörigkeit, so der Zugang zum Bildungsgut des deutschen Vormärz, in dem Schiller und Heine eine wichtige Rolle spielten; allerdings ging es bei Bismarcks Lektüre um einen leicht verharmlosten Heine - Goethe jedoch las er kaum. Eine andere, nicht ganz zufällige Gemeinsamkeit, bedenkt man das im Ganzen recht unproblematische Bild der Juden im Deutschland der Jahre zwischen 1830 und 1848, ist die Vorliebe sowohl Fontanes und Bismarcks für die Gesellschaft gebildeter Juden. Bismarck verstand sich beispielsweise sofort mit Disraeli, der seinerseits aus Kongreßberlin an die Königin Viktoria das Lobwort fällt: "Er spricht, wie Montaigne schreibt". Beide, Bismarck und Fontane, sind durchaus fähig, für die Nachwelt unakzeptable Äußerungen über jüdische Mitbürger auszusprechen, so der Kanzler über den Freund, dem er so viel verdankte, Baron Bleichröder. Die zwei Zeitgenossen begegnen sich, wieder mit anderer Akzentsetzung, in ihrem Sinn für die ungewisse Zukunft des Deutschen Reiches. Während Bismarck am Ende seiner Laufbahn von düsteren Vorahnungen der Zerstörung seines Lebenswerks geplagt wurde, spricht Fontane gelassen von der Möglichkeit eines Abfalls des Reiches in seine Teile: "*Niemand (ist) ... im geringsten von der Sicherheit unsrer Zustände überzeugt; das Eroberte kann wieder verlorengehen, Bayern kann sich wieder ganz auf eigne Füße stellen, die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich ... entsteht aufs neue.*"¹⁵

Fontane hat seine lange dichterische Lehrzeit gerade in der Epoche der sogenannten zweiten Reichsgründung abgeschlossen, in der Zeit also, in der das 'Primat der Innenpolitik' die welthistorische Leistung Bismarcks auf europäischer Ebene zu hinterfragen begann. Inwieweit "System", inwieweit die menschlichen Schwächen im Charakter des nunmehrigen Reichskanzlers, preußischen Ministerpräsidenten, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und ab 1880 preußischen Handelsministers für den weiteren Verlauf der Dinge verantwortlich zu machen seien, dieser Frage ist nicht zuerst die Historikerkunft im 20. Jahrhundert, sondern schon im 19. der preußische Schriftsteller Fontane nachgegangen.¹⁶

II

Fontane wurde erst 1848 auf Bismarck aufmerksam gemacht. Ja, für beide spielte das 'tolle Jahr' eine zentrale Rolle in der Entwicklung, bei allen Unterschieden in der Herkunft, Lebenssituation und im Temperament. In einem am 21. November 1849 erschienenen Zeitungsbericht zum Waldeckprozeß in der "Dresdner Zeitung" greift Fontane eine bildliche Wendung Bismarcks auf und kehrt sie gegen den Sprecher: "... so erlaube ich mir den neulichen Spruch des Abgeordneten Bismarck-Schönhausen (...): 'Das Narrenschiff der Zeit wird an dem christlichen Bewußtsein des Volkes wie an einem Felsen zugrunde gehen' dahin zu variieren: daß das Narrenschiff der Reaktion endlich am beleidigten *R e c h t s g e f ü h l e* des Volkes scheitern wird." Provozierend und auch witzig an dieser Zitierkunst ist die Art, wie beide mit Hilfe eines antiken, von Sebastian Brant im christlich-didaktischen Sinn popularisierten Bildes als selbstgewählte Fürsprecher des Volks auftreten, der eine aus patriarchalisch-christlicher, der andere aus neuzeitlich-demokratischer Sicht.

Damals war Bismarck für die meisten nicht viel mehr als der "*stets schlagfertige Kämpfe... und Witzmacher der äußersten Rechten*", wie es bei Fontane in einem Artikel vom 30. Januar 1850 im gleichen Organ hieß. Jedoch Fontane erkannte in ihm, zusammen mit seinen Mentoren, Friedrich Julius Stahl und Ludwig v. Gerlach, ein ganz neues Moment: Diese sind für ihn (am 29. Januar 1850) "*die Revolutionsmänner unserer äußersten Rechten*". Er meine nicht "*Helden der C o n t r e r e v o l u t i o n*. Nein, diese Stahls, diese Bismarcks, diese Gerlachs sind in der Tat die *eigentlichen polnischen Emissäre und gefürchteten Propagandisten, die immer neue Revolutionen vorbereiten*".¹⁷

Die ungeheure Provozierung für die Zeitgenossen, die im November 1849 in der Wendung "polnisch" im Zusammenhang mit "Revolution" lag, in dem Ansinnen des jungen Journalisten, jemanden wie Bismarck als Revolutionär zu bezeichnen, ließe sich im nachhinein aus den Schriften etwa eines Gustav Freytag ermesen. Im ebenfalls 1849 erschienenen Aufsatz Freytags: *Die Juden in Breslau* oder in den sog. Revolutionskapiteln seines Erfolgsromans *Soll und Haben* von 1855 macht Freytag die revolutionäre Tendenz unter Deutschlands Nachbarn, den Ostjuden und den Polen konstitutiv für ihre 'Minderwertigkeit', gemäß jener Hierarchie der Kulturvölker, die seit der Polendebatte in der Frankfurter Nationalversammlung im Juli 1848 unter dem deutschen Mittelstand breite Zustimmung zu gewinnen begann.

WO BISMARCK LIEGEN SOLL

(GESCHRIEBEN AM 31. AUGUST 1898)

Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruh' in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser, tief, tief im Walde;
Widukind lädt ihn zu sich ein:
„Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein.“

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachsenwald, der hält.
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und sehen, geborgen vorm Licht der Sonnen,
Den Waldgrund in Epheu tief eingesponnen,
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet einer: „Lärmt nicht so!
Hier unten liegt Bismarck irgendwo.“

THEODOR FONTANE

In der Epoche der Einigungskriege und der Reichsgründung näherte sich Fontane dem Urteil seiner Zeitgenossen. Er hat dem preußischen Ministerpräsidenten seine Kriegsbücher übersandt und erhielt einen anerkennenden Brief, mit Datum 27. November 1867, von Lothar Bucher verfaßt und von Bismarck selbst unterschrieben. In einer überschwenglichen Passage seines Scottaufsatzes aus dem Jahr 1871 heißt es: *"Unsere Zeit besitzt jetzt wieder einen Namen, der 'Haus-halt-Wort' über die ganze Welt hin geworden ist - es gibt keine Südseeinsel, wohin nicht der cri de guerre Bismarcks gedrungen wäre."*¹⁸

Hierher gehört auch das strittige und gut erforschte Kapitel der Bismarckgedichte Fontanes, von denen er später meinte: *"in Versen habe ich Ungeheuerliches geleistet"*,¹⁹ vom Gelegenheitsgedicht des 16. Juni 1871, wo Bismarck als *'Heiratsvermittler'* zwischen Braut (Germania?) und Bräutigam (Volk?) auftritt, aus dessen Ehe *"Neudeutschland"* hervorgehe, über das *Jung-Bismarck* betitelte hurrapatrische Poem zum siebzigsten Geburtstag Bismarcks, neben dem humoristischen *Zeus in Mission* aus dem gleichen Jahr, bis hin zum letzten, zunächst von Fontane verweigerten Gedicht: *Wo Bismarck liegen soll*.²⁰ Solch Auftragswerk läßt sich sicherlich in der Generationserfahrung begründen, auch legitimieren, daß Bismarck die ersehnte Reichsgründung vollzogen hat, freilich zum anderen auch in dem persönlichen Einsatz Bismarcks zur Befreiung Fontanes aus der französischen Gefangenschaft im Winter 1870.

Fontanes Verhältnis zum Reichsgründer trat nach dem endgültigen Abschluß seines Romans *Vor dem Sturm* allmählich in ein neues Stadium, wenn er auch gelegentlich noch in den achtziger Jahren durchaus im bismarckschen Sinn und Vokabular zu reden verstand.²¹ Der Roman und seine Aufnahme beim Publikum geben bekanntlich Zeugnis für die einsetzende kritische Distanz seitens seines Autors zum Zeitgeschehen und Zeitgefühl, und in den folgenden Jahren wird seine Haltung zu Bismarck differenzierter, kritischer. Im Rahmen der von den Historikern genannten Zweiten Deutschen Reichsgründung suchte Bismarck etwa seit der Mitte der siebziger Jahre die eigene Machtposition zu festigen, indem er den Ausbau von verfassungsrechtlichen Strukturen im Reich in ihrer Entwicklung hemmte oder gar rückgängig machte, liberal Denkende aus der Verwaltung trieb und in seiner Tarifpolitik die ostelbischen Grundbesitzer für den Verlust ihrer rechtlichen Privilegien mit wirtschaftspolitischen Maßnahmen kompensierte. In der Epoche des Sozialistengesetzes wurde Bismarck, wie oft bei herrschsüchtigen Willensmenschen und massiven Egoisten, zunehmend zum Opfer depressiver Zustände und jener schon erwähnten alptraumartigen Visionen des Abbröckelns des Reiches, wie die Glieder eines aussätzigen Körpers. In dieser Zeit beginnt Fontane in seinem Erzählwerk Bismarck jene Stellung zu sichern, die nach seinem Ermessen dem Reichsgründer gebührte. Das hintersinnige Wort vom *"Schwefelgelben"* im Brief an Maximilian Harden aus dem Jahr 1894 ist besonders aufschlußreich. Die bekannte Briefstelle, die den Adressaten gereizt hatte und wohl von diesem nicht ganz verstanden wurde, lautet:

*"In fast allem, was ich seit 70 geschrieben, geht der 'Schwefelgelbe' um und wenn das Gespräch ihn auch nur flüchtig erwähnt, es ist immer von ihm die Rede."*²²

Jedem Fontaneleser dürfte die Anspielung auf den gelben Kragen des Halberstädter Kürassierregiments vertraut sein, dem Bismarck angehörte. Er ist sehr anschaulich in der 1885er Fassung des bekannten Anton von Wernerschen Bildes zu sehen: Die Proklamation des deutschen Reiches, das Kaiser Wilhelm I.

Bismarck zum 80. Geburtstag schenkte.²³ Der Reichskanzler trug die Uniform auch dort, wo ein westeuropäischer Staatsbürger sie am wenigsten vermutete, nämlich im Reichstag. Daß ein Staatsminister oder gar der Regierungschef in militärischer Uniform im Parlament aufzutreten pflegte, war eigentlich eine Herausforderung an den Staatsbürger. Die wiederholte Identifizierung Bismarcks mit seiner Kürassieruniform verkündete also die Unterordnung einer der wichtigsten Instanzen des Rechtsstaats unter das allein dem preußischen König verantwortliche Militär. Ob Fontane das auch sagen wollte, ist zwar nicht eindeutig zu sagen, die einzelnen Textstellen ließen sich, wie ich meine, so interpretieren. Der 'Schwefelgelbe' hat weitere literarische und ikonographische Züge, die kunstreich im jeweiligen Erzähltext eingebettet sind. Kurt Ihlenfeld hat schon 1973 flüchtig auf den Bezug zu Mephisto aufmerksam gemacht, Schwefel ist ja 'des Teufels': "Doch nomen est omen: sicher steckte in dem Wort auch der Anklang an einen anderen 'Schwefelgelben', der in Goethes Faust den Namen Mephisto führt".²⁴ Mephisto ist der Geist, der stets verneint - denkt man da nicht unwillkürlich an den 'Hausfreund' van der Straaten, der sein Selbstbewußtsein in der selbstgewählten Aufgabe als Bismarckkritiker findet und doch sich stets als ein schwaches Abbild des von ihm Geschmähten aufführt, den "Negationsrat" Duquede? Man weiß, daß Bismarck sich gelegentlich mit der Faustfigur in Verbindung zu setzen pflegte, auch daß er sich in der Rolle des Königsdieners gefiel. Man kennt auch die sentimentale Selbstprofilierung Bismarcks nach seiner Berufung zum preußischen Ministerpräsidenten im September 1862, daß er gekommen sei, wie ein Vasall, der seinen Monarchen in Gefahr sehe; bis zuletzt, wie es die schlichten und zugleich prätentösen Worte der eigens verfaßten Grabschrift verheißen, gab er sich als "Ein treuer Diener seines Herrn". Man könnte also die vielen, oft versteckten Anspielungen auf den Schwefelgelben im späten Fontane als scherzhafte Glosse auf dieses Dienertum lesen, dessen ambivalente Natur sich in der von Fontane geschätzten Anekdote von Wilhelm I. niederschlug, welcher gemeint haben sollte: "Es ist nicht leicht, Kaiser unter diesem Kanzler zu sein" und somit auf den alten topos des Dieners als Herr. Wer Herr und wer Diener war, darauf hat Thomas Mann in jener Stelle in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* angespielt, wo es heißt: "... darin mag ein gut Teil germanisch-sentimentaler Hypokrisie enthalten sein, denn um sein Dienertum war es gewiß nur so-so bestellt, wenn auch sein Herrschertum in germanisch dienstmännischen, nicht in romanisch cäsarischen Formen sich auslebte".²⁵

III

Es wäre irreführend, wollte man den Eindruck erwecken, daß sich Fontane im Erzählwerk nur kritisch zu Bismarck geäußert hätte. Es geht ihm auch darum, die politische Sicht der Menschen aus ganz unterschiedlichen, 'repräsentativen' Lebenskreisen zum Ausdruck zu bringen. Wenn Baron Osten in *Irrungen, Wirrungen*, der es sich vielleicht ein klein wenig zugute halten will, genau wie Bismarck Wortspiele drechseln zu können, von einem "gewissen Kürassieroffizier aus der Reserve" spricht, "der im übrigen mit nichts in Reserve gehalten hat, am wenigsten mit revolutionären Maßnahmen",²⁶ so soll hier nicht argumentiert werden, genauso wenig wie im Fall Duquedes, daß der Erzähler oder gar Fontane hier selbst ein Urteil über Bismarck ausspreche, sondern daß die Perspektive der Mitmenschen für den Gesamteindruck des Reichskanzlers in seiner Zeit nötig

sei. Das 'Revolutionäre' gehöre nach Fontane zur Wesenseigenschaft Bismarcks; hier wird der Blickwinkel jener bismarckschen Standesgenossen vermittelt, die ihn als Revolutionär und darum Verräter an seiner eigenen Kaste ansehen.

Es geht Fontane darum, wie hier an einigen wenigen Beispielen zu zeigen ist, das Wesen und Wirken Bismarcks in seiner Zeit möglichst differenziert nachzuzeichnen. Hierzu bietet *Stine* zunächst eine Stimme 'aus dem Volk'. Man erinnere sich an die Straßenszene im dritten Kapitel, wo die kleine Olga die Stunde ohne mütterliche Kontrolle genießerisch verbringt und sich auf eine Steintreppe in der Chausseestraße setzt, um mit anderen aus der Nachbarschaft einen öffentlichen Leichenzug zu begaffen. Wer dort zu Grabe getragen werde, diese Frage erregte gerade die dort angesammelten Geister:

"Einer versicherte, daß es ein alter Mauerpolier, ein anderer, daß es ein reicher Ratszimmermeister sei, während eine mit braunem Torfstaub ganz überdeckte Frau (...) von nichts Geringerem als von einem Minister für Maurer- und Zimmerleute wissen wollte. 'Dummes Zeug', unterbrach sie der nebenan wohnende Budiker, 'so was gibt es ja gar nich'. Aber das Torfweib ließ sich nicht stören und sagte nur: 'Warum nich, warum soll es so was nich geben?'"(185)

Der Gesprächsfetzen ist freilich nicht ohne Ironie. Es hat nicht nur kein Ministerium für Maurer- und Zimmerleute im Deutschen Reich gegeben: es hat überhaupt keine Reichsministerien gegeben, - der Reichskanzler hatte die Bildung von Reichsministerien bewußt hintertrieben, denn diese hätten ein ihm unerwünschtes Gegengewicht zu seinem persönlichen Regiment geboten. Aber das Zutrauen des kleinen Mannes - oder der kleinen Frau - aus dem Volk, speziell aus den Kreisen der Kleingewerbetreibenden, wurde dadurch keineswegs erschüttert; im Gegenteil, so lange es einem persönlich gut ging und man noch das Gefühl hatte, "dabeizusein".

"Daß man mitzählt". So formuliert es in einem anderen fontaneschen Roman ein Bismarck im kleinen, auch er *"ein Mann in Amt und Dienst"* (300) - Förster Opitz in *Quitt*. Auch für ihn steht der Reichskanzler als Garant für seine Machtstellung im Kreis, die er wie viele seinesgleichen mit der 'Ordnung' identifiziert: *"hier ist es am besten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee und Bismarcken"*. (300) Opitz' Eß- und Trinkgelüste verbinden ihn ebenfalls mit dem Reichskanzler sowie auch die unattraktive Mischung in beider Charakter von Herrschsucht und Sentimentalität, welche die autoritäre Persönlichkeit kennzeichnet. An Lehnert, der nicht klein beigibt, übt er seine erpresserische Macht aus, ebenfalls am viel zaghafteren Lehrer Wonneberger, den er sich mit einer Mischung von Drohung und schönen Worten zum Instrument seiner Verfolgung des vermeintlichen Rivalen gefügig macht: *"Der Liegnitzer Schulrat paßt auf. (...) Immer aufpassen und nie vergessen, daß man Vorgesetzte hat und daß man dem Staat dient und daß man mitzählt"*. (293)

Das schon erwähnte Urteil über Bismarcks Wirken auf die Staatsträger des Deutschen Reiches im Brief an Philipp von Eulenburg (Anm. 21) begegnet uns also wieder in *Quitt*, aber auch in dem mit ganz leichter Hand erzählten Fall des Hofrats Gottgetreu in der kleinen Schrift: *Nach der Sommerfrische*. Gottgetreu, der den sinnigen Namen Hermann trägt, also ein Deutscher ist, muß im ehelichen Kleinkrieg das letzte Restchen Selbständigkeit einbüßen. Daß alles so scherzhaft abläuft, ist aufschlußreich. Gottgetreus Irrtum war es, eine eigene

Meinung vertreten zu wollen. Das "innere Düppel" einer starken Mannesseele" ist, wie im Fall beinahe jedes Opponierenden im bismarckschen Deutschland, "durch eine bedingungslose Nachgiebigkeit in diesem und jenem andern Stück" gebrochen.²⁷ Wie anders die Behandlung der Bismarckthematik als 'System' in *Effi Briest*, einem Roman, den Fontane zu einer Zeit schrieb, als die Debatte um Ehe- und Familienrecht in dem sich gerade noch in Beratung befindlichen "Bürgerlichen Gesetzbuch" eine noch nie dagewesene Diskussion um die sog. Frauenfrage in Deutschland auslöste, die in der literarischen Öffentlichkeit vornehmlich der sozialistischen, liberalen und bürgerlichen Journale und in der Belletristik - zumal von Frauen - ihren Niederschlag fand. Die Bedeutung der Bismarckgestalt in der Disposition des Romans ist allgemein bekannt. Man könnte behaupten, daß hier mit dem Phänomen des Reichsgründers - Persönlichkeit, Zeiterscheidung, Vermächtnis - die Auseinandersetzung am konsequentesten erfolgt, sowohl in der direkten Hereinnahme der Person des Reichskanzlers in die Handlung wie auch in der verschlüsselten Symbolik der Darstellung, also 'hinter der Szene'. "Der Fürst" steht in *Effi Briest* für die Verkörperung der Autorität; ja sogar die für Bismarcks Regierungsart bezeichnende Kontrolle der deutschen Medien im Zeitalter der Massendemokratie wird ausdrücklich durch den Hinweis auf seine Papiermühle veranschaulicht. Daß dieser Autorität offensichtlich die Legitimierung fehlt, gehört auch zur Bismarck-Thematisierung. "Preußen-Deutschland hat keine Verheißung": so zitierte Fontane halb scherzhaft während der Arbeit an *Effi Briest* seine alte Freundin Frau Wangenheim.²⁸ Wenn Effi an der Handhabung jener Autorität zugrunde geht, so ist es Innstettens Los, sich und die Seinigen dem System zu opfern, das er auch vor sich nicht mehr zu rechtfertigen imstande ist. Innstettens "Nervosität" ist evtl. auch mit ähnlichen pathologischen Erscheinungen bei Bismarck in Verbindung zu setzen - wobei dieser allerdings kein Wagnerianer war.

Ist *Der Stechlin* (auch) als Fontanes Auseinandersetzung mit der preußisch-deutschen Geschichte des vorausgegangenen halben Jahrhunderts zu verstehen, so müßte man erwarten, daß hier in besonderem Maße der Zeiterscheidung Bismarck Rechnung getragen wird. Und tatsächlich birgt dieser Roman eine große Fülle an meist verschlüsselten Hinweisen auf die Person, den Politiker, das historische Phänomen Bismarck, welcher für viele der Epoche ihren Namen gab. Schon im ersten Kapitel ist von ihm mindestens viermal die Rede - verschlüsselt auf der zweiten Seite als Hinweis auf die Allgegenwart des Reichskanzlers - auch sogar im abgelegenen stechlinischen Dorf durch die Erwähnung der "Girlande von Schwefelfäden"²⁹ im Schaufenster des dortigen "Eck- und Kramladens". Der Leibdiener Dubslavs trägt den gleichen Namen - allerdings in der verkleinerten Form - wie Bismarcks Diener Engel, während der vermeintliche Bismarckkopf (11) des alten Stechlin und später der des Grafen Barby (123), für beider Unabhängigkeitsgefühl als altpreußische Adlige gegenüber ihrem Monarchen bürgen, ein Gefühl, dessen sich auch Bismarck gelegentlich zugute hielt; alle drei seien ja "schon vor den Hohenzollerns da" (9) gewesen. Dieser Hinweis wird noch bekräftigt durch die Stelle im zehnten Kapitel, wo vom Cremmer Damm, vom "Nürnberger Burggrafen" und der Ankunft der Hohenzollern im Lande Brandenburg (109) unter den zwei Freunden, Rex und Czako, die Rede ist. Die Anspielung auf Bismarck als "Frondeur", in Dubslavs scherzhafter Erwähnung der Kiebitzeier im 39. Kapitel (369) ist im Zusammenhang mit Armgards Wort im 13. Kapitel: "Ich kann das Frondieren nicht leiden" (139) und schließ-

lich auch mit Woldemars Brautwahl zu lesen. Die Stelle, wo von Bismarcks "Götzenallüren" die Rede ist: im ersten Kapitel, wo Dubslav sich gegen das Ansinnen wehrt, für seinen vermeintlichen Bismarckkopf sich beim lieben Gott oder bei Bismarck selber bedanken zu müssen, erinnert an den Wortlaut des Friedlaenderbriefs: "Man hat das Gefühl, er glaubt sich, gottgleich, alles erlauben zu dürfen"³⁰ und thematisiert den unersättlichen Machthunger Bismarcks. Beide Motive, Frondeurtum und Machthunger, verbinden das Gespräch Dubslavs mit Barby nach der Hochzeit über "unsren Zivil-Wallenstein" (327) mit den Bismarck als "Halbjunker" verspottenden, ihm ob Verlust ihrer Rechtsprivilegien grollenden Landjunkern in den Wahlkapiteln. "Je größer der Mann, je größer das Irrtum" schrieb Fontane in scherzhaftem Bezug auf Bismarck in *Nante Strump als Erzieher*, seiner witzigen, im Geist Adolf Glassbrenners konzipierten Gegenschrift zum rassistischen *Rembrandt als Erzieher* von Langbehn.³¹

Und schließlich wird in der scheinbar lässigen Art des Werks an zwei Schlüsselstellen des Romans, im Gespräch Lorenzens mit Melusine im 29. und mit Dubslav im 41. Kapitel, der Versuch einer historischen Einordnung Bismarcks aus deutscher und zugleich europäischer Sicht gemacht; in beiden Fällen geschieht es durch Hauptfiguren im Roman, die, wenn sie nicht für den Autor sprechen, doch sozusagen profilierte Meinungen zum Thema bringen. Im ersten Fall nehmen Watt und Siemens den Platz ein, den vormals die 'mythischen' Helden der Deutschen eingenommen hatten, darunter freilich Bismarck. Lorenzen meint: "... Erfinder und Entdecker, und James Watt und Siemens bedeuten uns mehr als du Guesclin und Bayard. Das Heldische hat nicht direkt abgewirtschaftet..., aber sein Kurs hat nun mal seine besondere Höhe verloren". (290f) Im anderen Fall wird Bismarck in einen weit gespannten historischen Kontext eingereiht. Hier in einer seinen Redepartner - und wohl die Leser - provozierenden Weise, läßt Dubslav Bismarck vor allem als den "Revolutionär" erscheinen, als den ihn Fontane ursprünglich gesehen hat. Hier aber, anders als in der 1849er Schrift, revolutionär im Sinne jener Figuren, die die Denkart und das Verhalten ihrer Mitmenschen geändert hätten: Mit Mazzini und Garibaldi, Marx und Lassalle, Bebel und Liebknecht. (393)³²

"Am Anfang", so heißt der erste Satz in Thomas Nipperdeys *Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert*, "war Napoleon"³³, am Schluß, so konnte man meinen, war - immer noch - Bismarck. Bismarcks Amtszeit währte länger als eine Generation ohne Unterbrechung, in diesem nur noch mit Metternich zu vergleichen, dessen Regiment aber in viel weniger turbulente Zeiten fiel. So muß man nicht Treitschkes Geschichtskonzept unterlegen, um behaupten zu können, daß Bismarck seine Zeit und die historische Einbildungskraft seiner Zeitgenossen beherrschte. Fontane wich jedoch von seinen Zeitgenossen darin ab, daß er sich im Alter von dem 'Mythos Bismarck' freizumachen vermocht hat, wohl aber dabei die prägende Kraft der Erscheinung für das deutsche Volk verstand und im Erzählwerk, im Brief und in autobiographischen und Gelegenheitsarbeiten gestaltete.

Anmerkungen

Zahlenangaben im lfd. Text beziehen sich auf die Ausgabe der Romane u. Erzählg. des Aufbau-Verlages

1 Nymphenburger Fontane-Ausgabe (=NyA). Bd. 21.2 (1974), S. 467.

2 "Wer ist der größte Staatsmann des Jahrhunderts?" In: Die Bilanz des Jahrhunderts. Berliner Illustrierte Zeitung. 5. März 1899. Nr. 62, S. 48.

- 3 "Dann kam der 70er Krieg und der neue Pariser Einzugsmarsch. All-Deutschland hatte gesiegt. Aber was war die leitende Idee gewesen. Als Bismarck beim Einzug den Kranz nicht nehmen wollte, weil nicht er sondern Moltke (der neben ihm ritt und auf den er wies) den Krieg gewonnen habe, sagte das kleine Mädchen die den Kranz hielt: "Aber Sie haben doch angefangen". NyA 24. München 1975, S. 339. Vgl. auch Theodor Fontane: *Die preußische Idee*. Kommentar von Walter Keitel, Interpretation von Peter Wruck sowie P.W.: Fontanes Entwurf. "Die preußische Idee" in Fontane Blätter 1982. Bd. 5, Heft 2. Heft 34 der Gesamtreihe, S. 169-190. Zur Datierung ebenda, S. 187.
- 4 Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe. Abteilung 4: Briefe. Vierter Band 1890-1898 (= Briefe 4). Darmstadt 1982, S. 644.
- 5 Briefe 3 (1980), S. 303.
- 6 S. Kurt Schreinert: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 4 (1960), S. 398.
- 7 Briefe 4, S. 326.
- 8 Ebenda, S. 440.
- 9 Briefe 2 (1979), 645.
- 10 Fritz Gebauer: Eine unbekannte Quelle. Die "Vaterländischen Reiterbilder" und die Bismarck-Biographie Fontanes. In: Fontane Blätter 1991. Heft 51, S. 77-95; Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Dörfer und Flecken im Lande Ruppin. Unbekannte und vergessene Geschichten aus der Mark Brandenburg 1. Hg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. Berlin 1991, S. 508-518.
- 11 Briefe 4, S. 86.
- 12 NyA 18 (1972), S. 602.
- 13 Walter Müller-Seidel: Fontane und Bismarck. In: Nationalismus in Germanistik und Dichtung, Dokumentation des Germanistentages in München vom 17. - 20. Oktober 1966. Hg. von Benno von Wiese und Rudolf Henß. Berlin 1967, S. 170-201; Theodor Fontane: Soziale Romankunst in Deutschland. München 1980, S. 47 und 41.
- 14 Thomas Mann: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden. 2., durchgesehene Ausgabe. Frankfurt 1974. Bd. 13. Reden und Aufsätze 1, S. 12f.
- 15 Briefe 4, S. 272.
- 16 S. Eda Sagarra: Der Stechlin (1898). History and Contemporary History in Theodor Fontane's last Novel. In: Modern Language Review 87. 1992. Nr. 1, S. 122-133.
- 17 NyA 19 (1969), S. 60; 83; 76.
- 18 NyA 21, 1 (1963), S. 402.
- 19 Briefe 4, S. 336.
- 20 Theodor Fontane: Gedichte. Hg. von Joachim Krueger und Anita Golz. Berlin, Weimar 1989, S. Bd. 3, S. 223 (Gedicht *Zum 16. Juni 1871*) und 539f. (Kommentar); Bd. 1, S. 246 (Text) und 598-600 (Kommentar) zu *Jung-Bismarck*; Bd. 2, S. 104 (Text) und 553-5 (Kommentar) zum Gedicht: *Wo Bismarck liegen soll*.
- 21 "Der Kanzler ist ein Despot; aber er darf es sein; er muß es sein. Wär' er es nicht, wär' er ein parlamentarisches Ideal, das sich durch das Dummste, was es gibt, durch Majoritäten, bestimmen ließe, so hätten wir überhaupt noch keinen Kanzler und am wenigsten ein Deutsches Reich." Briefe 3, S. 125. Jedoch sollte man das Urteil im unmittelbar daran anschließenden Satz dagegen halten, in dem von den aus Bismarcks Charakter zu schließenden Konsequenzen für die Staatsbürger bzw. Untertanen des Deutschen Reiches die Rede ist. Dieses Urteil wird im Spätwerk seine Spuren hinterlassen, so etwa in

- Quitt (s. u.) und im Stechlin:“ Das ist andererseits freilich richtig, daß neben einem solchen Despoten nur unselbständige Naturen oder Kräfte zweiten und dritten Ranges dienen können, und daß jeder freie Mann wohl tut, bei Zeiten seinen Rückzug anzutreten“. Ebenda.
- 22 Briefe 4, S. 336.
- 23 S. Peter Paret: Art as History. Episodes in the Culture and Politics of Nineteenth Century Germany, Princeton 1988, gegenüber von S. 172.
- 24 Kurt Ihlenfeld: Fontanes Umgang mit Bismarck. Zur Problematik des Verhältnisses zwischen Dichter und Politiker. In: Der Bär von Berlin. Jahrbuch 1973 des Vereins für die Geschichte Berlins, S. 46.
- 25 Thomas Manns Behauptung, daß Bismarck sich cäsarischer Formen nicht bediente, würden neuzeitige Historiker nicht akzeptieren, eher das Gegenteil behaupten. Darüber hätten wir gern mit Marc Thuret gesprochen. S. Thomas Mann (Anm. 14): Bd. 12, Reden und Aufsätze 4, S. 482.
- 26 Theodor Fontane: Romane und Erzählungen in acht Bänden. Hg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz und Jürgen Jahn. Berlin und Weimar. 2. Aufl. 1973, Bd. 5, S. 43. Die im Text in Klammern angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf den jeweils zitierten Band.
- 27 NyA 18, S. 24.
- 28 S. Anm. 15, S. 273.
- 29 Romane und Erzählungen (Anm. 26), Bd. 8, S. 8.
- 30 Briefe 3, S. 516.
- 31 NyA 21, 1, S. 485.
- 32 Vgl. auch den Brief an Hans Hertz über seinen Likedeeler, Klaus Störtebeker, am Vorabend des 80. Geburtstags Bismarcks: "An diesem Vorabend des Bismarck-Tages beschäftigt mich unpatriotischerweise mein neuer Freund Klaus Störtebeker mehr als der ihm nicht ganz unverwandte Altreichskanzler. Beide waren Stürzebecher". Briefe 4, S. 439.
- 33 Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1987, S. 11.

Roland Berbig, Berlin

*"In Lockenfülle das blonde Haar, / Allzeit im Sattel und neunzehn Jahr"*¹

Die Bismarck-Gedichte in Paul Lindaus Zeitschrift "Nord und Süd" 1885.

Schenkt man dem Hausblatt des Reichskanzlers, der "Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", Glauben, so kamen 1885 anlässlich des 70. Geburtstages und des fünfzigjährigen Dienstjubiläums Otto von Bismarcks 3738 Glückwunschschriften und 2644 Telegramme zusammen. "Hier ist alles Bismarck und Bismarckfeier", bemerkte Fontane mehr oder weniger amüsiert gegenüber Paul Heyse.² Auf höchsten Erlaß war der 1. April zur Doppelfeier bestimmt worden, und der Kaiser ließ es sich nicht nehmen, die nationalen Akzente hervorzuheben, unter

nem
men
ada.

nth

sses
für

nte,
Dar-
12,

m-
73,
den

am
be-
hm

1.

ei-
es
ei-
",
uf
er
er



OTTO VON BISMARCK - SCHONHAUSEN

die er die Feier gestellt sehen wollte: "Wenn sich in dem deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu bestätigen, daß die Erinnerung an alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes getan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es mich freut, daß ein solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut mich das für Sie als eine wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung, und es wärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kundtun", heißt es in Wilhelms Gratulationsschreiben.³ Diese Haltung und Gesinnung vieler ziere die Nation und lasse auf ihre Zukunft hoffen. An sie auch mahnend zu erinnern, schien Bismarcks Geburtstagsfest dem Monarchen willkommener Anlaß.

Es kann nicht wundern, daß die Feierlichkeiten und öffentlichen Ehrungen für den Kanzler unter hoher Schriftstellerbeteiligung stattfanden. Bismarck war längst zum bevorzugten Gegenstand literarischer Behandlung geworden. Die Rubrik "Bismarck-Literatur" fehlte für das Feierjahr in keiner der großen Zeitschriften von der "Deutschen Rundschau" bis zur "Gegenwart" und umfaßte in der Regel mehrere Seiten. Fontanes Äußerung (1894 zu Maximilian Harden), daß "(i)n fast allem, was ich seit 70 geschrieben," "der 'Schwefelgelbe' (Bismarck)" umgehe "und wenn das Gespräch ihn auch nur flüchtig berührt, es ist immer von ihm die Rede wie von Karl oder Otto dem Großen"⁴, weist auf Symptomatisches.

Mehr als die häufig spontan entstandenen und verstreut publizierten Gratulationsgedichte interessieren jene, die ihre Entstehung einem konkreten Auftrag und einem vorgegebenen Rahmen verpflichtet waren. Sie erlauben Rückschlüsse auf das Ineinanderwirken von Politischem und Literarischem. In gleichem Maße sind sie Prüfstein, wie und mit welcher Akzentuierung die literarische Öffentlichkeit an der historischen Mythisierung Bismarcks zu dessen Lebzeiten Anteil hatte. Daß Aufschlüsse besonderer Art zu erwarten sind, wenn der Auftraggeber Paul Lindau heißt, dessen journalistische Methoden für ebenso viel Aufsehen sorgten wie über seine Beziehungen zum Reichskanzler spekuliert wurde⁵, liegt auf der Hand. Und Fontane nahm keinen Anstand, sich gerade an dessen Vorhaben zu beteiligen.

"Meine Bitte ist nun folgende: Wir bringen zum 1. April das Bild des jungen Bismarck nach einer im Familienbesitz befindlichen Zeichnung aus dem Jahre 1834; dazu eine Reihe literarischer und poetischer Beiträge."⁶ Mit diesen oder ähnlich lautenden Sätzen wandte sich Paul Lindau Anfang 1885 an mehrere Autoren. Seine Absicht ging dahin, sie zu poetischen Beiträgen zu ermuntern, die das Aprilheft von "Nord und Süd" anspruchsvoll und ganz auf Bismarck zugeschnitten, einleiten sollten. Das Bild, auf das sich Lindau Bezugnahme wünschte, war eine Porträt-Skizze von Gustav von Kessel, die den 19-jährigen Bismarck zeigte. Da die Abbildung wohl nicht allen Angeschriebenen zugeschickt wurde⁷, galt die Orientierung Lindaus in allgemeinerem Sinne: ihm war an Gedichten gelegen, die die Jugend des gefeierten Reichsgründers vor dem Hintergrund des späteren Ruhms besangen.

Ob Lindau außer den im Aprilheft gedruckten Schriftstellern weitere Autoren um Beiträge gebeten hatte, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Zu vermuten ist es, obgleich die Beiträgerliste komplett und in sich stimmig wirkt. Neben Fontane hatten sich nämlich Felix Dahn, Klaus Groth, Wilhelm Jensen, Ernst von Wildenbruch und Paul Heyse bereitwillig gezeigt, an der Ehrengabe mitzuwirken. Daß sich eine Beteiligung nicht von selbst verstand, beweist Theodor Storm,

der Ansinnen dieser Art rundum ablehnte.⁸ Der Herausgeber Lindau versprach sich nicht zu Unrecht von dem Umstand, daß mehrere und dazu noch angesehene Dichter unter einem Thema - "Jung-Bismarck" - angetreten waren, gesteigertes Interesse bei seinen Lesern. Von einer "durch Lindau inszenierte(n) Wetttdichterei"⁹ zu sprechen, wie es Fontane später verärgert tat, trifft die Sachlage allerdings nur einseitig. Das wird deutlich, sieht man sich erstens die einzelnen Gedichte an und überprüft zweitens die Qualität des von Lindau vorgelegten Bismarck-Heftes als in sich geschlossene Publikation. Überdies bleibt drittens bei Fontanes Groll völlig außer Betracht, inwieweit Lindau mit Anlage und Konzept des Heftes auf tagespolitische Themen sowie auf die Geschichtsschreibung und -deutung des noch jungen Kaiserreiches reagierte und sich an ihr beteiligte. Zu diesen Fragen nun im folgenden ein paar Bemerkungen.

Dem heutigen Leser sagt die Namensliste der Beiträger hinsichtlich ihrer Gewichtung und Wertigkeit wenig. Daher empfiehlt es sich, einerseits auf die Stellung des jeweiligen Schriftstellers im literarischen Leben und andererseits auf sein belegbares Verhältnis zu Otto von Bismarck einzugehen.

Den Auftakt gab ein Gedicht von **Felix Dahn**, dessen historischer Roman "Ein Kampf um Rom" (1876 erschienen) ihm weithin Popularität verschafft hatte. Als Professor der Königsberger Universität und Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Studien zur germanischen Vorzeit stand sein Name für engagierte Seriosität. Mehr als einmal meldete er sich mit politischen Gelegenheitsgedichten zu Wort, um seiner nationalen Gesinnung mit Pathos Ausdruck zu verleihen. Kaiserstreue und Deutschtum waren ihm seit 1870/71 eins. In seiner von ihm selbst besorgten Gedichtsammlung (1900) richtete er eine Rubrik: "Vaterland" ein, unter der auch das "Nord und Süd"-Gedicht mit dem Titel "Jung-Bismarck" rangierte. Unmittelbar davor setzte er das Gedicht "Allen Deutschen", in dem der Leser u.a. folgende Verse fand:

Das Blut, der Stamm dem Manne flicht das heiligste der Bande:
Der Deutsche, der kein Deutscher ist, - dess' Name sei die Schande!¹⁰

Die Huldigung Bismarcks ließ ihn mehrfach zur Feder greifen, obwohl es des Jahres 1866 bedurft hatte, damit nach eigenem Geständnis aus einem "Saulus ein Paulus"¹¹, d.h. damit aus ihm ein bedingungsloser Bismarckanhänger wurde. Dieser Bedingungslosigkeit hielt Dahn auch die Treue, als Bismarck abdanken mußte. Neben dem "Jung-Bismarck"-Gedicht schrieb er 1885 ein weiteres, das den Titel trägt: "Zum 15. Dezember 1885 (als dem Fürsten Bismarck ein weiterer Hilfsarbeiter von dem Abgeordnetenhaus verweigert ward)".¹² Das klingt nach Tagespolitik und war es doch nur bedingt. Im Dezember 1884 hatte der Reichstag eine Direktorenstelle im Auswärtigen Amt gestrichen und damit nicht nur Bismarck persönlich getroffen, sondern auch die auf eine neue Kolonialpolitik gerichtete Arbeit des Amtes. "Berlin ist in Aufregung wegen der im Reichstag abgelehnten 20,000 Mark, die Bismarck für einen Ministerialdirektor forderte", schrieb Fontane bei der Gelegenheit. "So ziemlich alle Welt - selbst Fortschrittler - stehen auf Bismarcks Seite und finden es empörend."¹³ Der Vorfall an sich wäre nicht zu erwähnen, hätte er nicht Einfluß auf Bismarcks Selbstdarstellung im Feiertag, mit der er vehement politische Ziele verfocht. Die der Ablehnung folgende öffentliche Spendenaktion (immerhin kamen 2 379 143 Mark zusammen) geriet zu einem politischen Faktor, nicht zuletzt deshalb, weil in ihr kollektivstiftende Symbolkraft lag: ein Volk spendet für seinen von kleinlichem, parteigoisti-

schem Verrat bedrohten Kanzler, der nach wie vor die großen nationalen Ziele verfolgt.¹⁴

Dieses Bild gab den Hintergrund für Dahns "Jung-Bismarck"-Gedicht ab. Die Spitzenstellung im Huldigungsreigen verdankt es möglicherweise der direkten Bezugnahme auf das Porträt.

In diesen Zügen, fast von Mädchenweiche,
Wer ahnt darin den künftigen Gewaltigen,
Den Sturmumwetterten, den Erzgestaltigen,
Der da zerschlagen wird und aufbau'n Reiche?¹⁵

Thematisiert wird jedoch der von den Deutschen im Stich gelassene Kanzler, der auf ein Niveau mit den großen Gestalten germanischer Geschichte und Mythologie gehoben wird. Dahn setzt ihm Armin und Jung-Siegfried zur Seite, wobei ihn von letzterem die fehlende Hornhaut unterscheidet. So ist er den "giftgetränkten Pfeilen" ausgeliefert, die ihm vom "Undank" seiner Deutschen in die "Seele" geschossen werden. Die Perspektive, die in diese beklagte Gegenwart hinein projiziert wird, entwirft die letzte Strophe:

Wann er entrückt ist der Parteiung Treiben,
Wird das Gewölk, das ihn umwogt hat, fallen
Und, leuchtend, in der Weltgeschichte Hallen,
Dicht bei Armin, wird stehn sein Erzbild bleiben.¹⁶

Indem Dahn nationale Mythen zitiert und auf Bismarck bezieht, idealisiert er ihn einerseits als den großen Einzelnen, der Anfeindungen zum Trotz den Weg nationalen Heils unbeirrt ausbaut, andererseits stellt er ihm damit für die politischen Alltagsgeschäfte einen literarischen Blankoscheck aus.

Dem Gedicht von Dahn folgt das Fontanes, auf das ich jedoch erst am Ende eingehen möchte. Unter III. kam - natürlich in plattdeutscher Mundart - **Klaus Groth**, der "Quikborn"-Dichter, an die Reihe. Groth, nach frühem Ruhm, hatte in einiger Abgeschiedenheit vom literarischen Leben in Kiel seine Jahre verbracht. Erst seit Mitte der achtziger Jahre gewann er die Popularität zurück, die ihm anlässlich seines 70. Geburtstags den roten Adlerorden dritter Klasse, verliehen auf Audienz beim Kaiser, eintrug. "(D)a wurde", schreibt sein Biograph Geert Seelig, "der Prophet im Vaterland geehrt."¹⁷ Das Prophetentum wurzelte in einem schleswig-holsteinisch, norddeutschen Deutschtum, das Groths Bemühungen um die "Modersprak" begründet hatte und seine Bismarck-Verehrung prägte. "Die Ausbreitung (...) der plattdeutschen Sprache betrachte ich fortgesetzt als mein Lebenswerk. (...), so unterhielt und unterhalte ich enge Fühlung mit der vlämischen Bewegung in Belgien und mit etwa fünfundvierzig plattdeutschen Vereinen Nordamerikas: die heimische Mundart der Ausgewanderten", mit dieser Wendung schloß Groth dieses politische Bekenntnis, "hat sich als ein starkes Bollwerk zur Erhaltung des Deutschthums erwiesen."¹⁸ Nach 1864 sah er in König Wilhelm, dem späteren deutschen Kaiser, eine Gott geführte Majestät, der er Verse wie die folgenden zueignete:

Wo nun dein Fuß getreten,
Das bleibt geweihtes deutsches Land.¹⁹

Als Lindau bei Groth anfragte, willigte der ohne Zögern ein. "Ich lehne Ihren Auftrag nicht ab, denn ich bin einer der wärmsten Verehrer unseres großen Reichskanzler, habe das auch in manchem Gelegenheitsgedicht wie in Prosa mit ausgesprochen."²⁰ Mit gleicher Post schickte er die ergänzende Korrektur für ein Kolonialpolitik-Gedicht, in dem er sich ganz auf Bismarcks Seite stellte. Geschlossenheit zeichnet Groths Gedicht aus. Narrative Momente überwiegen in den Partien, die dem jungen Bismarck gewidmet sind. In vier Strophen (gegenüber drei, die den Ruhm Bismarcks versifizieren) gibt er ein Porträt von "en lütten Daugenix"²¹, der zu einem "jungen Eekbom in de Mark" aufwächst, dem des Vaters Gut zu klein für seine Kraft wird:

De's al to grot för Vaders Got,
För den is kum de Welt to grot,
Wo is de Platz, um Kraft un Moth,
Von dissen Mann to pröben?²²

Bestellt, ein großes Werk zu vollbringen, erscheint Bismarck in Reimen wie "Weltgericht" und "Weltgeschichte" als Riese, Held und Hüne, der des Deutschen Traum nach einem "dütsche Riek" erfüllt. Der durch die Kindheitsbilder beschworene Rahmen wird in der Abschlußstrophe geschlossen: Obwohl die Welt und das Vaterland ihn, Bismarck, fürchten und ehren,

denkt he gern wul an de Tied,
As Otto swärm int Holt,
Un denkt: de Weg weer wunnerbar!²³

Aus der eigenen (zu engen) Scholle ist die große (die deutsche) geworden, an der sich dieselben Eigenschaften bewähren, wie an der seiner Kindheit und Jugend. Ungebrochen ist das Licht, das auf Bismarck scheint. Es wird gespeist vom Mythos märkischer Bodenständigkeit und läßt auch zwanglos Bildungsksepsis zu. "Klokheit" hat mit "Bok" nur wenig zu tun.

Wilhelm Jensens Gedicht, das an Groths anschließt, hinterläßt kaum einen Eindruck. Ohne seine Beziehungen zu Storm, Raabe und Heyse wäre Jensen, der seinem Publikum vornehmlich durch historische Novellen und Romane bekannt war, heute vergessen. Die Bekanntschaft mit Raabe rührte aus dessen Stuttgarter Zeit. Beide favorisierten den kleindeutschen Weg zur deutschen Einigung, was ihren Umgang begründete. Erfolglos, aber unermüdlich versuchte er sich auch als Dramatiker. 1884 war sein Stück "Der Kampf für's Reich" erschienen. Jensen "übersetzt" das Porträt nicht wie Groth in altmärkische Erinnerungsbilder. Er deutet es, stellt den Vergleich mit Novalis an, um jedoch dann einen Wesenszug zu betonen, der den jungen mit dem berühmten Bismarck vereint.

In frühen Tagen
Schuf manchem schon
Der kecke Musensohn
Kein sanftes Wohlbehagen.

Der Zunge Witz
Mit lustigem Schweifen,
Und hinterdrein wie Blitz
Der Klinge Pfeifen!
Gleich that's ihm Keiner²⁴

Vergleichsgrößen, die Jensen zitiert, sind Albrecht von Wallenstein und, um das Blitzbild sinnfällig auszunutzen, Jupiter. Wie nah der Jupiter/Zeus-Vergleich damals lag, beweist nicht zuletzt Fontanes Bismarck-Gedicht 'Zeus in Mission', das Ende Januar 1885 in kürzester Zeit entstanden war.²⁵ Jensen schlägt einen Festlied-Tonfall an, der in einer Gratulations- und Gute-Wünsche-Strophe gipfelte. Sich der Gattung Festlied zu bedienen, war keineswegs originell, hatte sie sich doch bei den unzähligen öffentlichen Feierveranstaltungen ihren festen "Sitz im Leben" erworben.

Die nächste poetische Wortmeldung hatte ihren besonderen Reiz. Angetreten, um Bismarck sein Lied zu singen, war **Ernst von Wildenbruch**, seit 1877 als Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt tätig, also direkt "unter Bismarck"²⁶. Mit seinen literarischen Arbeiten, u.a. der auch von Fontane besprochenen Dichtung "Vionville"²⁷, hatte er für sich Aufmerksamkeit am königlich-kaiserlichen Hof erwirkt. Obwohl er mit Begleittexten für lebende Bilder bei Hoffestlichkeiten den guten Kontakt zur kaiserlichen Macht hielt und seine "Karolinger" höchste Anerkennung fanden, wurde Wildenbruch in der Wilhelmstraße keine "persona grata".²⁸

Als Wildenbruch dann, neben den Querelen um sein die Zeit 1806 behandelndes Stück "Väter und Söhne", kleinere Arbeiten im Berliner Tageblatt veröffentlichte, kam es zum Eklat. "Der Reichskanzler selbst hatte sich im höchsten Grade erzürnt, daß ein Beamter seines Ressorts sich nicht gescheut habe, öffentlich als Mitarbeiter an einer ihn und seine Politik auf Schritt und Tritt befehlenden Zeitung aufzutreten."²⁹ Nachdem sich Bismarck einen Eindruck über Wildenbruchs "vaterländische" Absichten³⁰ verschafft hatte, ließ er ihn gewähren, ob schon ihm ein Schriftsteller im Amt problematisch blieb. Wildenbruch allerdings sollte sich der Konzilianz seines Vorgesetzten würdig erweisen. Bestätigt durch den Grillparzer- und den Schiller-Preis (1883 u. 1884), sah er seine Stunde als Staats- und Kanzlerdichter gekommen, als er Bismarcks Rede vom 12. März 1885 las. "Als ich neulich die wundergewaltige Rede Bismarcks las", schrieb er einem Freund am 15. März, "da überkam mich das Gefühl, daß jede Stunde verloren ist, in der man nicht mit allen Kräften der Seele an dem großen Werke dieses großen Mannes mittut, in der man nicht für das Vaterland kämpft und schafft und dichtet. Das war der Ton, der mich vor zehn Jahren in der einsamen Stube zu Frankfurt begeisterte, das ist er noch heute, das soll er bleiben, das schwöre und gelobe ich Ihnen".³¹ Zur Rede Bismarcks später.

In seinem "Jung-Bismarck"-Gedicht nutzt Wildenbruch den leichten Gang der Volksliedstrophe und ist um einen freundlich-unangestregten Ton bemüht. Nach umständlicher Einführung der Bildnisse des alten und jungen Bismarcks, die aufeinander bezogen werden, porträtiert er den Besungenen als Kind des "Brandenburger Land(es)", das ihn "bang und bebend/ In Deutschlands Mutterhand" legt.³² Und Deutschland erkennt im Kind den Gott gesegneten Sohn:

Ich seh' auf seiner Stirne
Ein Wort und noch ein Wort:
Heißt "Landes-Mehrer" eines,
Das andre "Landeshort".³³

Auf arglos-schlaffe Weise vermischt Wildenbruch nationale Metaphorik mit ihrer Vorliebe von Baum, Erde und Adler mit christlicher Heilsbotschaft. Ohne es so auszusprechen, wird das deutsche Volk das auserwählte und Bismarck der

Erlöser, "den uns Gott geschenkt", "Brandenburgs Vermächtniß/ an's heil'ge deutsche Land."³⁴ Die Verklärung und idealisierende Überhöhung ist vollzogen. Im Jugendbildnis erscheint die Zukunft, die schon die eigene Gegenwart ist.

Paul Heyse steht am Schluß des poetischen Bismarck-Teils des "Nord und Süd"-Heftes. Er scherte aus, denn er ließ sich von Lindau, zu dem er ein eher vornehm distanzierendes Verhältnis unterhielt, nicht thematisch binden. Auch mußte Lindau zwei Anläufe unternehmen, denn Heyse hatte, als die Anfrage kam, bereits eine Hymne zu den Bismarck-Ehrungen verfaßt und schien nicht gewillt, einen zweiten Text zu publizieren.³⁵ Und da jene Bismarck-Hymne vor großer Öffentlichkeit - am 28. März in einer Vertonung von Josef Giehl von sämtlichen Münchner Gesangsvereinen in der bayerischen Metropole vorgetragen³⁶ - aufgeführt werden sollte, mag Heyse nicht ganz unbegründet Scheu vor übertriebenem Engagement gehabt haben. Überdies hatte ein "junger patriotisch gesinnter Dichter" aus München, Saul Beißer, herausgefordert durch Heyses "Wem soll das Lied erklingen" (so der Anfangsvers dessen anderen Bismarck-Gedichtes), ein Heyse-Lied geschrieben, das gewollt komisch Bismarck und Heyse nebeneinander stellte und letzteren ebenfalls als Kanzler titulierte, was in Heyse zwiespältige Empfindung auslösen mußte.³⁷

Heyse feiert Bismarck, den Reichserbauer, der Deutschland wieder in den Kreis der anerkannten Nationen brachte. Durch ihn wurde, so Heyse, "(d)er Fremden Hohn"³⁸ beendet und das "Bruderband"³⁹ mit Österreich wieder geknüpft. Bismarck habe "uns" aus "Traum und Dämmerung" "an den Tag der Thaten"⁴⁰ geführt. Heyse bewegt sich mit diesen Bildern in konventionellen Bahnen nationaler Selbstdeutung. Herausgelöst aus der Traumwelt eines romantischen Idealismus, die mit Alter und Greisentum in eins gesetzt wird, sei dank Bismarck ein Realitätssinn gewonnen, der durch Taten endlich neuen deutschen Ruhm begründe und gleichzeitig nationale Verjüngung bedeute:

Die Letzten einst im Weltverein -
Nun sollen wir die Ersten sein.⁴¹

Daß Bismarck nicht nur Schiedsherr der Nationen ist, sondern gleichermaßen den inneren sozialen Frieden stiftet, hebt Heyse mit Pathos hervor. Dies sei besserer Lohn als aller Lorbeer:

Froh soll fortan
Der niedere Mann
Am warmen Herde wohnen.⁴²

Im Gegensatz zu den anderen Gedichten läßt Heyse verhalten Ermahnendes anklingen, freilich in sehr stiller Form. Doch ein Bismarck-Lied mit dem Lobpreis des Werkes, nicht des Schöpfers zu beenden und ihn "(d)es Rechtes Schirm, des Friedens Hort,/ Dem freien Geist verbündet"⁴³ unterzuordnen, das läßt sich als latente Abwehr übersteigter Idealisierung der Person Bismarcks lesen. So gesehen, erarbeitete sich der Münchner Dichter zu Recht eine Sonderstellung in der Gedichtgruppe.
Und Fontane?

Fontane reagierte auf die Bitte Lindaus sofort zustimmend: eine Absage verbiete "die Rücksicht gegen Sie und die Schwärmerei für Bismarck."³³ Allerdings versuchte er, den "Nord und Süd"-Herausgeber von der *Jung-Bismarck*-Fixierung abzu-

bringen. Bezug nehmend auf sein soeben entstandenes 'Zeus in Mission' empfahl Fontane, ein Bildnis Bismarcks aus dem Jahr 1884 mit Jupiterbrauen (!) beizufügen. Zwei Tage später wird seine Ablehnung gegenüber Lindaus Idee noch entschiedener. Er habe auf der Stelle gefühlt: "mit Jung-Bismarck geht es nicht. (...) alles, was ich vom jungen Bismarck weiß, ist das, daß er in Schönhausen, wenn er von der Jagd kam, seine Jagdflinte nicht ins Blaue hinein abschoß, sondern einer großen Sandsteinfigur, irgendeinen Mars oder Bachus, in die linke Hinterbacke feuerte." Es solle ihm zwar nicht schwer werden, aus dieser Anekdote "den ganzen künftigen Bismarck (...) zu constituieren (nicht ins Blaue schießen, Falsche-Götter-Verachtung, Humor, Schabernack)"⁴⁵, aber ein Festgedicht könne das aufgrund des Anzüglichen nicht werden. Acht Tage später jedoch schickte Fontane Lindau das erbetene Jung-Bismarck-Gedicht: alles sei nicht so schwer gewesen wie gedacht. Er sei bemüht gewesen, "das an und für sich und vielleicht seiner Gattung und Natur nach Phrasenhafte durch phrasenlose Behandlung über sich selbst zu erheben."⁴⁶ Und in der Tat zeichnet sich Fontanes Gedicht durch die Tugenden aus, die ihm vierzig Jahre zuvor mit seinen Liedern auf preußische Männer und Helden ersten poetischen Ruhm brachten. Er reaktiviert den Sprachduktus und setzt auf dessen rhetorische Wirkung. Die einzelnen Strophen markieren jeweils ein Stichwort, das in der folgenden ausgebaut wird. Der Ritt des jungen Bismarck "nach dem Glück", das nicht "Gold", "Ehre", "Ruhm" und "Liebe" ist⁴⁷, führt über eine Traumvision, in der er Germania am Brunnen mit zwei Eimern sieht, zu Barbarossa. Oder genauer:

*Und neue Bilder: ein Schloß, ein Saal,
Was nicht blitzt von Golde, das blitzt von Stahl,
E i n e r dem Barbarossa gleicht -
Wer ist es, der die Kron' ihm reicht?
Jung-Bismarck.⁴⁸*

Fontane hatte Wilhelm I. 1871 Kaiser Weißbart genannt⁴⁹ und damit die Parallele zu Friedrich I., Barbarossa, gezogen. Barbarossa war auch eine der meistzitierten Gestalten in der Vormärz-Dichtung, aus der Fontanes Preußenliederstil erwachsen war. Durch die bewußte Anknüpfung im Formalen, das damit semantisch aufgeladen wurde⁵⁰, und Thematischen markierte Fontane Kontinuitätslinien in der preußisch-deutschen und der eigenen, nämlich literarisch-schriftstellerischen Entwicklung. Das ging bis zur Anspielung auf das Barbarossa-Motiv, um dessen stoffliche Bearbeitung er sich 1848 und 1851 bemüht hatte.⁵¹ Daß dem Jung-Bismarck, wie zitiert, der Ruhm des "eigentlichen" Bismarck, die Kaiserkrönung in Versailles, visionär erscheint, erhellt die historische Ungebrochenheit, die die Form vom ersten Vers an mit ihren Mitteln suggerierte. Wer in der Jugend schon ist, was er einmal sein wird, braucht sich an Fortschrittsthesen nicht messen zu lassen. Sie werden, wie das Maß des Lebensalters, außer Kraft gesetzt. Die dem Verfasser durch deren sichere Handhabung möglich gebliebene Distanz findet in der letzten Strophe ihren Höhepunkt. Die Wiederholung der "Was ist das Glück?"-Frage gipfelt in einem Vers, der als direkte Rede ausgewiesen ist: 'Leben und Sterben dem Vaterland'.⁵² Ein gedrosseltes Pathos, das sich aus der Drosselung verdoppelte Wirkung verspricht. Im Unterschied zu allen anderen Gedichten aktivierte Fontane den literarisch und politisch besetzten Begriff "Jugend", der Vormärz und Junges Deutschland assoziieren ließ, indem er Jung-Bismarck zum Sieger der Geschichte erhob und

ihm nicht eine Entwicklung abverlangte. "Verjüngung" und "Jungbleiben" werden gegenüber der poetischen Sinnggebung Mitte der dreißiger Jahre⁵³ ihres oppositionellen Charakters enthoben und dem zugeschrieben, der 1835 nicht in die Opposition, sondern in den Staatsdienst eingetreten war. 1835 - das Jahr, in dem das Junge Deutschland verboten wurde.

Mit dem Kunstgriff, seinen unverwechselbaren poetischen Tonfall aus dem Vormärz zu zitieren und ihn gleichsam als lebensfähig zu handhaben, wenn nur die Persönlichkeit des zu Besingenden es erlaubt, zeichnet Fontane in Jung-Bismarcks politisch-vaterländischem Kontinuum das eigene literarische ein. Die Poetenbiographie im Vers spiegelt sich in der Biographie des Staatsmannes, dessen zeitlose Jugend zur historischen Metapher wird.

Kommen wir zu Lindau, dem Herausgeber. In Kenntnis seiner Praktiken bezweifle ich in diesem Fall das Unlautere, das ihm Fontane mit dem Vorwurf eines heimlich angezettelten Sängerkrieges unterstellte.⁵⁴ Der fiel ab bei Lindaus Bestreben, mit dem gesamten Bismarck-Heft Wirkung zu erzielen. Mag die Behauptung, Lindau habe seine Zeitschriften, hatten sie erst einmal Erfolg, nachlässig redigiert, im allgemeinen stimmen: für die Bismarck-Nummern von "Nord und Süd" und der "Gegenwart" trifft sie nicht zu.

Die Auswahl der Autoren zeigt einen wachen Herausgeber, der sowohl den literarischen Trend im Auge als das literaturgeschichtlich Sichere im Bewußtsein hatte. Ganz im programmatischen Konzept der Monatsschrift gewann er Schriftsteller aus Nord- und Süddeutschland sowie aus der östlich gelegenen Provinz. Aus dem süddeutschen Raum gab er Autoren den Vorzug, die vom Norden dorthin gewechselt und z.T. erst nach 1866 Bismarckianer geworden waren. Glücklicherweise auch die Mischung der poetischen Stimmen und der jeweils favorisierten lyrischen Gattungen. Was Fontane mit seinem *Jung-Bismarck*-Gedicht einlöste, lag offensichtlich auch im Sinn Lindaus. Seine Leserschaft rekrutierte sich aus einem eher liberalen, "freisinnig" orientierten Bürgertum, dessen politische Auffassungen links von denen Bismarcks lagen. Der Verdacht, daß Lindau auf deren Bismarck-Bild Einfluß nehmen wollte, läßt sich nicht von der Hand weisen. Rolf Parr hat ermittelt, "wie der bis zu Beginn der 80er Jahre vorwiegend unter der Perspektive des 'Realpolitikers' konstituierte Bismarck-Mythos in den 80er und 90er Jahren auf eine Position zwischen 'Realismus' und 'Idealismus' verschoben wird".⁵⁵ Lindau lag mit seiner herausgeberischen Strategie ganz auf dieser Linie. Neben den Gedichten, bei denen Momente der Mythentransformation aus dem hier Zitierten kenntlich werden, nahm er im "Nord und Süd"-Heft einen umfangreichen Bismarck-Aufsatz unter dem Titel "1815. - 1835. - 1885." (anonym, gezeichnet mit drei Sternchen) auf, der Personal- als Nationalgeschichte schreibt. In ihm wird der wechselvolle realpolitische Kurs Bismarcks unter dem Ideal übergeordneter "vaterländischer" Ideen⁵⁶, die Jugend und Alter bequem vereinen lassen, interpretiert. Gleichzeitig wird, was wichtig ist, dem politisch umstrittenen Neuansatz Bismarcks im Jahre 1885 mit dessen biographischer Verklärung eine Weihe verliehen, die ihn aus der parlamentarischen Debatte genommen sehen will. In diese Kerbe schlug auch ein Interview, das unter dem Titel "Beim Reichskanzler zu Gast" in derselben Nummer veröffentlicht wurde.⁵⁷

Mit dieser Argumentation bewegte sich der Verfasser (und mithin wohl auch der Herausgeber) ganz und gar im Fahrwasser des Reichskanzlers. Der nämlich nutzte seine Mythisierung und Idealisierung, um einen innenpolitischen Durchbruch in der Kolonialdebatte zu erwirken. Bismarck kam die Legenden stiftende

Entfettungskur durch seinen Arzt Dr. Schweningen, mit der ja eine Art "Verjüngung" aller Welt vor Augen geführt wurde⁵⁸, dabei ebenso recht wie alle Formen, in denen seine Persönlichkeit zum Sinnbild nationaler Identifikation stilisiert wurde.⁵⁹ Und er strickte selbst in seinen bereits erwähnten Parlamentsreden vom 2. und 12. März 1885 mit Fäden aus dem germanischen Edda-Mythos. Wenn es den Deutschen zu gut gehe, würden sie die Zeichen ihres "Völkerfrühlings" nicht erkennen, und es fehlten dann auch nicht Loki und Hödur, diesen Frühling "zu erschlagen respektive niederzustimmen".⁶⁰

Paul Lindau, in seiner Eigenschaft als Herausgeber, unter dessen Ägide auch Fontane mit seinem Bismarck-Gedicht stand, bezog in diesem Wendepunkt der Reichspolitik nach 1871 klare Position. Das beweist das "Nord und Süd"-Heft und nicht weniger die April-Nummer der "Gegenwart". In dieser lange Jahre von Lindau geleiteten und weiterhin mit seinem Namen verbundenen Wochenschrift hatten sich seit Jahreswechsel Beiträge über "Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen" oder über "Principien unserer Colonialpolitik"⁶¹ gehäuft. Und Philipp Zorn, der auch den Gratulationsartikel für Bismarck in der "Gegenwart" verfaßte, wurde nicht müde, seine Leser zu ermuntern, sich der "Gewalt eines übermächtigen, titanenhaften, welthistorischen Menschen, dessen höchstpersönliche Arbeit seit Jahrzehnten alle bedeutenden Momente der inneren und äußeren Politik bestimmt"⁶² habe, zu beugen. Wenn ein solcher Mann sich auf der politischen Bühne der Weltgeschichte bewege, "scheint das constituionelle System zu versagen" und man dürfe sich freuen, "unter einer geistigen, durch die Weltgeschichte auf's Gewaltigste bewährten Diktatur"⁶³ zu leben.

Man muß nur Rodenbergs "Deutsche Rundschau" im Bismarckjahr danebenlegen, um zu erkennen, daß Lindau und seine Blätter sich tatsächlich ungewöhnlich engagiert ins Zeug legten. Die "Rundschau" gab gründliche Berichte über den Stand der Bismarck-Literatur (zweimal im laufenden Jahr) und beließ es ansonsten bei einer Schilderung der Feiern im Rahmen der Rubrik: "Politische Rundschau". Die von Bismarck⁶⁴ geführte Klage über fehlenden Nationalsinn und gegen seine Person gerichteten Parteienswist, in die Lindaus Zeitschriften durchweg einstimmten⁶⁵, findet sich dort nicht. "Ein Lebendiger, kein Todter, ein Mann der That, kein Dichter und Denker, ein Staatsdiener, kein gekröntes Haupt wurde gefeiert - und", so heißt es in der "Rundschau" prononciert, "dennoch nahm das gesammte Vaterland, nahm die Bevölkerung aller Landestheile, aller Gesellschaftsschichten und nahe zu aller Parteien an diesem Feste Theil".⁶⁶

Bleiben einige Fragen zum Schluß: Hat Fontane diese Einbettung seines *Jung-Bismarcks* bemerkt, hat er sie reflektiert oder gar moniert? Fand er den "*Sängerkrieg*", der ihn in einen unter sieben "*Barden*" verwandelte, vielleicht nicht doch verletzend, verletzender, als er es Heyse glauben machen wollte? Schenkte er der neuakzentuierten Bismarck-Tendenz, in die sein Gedicht gestellt wurde, überhaupt Aufmerksamkeit? Äußerungen dazu fehlen. Sie fehlen auch über Lindaus Beziehungen zu Bismarck, die wenige Jahre später mit dem öffentlichen Vorwurf, "daß Lindau die Stellung eines Leibjournalisten und Nachrichten-Unterhändlers der Familie Bismarck geschickt mit seiner kritischen Thätigkeit in einem freisinnigen Blatte (gemeint war allerdings das "Berliner Tageblatt" - R.B.) zu verbinden verstanden habe"⁶⁷, zum öffentlichen Skandal um Lindau führten. Ein Vorwurf, der aus Lindaus Bismarck-Aktivitäten 1885 keineswegs entschärft wird.

Fontane, noch einmal, hat diese Seite der Angelegenheit offenbar nicht gestört. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie ihm sogar behagte und in ihrem Verknüpfen

der Fronten zeitgemäß erschien. So hatte in der Angelegenheit die Honorar-, nicht die Ideologiefrage das letzte Wort. "Kümmerlicheres" habe er lange nicht gelesen, bemerkt Fontane über den diesbezüglichen Brief der Firma Schottlaender. Seine Reaktion: ernstgemeinte Ironie. "Ich schrieb ihm, 'es wäre mir eine Ehre gewesen.'"⁶⁸

Anmerkungen:

- 1 Theodor Fontane: *Jung-Bismarck*. In: "Nord und Süd". Eine deutsche Monatsschrift. Hrsg. v. Paul Lindau. XXXIII. Bd. April 1885. 97. Heft. Breslau, Berlin: Schottlaender. S. /4/. (Im weiteren: NUS 97. Heft). - Texte vollständig im Anhang.
- 2 Fontane an Paul Heyse, 19. März 1885. Theodor Fontane: Briefe. Hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. 4 Bde. München: C. Hanser 1980. (Taschenbuchausgabe: Frankfurt a. Main, Berlin: Ullstein 1987; Ullstein Buch Nr. 4549-4552). (Im weiteren: FBr) 3. Bd., S. 375.
- 3 Kaiser Wilhelm I. an den Reichskanzler Fürsten v. Bismarck, 1. April 1885. Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften. Ausgewählt u. erläutert von Ernst Berner. II. Band: 1861-1888. Berlin: Mittler 1906. S. 406.
- 4 Fontane an Maximilian Harden, 4. März 1894. FBr 4, S. 336.
- 5 Lindau galt als Lieblingsjournalist Bismarcks. Sein Bruder Rudolf, von dem Fontane viel hielt, war angesehener Beamter in der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes und unterhielt direkte Beziehung zu Bismarck. Schon in den frühen Streitschriften gegen ihn (u.a. Georg Köberle: *Berliner Leimruthen und Deutsche Gimpel*. Leipzig 1875) verglichen Kritiker seine journalistischen Praktiken mit denen Bismarcks, wobei persönliche Beziehungen zum Reichskanzler als zusätzliches Indiz galten.
- 6 Paul Lindau an Ernst von Wildenbruch, 5. Februar 1885. Stiftung Weimarer Klassik: E. v. Wildenbruch, Nachlaß /GSA 94/215 U 1/. Unveröffentlicht.
- 7 So fehlte Klaus Groth in seinem Antwortbrief vom 7. Februar 1885 für den Jung=Bismarck die "anschauliche Kenntniß von demselben" (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek. Klaus Groth Nachlaß / Cb 22. F 1), während Ernst von Wildenbruch am 16. Februar d.J. an Lindau schreibt: "Möchten diese Verse des schönen, ergreifend Bildes, welches sie begleiten sollen, einigermaßen würdig sein, das ist mein tiefster Wunsch." (Stiftung Weimarer Klassik. E. v. Wildenbruch /GSA 94/309 U 3/).
- 8 Am 9. April 1885 berichtete Storm Wilhelm Petersen: "(...) vor etwa acht oder neun Monaten bekam ich aus Berlin den Auftrag zu einer großen Bismarckhymne, die für großen Chor komponiert und gesungen werden sollte", doch "weshalb soll ich meine arme Seele damit quälen." Theodor Storm: Briefe. Hrsg. v. Peter Goldammer. 2. Bd. S. 322.
- 9 Fontane an Theodor Storm, 17. September 1887. FBr 3, S. 564. Die Bemerkung in seinem Tagebuch (22. Februar bis Ende April 1885), daß Lindau "*niemandem mitgeteilt (hatte), daß es auf einen Sanges-Wettstreit hinauslief*" (Zit.: *Das Fontane-Buch*. Beiträge zu seiner Charakteristik. Unveröffentlichtes aus seinem Nachlaß. Das Tagebuch aus seinen letzten Lebensjahren. Hrsg. v. Ernst Heilborn. Berlin 1919. S. 154), ist nicht ganz zutreffend, da Lindau z.B. in seinem Bittbrief an Wildenbruch auf weitere Beiträger hinweist.
- 10 Felix Dahn: *Gedichte*. Auswahl des Verfassers. Leipzig: Breitkopf u. Härtel 1900. S. 433.
- 11 Felix Dahn: *Zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck*. Breslau: Schottlaender 1895. S. 18.

- 12 Felix Dahn: Gedichte. S. 434.
- 13 Fontane an Friedrich Fontane, 17. Dez. 1884, FBr 3, S. 368.
- 14 Daß Bismarck die Hälfte der Summe für den Erwerb eines Grundstücks ausgab, das früher Familienbesitz der Bismarcks war, amüsierte Fontane (vgl. den Brief an P. Heyse vom 19. März 1885) und empörte seine politischen Gegner. Bismarck sei "eben ganz unsentimental und verschmäht auch Generositäts-Komödien." FBr 3, S. 375.
- 15 ohne Titel unter I. in NUS 97. Heft. S. /1/.
- 16 NUS 97. Heft. S. 1.
- 17 Geert Seelig: Klaus Groth. Sein Leben und Werden. Hamburg: Alster 1924. S. 339.
- 18 Klaus Groth: Lebenserinnerungen. Hrsg. v. Eugen Wolff. Kiel, Leipzig: Lipsius & Tischer 1891. S. 122-123.
- 19 Klaus Groth: Lebenserinnerungen. S. 124.
- 20 Klaus Groth an Paul Lindau, 7. Februar 1885. Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek. Klaus Groth Nachlaß (Cb 22. F 1), unveröffentlicht.
- 21 NUS 97. Heft. S./5/.
- 22 NUS 97. Heft. S./5/.
- 23 NUS 97. Heft. S./6/.
- 24 NUS 97. Heft. S./8/.
- 25 In: Theodor Fontane: Gedichte. Hrsg. v. Joachim Krueger u. Anita Golz. Bd. 1: Gedichte (Sammlung 1898); Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte. Berlin, Weimar: Aufbau 1989. S. 267-270. Als sich Bismarck vom 24. - 26. Juni 1892 in München aufhielt, feierte ihn Paul Heyse u.a. ebenfalls mit Versen, die den Zeus-Vergleich bemühten: "Indes der Fackelschein die bleiche Stirn/ Umspielte, wie das elfenbeinerne Haupt/ Des Zeus, das von ambrosischen Locken freilich/ Umwallt war, während u n s e r Donnerer/ Nur mit dem Schütteln seiner buschigen Brauen/ Heut noch erschüttern könnte den Olymp." P. Heyse: Fürst Bismarck in München. In: Gesammelte Werke. Dritte Reihe, Band V. Stuttgart, Berlin: Cotta Nachf. /1924/. S. 530.
- 26 Berthold Litzmann: Ernst von Wildenbruch. 2 Bde. 1. Bd.: 1845-1885. Berlin: G. Grote 1913, S. 241.
- 27 Sie entstand im Herbst 1873, fand in militärischen Kreisen Anerkennung und gelangte über seinen Vater zum Vortrag beim Kaiser, der die Widmung des Gedichtes annahm. Fontane machte aus seiner Abneigung gegenüber der Gattung Schlachtenepos keinen Hehl und sah in der lyrischen und subjektiven Behandlung des Stoffes durch Wildenbruch eher einen Vorzug als einen Nachteil. Vgl. Theodor Fontane: Literarische Essays und Studien. Erster Teil. Sämtliche Werke Band XXI/1. München: Nymphenburg 1963. S. 263.d.
- 28 Vgl. Berthold Litzmann: Ernst von Wildenbruch. 1. Bd., S. 316.
- 29 Berthold Litzmann: Ernst von Wildenbruch. 1. Bd., S. 317.
- 30 Am 9. Juni 1882 schrieb Wildenbruch an Bernhard Litzmann: "Nun werde ich das Werk (gemeint war "Väter und Söhne" - R.B.) drucken lassen und dann bekommt dies aus tiefster Vaterlandsliebe entstandene Stück womöglich einen antipreußischen Skandalerfolg. So unterstützt man bei uns vaterländische Dichter!" Zit. nach Berthold Litzmann: Ernst von Wildenbruch. 1. Bd., S. 316.
- 31 Zit. nach Berthold Litzmann: Ernst von Wildenbruch. 2. Bd., S. 4.
- 32 NUS 97. Heft. S. 10.

- 33 NUS 97. Heft. S. 11.
- 34 NUS 97. Heft. S. 12.
- 35 Paul Lindaus Brief vom 6. Februar 1885 an den Münchner Dichter legt den Verdacht nahe, daß Heyse bereits beide Texte geschrieben hatte: "Finden Sie nicht mehr die rechte Stimmung, Etwas über Jung=Bismarck zu sagen, was mir natürlich am angenehmsten wäre, nun so geben Sie mir dasjenige Gedicht, das der Componist nicht wählt." (Bayer. Staatsbibliothek. Paul Heyse Nachlaß. Briefe).
- 36 "Hier schick' ich Dir ein Bismarck-Lied", schrieb Heyse am 26. März 1885 an Gottfried Keller, "welches das Komitee für den Massengesang zu schwierig fand, worauf ich mich herbeiliess, dasselbe etwas gassenhauermäßiger in Reime zu bringen. Auch die erste Form war, wie Du begreifen wirst, Notwerk." Max Kalbeck (Hrsg.): Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel. Hamburg, Braunschweig, Berlin: G. Westermann 1919. S. 404. Die Hymne erschien zuerst in der Münchner Allgemeinen Zeitung, dann in einem Separatdruck.
- 37 Heyse klebte den Einblattdruck in sein Tagebuch zwischen die Eintragungen vom 17. und 18. März 1885. Bayerische Staatsbibl. München, Paul Heyse Archiv I 39 /17. Diesen Hinweis und die Abschrift der Verse von S. Beiße verdanke ich Herrn Dr. Walter Hettche, München.
- 38 NUS 97. Heft. S. /13/.
- 39 NUS 97. Heft. S. /13/.
- 40 NUS 97. Heft. S. /14/.
- 41 NUS 97. Heft. S. /14/.
- 42 NUS 97. Heft. S. /14/.
- 43 NUS 97. Heft. S. /14/.
- 44 Fontane an Paul Lindau, 13. Februar 1885. FBr 3, S. 372.
- 45 Fontane an Paul Lindau, 15. Februar 1885. Zit. nach: Theodor Fontane an Paul Lindau. Mitgeteilt von Paul Alfred Merbach. In: Deutsche Rundschau 53, Bd. 211 (April 1927). S. 60. Übrigens druckte "Über Land und Meer". Allgemeine Illustrierte Zeitung. 27. Jg. Bd. 53. Stuttgart 1885 in ihrem Bismarck gewidmeten Artikel von Oskar Meding auch eine Zeichnung von Hermann Lüders "Die Knabenzeit im Park von Schönhausen", die den mit Pfeil und Bogen auf eine Marmorstatue schießenden jungen Bismarck zeigt. S. 573.
- 46 Theodor Fontane an Paul Lindau. S. 60.
- 47 Siehe Strophen 1 und 2. NUS 97. Heft. S. /4/.
- 48 NUS 97. Heft. S. /4/.
- 49 In einem Brief vom 5. Juni 1871 an den Verleger Adolf Enslin ist Fontane darauf stolz, der "Erfinder" dieser Bezeichnung für den deutschen Kaiser zu sein. Vgl. Theodor Fontane: Gedichte. Bd. 1. S. 610 (Anmerkung zu dem Gedicht "Neujahr 1872").
- 50 Bei diesen Überlegungen ist natürlich zu betonen, daß Fontane an den Stil der Preußenlieder erinnert und nicht imitiert. Überdies fehlen im *Jung-Bismarck*-Gedicht charakteristische Züge der Preußenlieder, die deren poetischen Wert ausmachten. Situation und Stoff erscheinen weniger markant herausgearbeitet; der Versuch, Lebenszeit und Geschichtszeit zu allegorisieren, hatte seinen Preis. Zu den Preußenliedern unter dem Blickwinkel des poetischen Umgangs mit Preußentum vgl. Peter Wruck: Der Zopf des Alten Dessauer. Bemerkungen zum Fontane der Preußenlieder. In: Fontane Blätter 1983, Band 5, Heft 3 (Heft 35 d. Gesamtreihe). S. 347-360. So wie der für ein

durch vormärzliche Literatur geprägtes Lesepublikum negativ besetzte "Zopf" des alten Dessauer von Fontane umgewertet wurde, erfährt nun die Jugend Bismarcks ihre poetische Umkehrung und Transformation ins Gegenwärtige.

- 51 Vgl. u.a. Bernhard von Lepel an Fontane, 19. September 1848 und Fontane an Bernhard von Lepel, 7. Januar 1851.
- 52 NUS 97. Heft. S. /4/.
- 53 "Nach jungdeutscher Terminologie", schreibt Wulf Wülfing, "ist jung, wer sich dem Zeitgeist öffnet und der Lüge, d.h. der Vergangenheit, abschwört." Die Jungdeutschen fühlten sich berufen, "ihre Mitwelt jung zu machen." Wulf Wülfing: Schlagworte des Jungen Deutschland. Mit einer Einführung in die Schlagwortforschung. Berlin: Erich Schmidt 1982. (Philolog. Studien u. Quellen; 106). S. 170 u. 172. Wülfing weist auch darauf hin, daß dieses Begriffsfeld schon damals ambivalent war und nicht schlechthin als "positives Schlagwort" galt. Vgl. S. 200-201.
- 54 "Daß Lindau sich sechs, sieben Bismarck-Barden zusammentrommelte, jedem verheimlichend, daß noch 6 andre auch aufgefordert seien, kann nur Lindauen, der solche Witzchen liebt, verziehen werden." Fontane an Paul Heyse, 24. April 1885. FBr 3, S. 380.
- 55 Wulf Wülfing/ Karin Bruns/ Rolf Parr: Historische Mythologie der Deutschen 1798-1918. München: Wilhelm Fink 1991. Das 5. Kapitel, das Parr verfaßt hat, steht unter der Überschrift: Transformation des Mythensystems im Kaiserreich. S. 154.
- 56 Bismarck frage "immer in erster Linie: 'Was frommt dem Vaterlande, der Nation?'" "Sein Ziel ist unverrückbar immer dasselbe: 'das Wohl des Volkes und die Größe des Reiches;' was aber die Wege zu diesem Ziele betrifft, so wählt er jedesmal den, der ihm im Augenblick der richtigste und sicherste schein." NUS 97. Heft. S. 32.
- 57 Von H. L. in NUS 97. Heft. S. 117-124. An dem Interview nahm Paul Lindau übrigens teil. Dem damals eingeweihten Leser entging das nicht, da deutliche Anspielungen im Text zu erkennen sind.
- 58 In dem Lebensbild von Oskar Meding in "Über Land und Meer" heißt es bezeichnenderweise: "der Fürst genas durch die erfolgreiche Behandlung eines jungen Arztes, der ihn durch einfache Mittel wieder herstellte, so daß er heute in der frischen Kraft seiner besten Mannesjahre wieder dasteht." Oskar Meding: Zum Doppelfest des deutschen Reichskanzlers. S. 579. Hans Herrig sah sich im selben Jahr gezwungen, mit einem offenen Brief in der "Gegenwart" unter der Überschrift "Schweninger im Epos?" eine zu enge Verbindung zwischen dem Arzt und seinem Gedicht "Der dicke König" zurückzuweisen. "Die Gegenwart". 27. Bd., Nr. 7, 14. Febr. 1885. S. 111.
- 59 Selbstbewußt erklärte er gegenüber dem Journalisten Moritz Busch am 31. Mai 1885: "Die ganze Stellung des Reichs beruht auf dem Vertrauen, das ich mir auswärts erworben habe." Seinem gegebenen Wort glaube man mehr als unzähligen diplomatischen Papieren. Otto von Bismarck: Werke in Auswahl. 7. Bd., Dritter Teil, S. 291.
- 60 Bismarcks Rede in der 56. Sitzung des Deutschen Reichstages am 2. März 1885. Otto von Bismarck: Werke in Auswahl. Hrsg. v. Gustav Adolf Rein u.a. 7. Bd., Dritter Teil: 1883-1890 (Hrsg. v. Alfred Milatz). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer 1981. S. 244.
- 61 von Philipp Zorn in "Die Gegenwart". Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. 27. Bd., Nr. 7, 14. Febr. 1885. S. 97. Charakteristischerweise eröffnete die "Gegenwart" das Bismarckjahr mit einem Beitrag von Eduard v. Hartmann "Der Rückgang des Deutschthums", in dem Hartmann von einem "nationalen Krystallisationskern" (dem deutschen Staatswesen) für deutsches Nationalbewußtsein spricht, der leider noch nicht die gewünschte Wirkung auf die Auslandsdeutschen und die dortigen Regierungen erzielt habe. Indes trieben die Nachbarstaaten "Entgermanisierung" mit "Energie und Rücksichtslosigkeit". 27. Bd., Nr. 1, 3. Januar 1885. S. 3.

- 62 Philipp Zorn: Fürst Bismarck. In: "Die Gegenwart". 27. Bd., Nr. 13, 28. März 1885. S. 194.
- 63 Philipp Zorn: Fürst Bismarck. S. 195.
- 64 Im Reichstag (am 28. Nov. 1885) erklärte Bismarck, es sei eine bedauerliche Wichtigkeit, "mit der der Deutsche überall im Osten und Westen, sich von seiner Nationalität lossagt" und die Wirkung "der nationalen Empfindungen auf unsere Handlungen" sei "eine außerordentlich geringe." Otto von Bismarck: Werke in Auswahl. 7. Bd., Dritter Teil. S. 293.
- 65 Das reicht von dem in Anmerkung 61 genannten Artikel von E. v. Hartmann bis zu Zorns Kolonialpolitik-Aufsätzen.
- 66 "Deutsche Rundschau". Bd. XLIII (April-Mai-Juni). Berlin: Paetel 1885. S. 309.
- 67 Der Verfasser des am 20. August 1890 erschienenen und schon im Titel ("Ein Kleiner von den Seinen") auf Bismarck anspielenden Anti-Lindau-Artikels war, wie Mehring später klarstellte, Maximilian Harden. Ich greife hier auf Mehrings Schrift: Herrn Hardens Fabeln. Eine nothgedrungene Abwehr. Berlin: H. Walther 1899 zurück, in der diese deutende Passage aus Hans Delbrücks Klagebeantwortung im Fall gegen Maximilian Harden zitiert wird. S. 17.
- 68 Fontane an Paul Heyse, 24. April 1885. FBr 3, S. 381.

Jost Schneider, Bochum

**'Plateau mit Pic'. Fontanes Kritik der Royaldemokratie in *Frau Jenny Treibel*
Ideengeschichtliche Voraussetzungen zur Figur des Leutnants Vogelsang**

I

Gemäß seiner antinaturalistischen Forderung nach Entbindung des Wahren durch Verklärung des Wirklichen gelingt es dem späten Fontane unter Anwendung subtiler Sympathielenkungstechniken, die Figuren seiner Berliner Gesellschaftsromane in differenzierter Form als 'gemischte' Charaktere darzustellen, in welchen Schuld und Schuldlosigkeit, Selbst- und Fremdbestimmtheit sowie Freiheit und Determiniertheit auf komplizierte Weise miteinander verflochten sind. Den erfahrenen Fontane-Leser verwundert es dennoch nicht, wenn ihm in *Frau Jenny Treibel* in Gestalt des Lieutenants a.D. Vogelsang ausnahmsweise ein 'reiner' - und zwar ein rein negativer - Charakter begegnet, weiß er doch, daß in demselben eine Verkörperung des (politischen) Fanatismus zu erblicken ist, derjenigen Untugend also, die Fontane zeit seines Lebens mit besonderer Schärfe attackierte. Anders als z.B. der ebenfalls dieses Lasters verdächtige, aber ambivalent gezeichnete Innstetten aus *Effi Briest*, der im Augenblick des Triumphes über seinen Nebenbuhler seine "Prinzipienreiterei"¹ erkennt und - cum grano salis - überwindet, stellt Vogelsang den Typus des passioniert-konstitutionellen "Prinzipienreiter(s)"² dar, der mit mephistophelischer Insinuationskunst - Treibel neidet ihm seinen wirkungsvollen "Sprechanismus"³ - für die "Aufrichtung einer

Royaldemokratie"⁴ streitet und an dieser idée fixe mit als "absolut(e) Selbstlosigkeit"⁵ getarnter Unbedingtheit festhält.

Aus der heterogenen Gründerzeitgesellschaft mit ihren sich verstärkenden sozialen Gegensätzen ein einheitliches, durch gemeinschaftliches Untertanentum zusammengeschmolzenes "Volkstum"⁶ entstehen zu lassen, ist das Ziel Vogelsangs, der seine politische Utopie selbst mit den folgenden Worten charakterisiert:

"Zwei große Mächte sind es, denen ich diene:

*Volkstum und Königtum. Alles andere stört, schädigt, verwirrt. Englands Aristokratie, die mir, von meinem Prinzip ganz abgesehen, auch persönlich widerstreitet, veranschaulicht eine solche Schädigung, eine solche Verwirrung; ich verabscheue Zwischenstufen und überhaupt die feudale Pyramide. Das sind Mittelalterlichkeiten. Ich erkenne mein Ideal in einem Plateau, mit einem einzigen, aber alles überragenden Pic."*⁷

Wenn der Kommerzienrat zu Beginn des vierten Kapitels von *Frau Jenny Treibel* den Lieutenant a.D. Vogelsang auf eine Zigarre in sein Arbeitszimmer bittet und hierbei den "Gernegehorenden"⁸ unter den Arm faßt, so wird mit diesem prägnanten Fontaneschen Neologismus auf eine zentrale, im Text noch häufiger hervorgehobene⁹ Eigenschaft dieses "agent provocateur in Wahlsachen"¹⁰ hingewiesen. Gesellschaftliche Beziehungen werden von ihm in Analogie zu der angestrebten Relation zwischen 'Plateau' und 'Pic' auf preußisch-militaristische Weise als solche zwischen Befehlsempfänger und Befehlendem aufgefaßt. Bekommt auch der soldatische Antiaristokrat Vogelsang vom Erzähler "die Steifheit eines alten, irgendeiner ganz alten Sekte zugehörigen Torf- oder Salzinspektors"¹¹ bescheinigt, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß die von ihm explizit entwickelte und durch seinen Habitus zusätzlich veranschaulichte Staats- und Gesellschaftsvorstellung durchaus Züge der wilhelminischen (und der späteren faschistischen) Volksgemeinschaftsideologie¹² trägt und damit zur Zeit der Entstehung von *Frau Jenny Treibel* von großer politischer Aktualität war.¹³

So ließe sich z.B. an die von dem katholischen Staatstheoretiker Carl von Vogelsang entwickelte Idee des "sociale(n) Königthum(s)"¹⁴ denken, in welchem ebenfalls eine direktere, persönlichere Verbindung zwischen dem einzelnen und 'seinem' König verwirklicht sein sollte. Carl von Vogelsangs Konzept ist jedoch weniger militaristisch als paternalistisch und christlich-sozial geprägt. Ferner läßt er seinem ganzen Habitus nach kaum eine Ähnlichkeit mit dem Lieutenant Vogelsang aus *Frau Jenny Treibel* erkennen, und zudem findet er in Fontanes Werken und Briefen keine Erwähnung.¹⁵

Anders steht es mit dem Hofprediger Adolf Stoecker, der wegen seines radikalen Antisemitismus, den er in seine christlich-soziale Staatsvorstellung zu integrieren verstand, als Wegbereiter der nationalsozialistischen Rassenpolitik verstanden werden muß¹⁶. Stoecker, den Fontane mehrfach in seinen Werken und Briefen erwähnt¹⁷, beschwört in seinen 1885 von ihm selbst herausgegebenen Reden und Aufsätzen¹⁸ wiederholt das "treue(e) Zusammenstehen von Fürst und Volk"¹⁹ und äußert sich insbesondere über das Verhältnis zwischen Gottesgnadentum und Konstitutionalismus in einer Weise, die durchaus an Vogelsangs Konzept der Royaldemokratie erinnert:

"Wie die christliche Schule der Schild, so ist die Heerpflicht das Schwert der Nation. Wir haben keine

Söldlinge, die in die Schlacht ziehen, wenn die andern zu Hause bleiben; wir haben zu Kriegern die Söhne des ganzen Volkes. Der Fürst steht neben dem Bauer, der Besitzer neben dem Arbeiter in einer Reihe. Darauf ruht das allgemeine, gleiche Wahlrecht; nur im Sinne der Treue gegen König und Vaterland darf es geübt werden."²⁰

"Wir Konservative müssen die Vollmacht der Obrigkeit von Gott ableiten, der sie verliehen hat, nicht von der Majorität. Darum sind wir auch gegen den Parlamentarismus. Nicht gegen die konstitutionelle Verfassung. In der Konstitution eines Volkes tritt die Einheit des Staatslebens stärker hervor, da verbinden sich Fürst und Volk zu einem gemeinsamen Ganzen, für die kräftige Wirkung nach innen und für die gemeinsame Abwehr nach außen."²¹

Stoeckers Charakter und Persönlichkeit - beides ist ja in Fontanes Gestalt der Vogelsang-Figur von herausragender Bedeutung - sprechen jedoch gegen die Gleichsetzung von 'Royaldemokratie' und christlich-sozialer Programmatik, und aus dem gleichen Grund lassen sich nur recht vage Beziehungen zwischen der Romanfigur Fontanes und Leopold von Gerlach, dessen Interpretation des Gottesgnadentums²² in manchem an Vogelsangs Theorien erinnert, herstellen.

Etwas deutlichere und direktere Beziehungen, die es freilich auch nicht erlauben, von einem Urbild oder einer Schlüsselfigur zu sprechen, bestehen zwischen Lieutenant Vogelsang und dem heute fast vergessenen, zu seiner Zeit jedoch die Schlagzeilen beherrschenden Historiker und Staatstheoretiker Heinrich Leo (1799-1878). Leo, der durch Hegels Protektion ab 1830 Ordinarius in Halle war, galt wegen seiner ausgedehnten publizistischen Tätigkeit schon bald als "eine(r) der markantesten Vertreter der politischen und kirchlichen, der feudal-ständischen Reaktion, die in dem Freundeskreise Friedrich Wilhelms IV. ihre vollkommenste Verkörperung fand."²³ Zum geflügelten Wort wurde seine während des italienischen Krieges von 1859 auf Napoleon III. gemünzte Formulierung vom 'Hecht im Karpfenteich'²⁴, aber auch Begriffe wie 'naturwüchsig' oder 'Aufklärung' stammen aus seiner Feder²⁵ und bezeugen wegen ihrer Wandlung zum sprachlichen Allgemeingut die rhetorische Wirksamkeit der Diktion Leos. Seine brutale Polemik erregte allerdings auch vielfach Widerspruch, und so nimmt es nicht wunder, daß Leo z.B. im 'Kladderadatsch' regelmäßig verlacht wurde²⁶ und daß er schon 1838 in der unter dem Pseudonym 'A... Hegelin' erschienenen 'dramatischen Scene' "Heinrich Leo vor Gericht"²⁷ als opportunistisch, eitel und reaktionär charakterisiert wurde.²⁸

Daß Leo für Fontane kein Unbekannter gewesen sein kann, ergibt sich aus einem Brief, den Wilhelm von Merckel am 24.6.1858 an Fontane richtete und in dem es heißt:

"Glücklicherweise ist die Pariser Konferenz u. der Deutsche Bundestag également langsam und zerfahren, so daß diesen Sommer (und im Winter also wohl auch nicht erst) noch kein Leoscher 'frischer Krieg' in Sicht kommt (...)."²⁹

Die von Merckel hier en passant verwendete und demnach offenbar bei Fontane als bekannt vorausgesetzte Formulierung Leos entstammt einem Satz, den der reaktionäre Historiker schon fünf Jahre zuvor im Halleschen 'Volksblatt für Stadt und Land' veröffentlicht hatte:

"Gott erlöse uns von der europäischen Völkerfäulnis und schenke uns einen frischen, fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung sichtet und das skrophulose Gesindel zertritt, das jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Leben in der Stickluft führen zu können."³⁰

Erkennt man in der Vogelsang-Figur eine Anspielung auf Leo, so ist es im Hinblick auf derartige Äußerungen nicht verwunderlich, wenn der Lieutenant a.D. in *Frau Jenny Treibel* nicht nur als kurios-wunderlicher Eigenbrötler geschildert, sondern zweimal ausdrücklich als "gemeingefährlich"³¹ bezeichnet wird. Weitere Ähnlichkeiten zwischen historischer Person und literarischer Figur lassen sich anführen. Vogelsang hat nach Auskunft der - wie angedeutet wird - vermutlich selbstverfaßten Zeitungsartikel über seine Wahlauftritte in Teupitz-Zossen "schon anno 48 gegen die Revolution gestanden und der Hydra das Haupt zertreten"³², und auch der Beginn von Leos politischer Karriere datiert aus dieser Zeit, als er durch seine entschiedene Ablehnung der Revolution die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms IV. erregte und Zugang zum Hof gewann.³³ In seiner im November des Revolutionsjahres erschienenen Kampfschrift "Signatura temporis" schreibt Leo z.B.:

"Wir müssen aufstehen gegen die Feinde in unserer eignen Brust, wo sie etwa noch zu finden sind, gegen feiges Mißtrauen, gegen arge Verhetzung - dann aber auch gegen die, welche solches Gift den Herzen austreuen und auszustreuen versuchen. Auf! Preußen! sammelt Euch gegen diese Feinde in Euch selbst! Schaart Euch um den Thron des Fürstengeschlechtes, was, wie es Euch vereinigte zu einem Volke und treu führte, von Euch noch immer treu getragen und gehoben worden ist!"³⁴

Vogelsangs Tiraden gegen den frivol-perfiden "Hauptsünder"³⁵ Herwegh und sein Engagement für eine wirkliche geistige Verwurzelung seiner politischen Ideologie im Volk stehen durchaus im Einklang mit den hier von Leo formulierten Gedanken.

Ähnlichkeiten zwischen Vogelsang und Leo lassen sich auch im Hinblick auf das für sie charakteristische Sprachverhalten ausmachen. Schon Vogelsangs Name enthält einen "Hinweis auf sein agitatorisches, volksverführerisches Programm"³⁶, und auch seine Tischrede, in der eine direkte Beleidigung Mr. Nelsons, des englischen Gastes der Treibels, hinter Einverständnis erheischenden Phrasen versteckt wird, bietet einen Beleg für den Widerspruch zwischen Vogelsangs glatter, für die Wahlwerbung geeigneter Rhetorik und den dazwischen immer wieder aufblitzenden Injurien und Invektiven.³⁷ Kaum anders verhält es sich mit der Sprechweise Heinrich Leos, der auf unterschwellig aggressive,

scheinheilige Art und Weise in seinem "Lehrbuch der Universalgeschichte" zum behutsamen Umgang mit dem öffentlich gesprochenen Wort mahnt:

"Laßt nur den Pöbel zum Worte kommen, so wird auch das Wort, dieses heiligste, herlichste Geschenk Gottes, ein pöbelhaftes; und aus pöbelhaften Worten setzen sich nur pöbelhafte Gedanken zusammen. Deshalb ist die Obhut des Wortes die höchste, die priesterlichste Pflicht jeder Regierung, und der Herr wird von den regirenden am Tage des Gerichts Rechenschaft fordern, ob sie seine heilige Gabe in Ehren gehalten und gehütet, oder verachtet, mit Füßen getreten, wenigstens straflos das Mitfüßentreten desselben gestattet haben. Nicht wo die Arme der Empörer zum Schwerte greifen, beginnen die Revolutionen; sondern mit der Unzucht des Wortes beginnen sie."³⁸

Kaum zu glauben und doch eigentlich nicht verwunderlich, daß der Verfasser dieser Sätze selbst immer wieder mit wahrhaft 'unzüchtigen' Formulierungen an die Öffentlichkeit trat. Ich erwähne nur das vier Jahre zuvor, 1838, publizierte "Sendschreiben an J. Görres", in dem es u.a. heißt:

"Wie aus tausend und tausend Warzen suchen Sie Preußen mit Krötenschleim zu bespritzen, aber Ihre Phantasie ist allein der Sumpf und Pfuhl, wo dieser ekle Laich gebrütet wird."³⁹

An solche rhetorischen Attacken kann Fontane gedacht haben, als er seinen "Erfinder der Royaldemokratie"⁴⁰ in *Frau Jenny Treibel* als einen zwar lächerlich-beschränkten, aber doch auch gemeingefährlich-fanatischen Demagogen charakterisierte.

Daß als direktester Gegner und Widersacher Vogelsangs ausgerechnet ein Engländer, der vorerwähnte, ungezwungen-jungenhafte "Mr. Nelson from Liverpool"⁴¹, erscheint, dürfte hierbei kein Zufall sein. Der Lieutenant a.D. sieht sich durch die Begegnung mit Nelson in seiner "lang gehegten Vorstellung von der Impertinenz englischer Nation"⁴² bestätigt, und von Heinrich Leo wird berichtet, daß er in einer auffälligen, zeituntypischen Abneigung gegen alles Englische befangen war.⁴³ In der Polarisierung zwischen Nelson und Vogelsang wird man demnach nicht bloß einen Reflex der bekannten Anglophilie Fontanes erblicken dürfen.

Noch in einem weiteren Punkt läßt sich eine Ähnlichkeit zwischen literarischer Figur und historischer Person feststellen. Zu den auffälligsten Besonderheiten Vogelsangs zählt seine Abneigung gegen jede Interessenpolitik und damit gegen die ökonomisch-egoistische Fundierung politischer Überzeugungen. Im Zeichen "absoluter Selbstlosigkeit"⁴⁴ will er für seine Sache eintreten, und seine Verachtung trifft alle, denen es "versagt (ist), in einer Idee aufzugehen."⁴⁵ Eine subtil-ironische Anspielung auf solchen Antimaterialismus findet sich gleich anfangs bei der Schilderung von Vogelsangs Ankunft in der Villa Treibel. In einer "Droschke zweiter Klasse"⁴⁶ läßt Fontane seinen politischen Visionär und Großsprecher vorfahren, und darüber hinaus erfahren wir noch von "Auseinandersetzungen mit dem Kutscher"⁴⁷, deren Natur der Erzähler taktvoll im dunkeln läßt, was den

Leser offenbar an Pekuniäres denken lassen soll. Natürlich liegt in solchem Asketismus zunächst einmal ein offenkundiger Gegensatz zu der Großzügigkeitsphilosophie Fontanes, der seine positiver gezeichneten Protagonisten mit einem gewissen Quantum an Genußfreude auszustatten pflegt, aber darüber hinaus ist daran zu erinnern, daß auch Heinrich Leo Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit predigte und praktizierte⁴⁸, so daß sich auch in dieser Hinsicht eine gewisse Übereinstimmung zwischen historischer Person und literarischer Figur ergibt.

Zeigen sich aber nicht trotz aller 'Ähnlichkeiten' doch auch gewichtige Unterschiede zwischen Vogelsang und Heinrich Leo? Immerhin verschreibt sich Vogelsang einer radikalen "*Bekämpfung des Vampir-Adels*"⁴⁹, während Heinrich Leo - nicht ganz zu Unrecht - von Friedrich Engels in einem Brief an Wilhelm Graeber von 1839 als "der einzige akademische Lehrer in Deutschland, der die Adelsaristokratie eifrig verteidigt"⁵⁰, bezeichnet wird.

Ein genauerer Blick in den Fontaneschen Text hebt den hier anklingenden Widerspruch jedoch z.T. auf, und zwar insofern, als die Figur des Vogelsang von einer markanten Gegensätzlichkeit zwischen sprachlicher Äußerung und habitueller Erscheinung geprägt ist, wie dies auf andere Weise auch bei Leo der Fall ist, der als Publizist anders denn als Staatstheoretiker sprach und dachte und über den Hans Rosenberg schrieb: "In seinen Gedankengängen wird man nicht weniger Widersprüche finden als im Leben selbst."⁵¹

Nach Vogelsangs programmatisch-antiaristokratischer Tafelrede kommt es zu einem Gespräch zwischen Mr. Nelson und Corinna, in welchem auf entsprechende Gegensätze zwischen den Äußerungen und dem Verhalten des Redners hingewiesen wird:

"Stuff and nonsense! What does he know of our aristocracy? To be sure, he doesn't belong to it; - that's all."

'Ich weiß doch nicht', lachte Corinna. 'Hat er nicht was von einem Peer of the Realm?'

*Nelson vergaß über dieser Vorstellung beinahe all seinen Groll (...)."*⁵²

Nicht anders als der stolz-griesgrämige Kakadu im Garten der Treibels, mit dem ihn - natürlich - Mr. Nelson später vergleicht⁵³, ist auch Vogelsang mit den ihn Umgebenden stets überquer, und von daher ist dieser Sonderling wohl von allen Figuren des Romans am schlechtesten geeignet, sich in eine 'Plateau mit Pic'-Gesellschaft einzuordnen.⁵⁴ Sein Habitus zeigt selbst Züge des Verzopften und Aristokratischen, so wie auch Heinrich Leo in seinen auf Konfrontation gerichteten Presseäußerungen die von ihm selbst propagierte Idee einer organisch-ständischen Staatsverfassung immer wieder konterkariert.

Auch der Gegensatz zwischen Vogelsangs Militarismus - "*Ja, meine Herren, ich bin Soldat...*"⁵⁵ - und seiner 'Torfinspektor' - "*Grandezza*"⁵⁶ findet ein Pendant im Verhalten Heinrich Leos, der sich in geradezu blutrünstiger Kriegshetze übte, ohne jemals 'im Feld gestanden' zu haben.

Wenn also die Figur des Lieutenant a.D. Vogelsang in so zentralen Punkten wie der Frage nach der Stellung zum Adel oder zum Militär ambivalent gezeichnet wird, so liegt gerade in dieser Ambivalenz u.U. ein Hinweis auf Heinrich Leo, dessen Leben und Werk in diesen Punkten ebenfalls von einer inneren Widersprüchlichkeit oder Uneindeutigkeit gekennzeichnet ist.

Gleichwohl ist *Frau Jenny Treibel* nach meiner Auffassung kein Schlüsselroman, und deshalb läßt sich die Vogelsang-Figur nicht einfach unter den Begriff der

Personalsatire subsumieren. Auffällig bleibt, daß Fontane jede direkte und eindeutige Bezugnahme vermeidet, und das, obwohl die Schriften Leos viele markante Formulierungen enthalten, auf die der ansonsten so zitierfreudige Fontane bequem hätte anspielen können. Ich schließe hieraus, daß Fontane weniger an der Abrechnung mit einer bestimmten historischen Person als vielmehr an der Diskreditierung eines bestimmten politischen Konzeptes interessiert ist. Er verfolgt hierbei die Strategie, dieses Konzept (also die 'Plateau mit Pic'-Ideologie) verdeckt mit bekannten Negativfiguren des öffentlichen Lebens in Zusammenhang zu bringen und hierdurch mit dem Stigma der Prinzipienreiterei, der Inkonsequenz und der Obsoleszenz zu versehen.

Der Vergleich Vogelsangs mit dem Treibelschen Kakadu liest sich hierbei als ein Hinweis darauf, daß Vogelsang keineswegs der 'Erfinder der Royaldemokratie' ist und daß er vielmehr auf papageienhafte Weise Theoreme nachplappert, über deren Herkunft und Bedeutung er keine Rechenschaft abzulegen weiß.

II

In der Tat geht der Begriff 'Royaldemokratie' keineswegs auf Fontane zurück, sondern auf die öffentliche Auseinandersetzung über das politische Konzept Mirabeaus während der Französischen Revolution. In der Debatte über die französische Konstitution, die vom 28. August bis zum 2. Oktober 1789 in der Assemblée Nationale in Paris geführt wurde, schlug der deutschstämmige General Friedrich Ludwig Freiherr von Wimpffen vor, im ersten Artikel zu erklären, "que le gouvernement de la France est une démocratie royale."⁵⁷ Wimpffen hat also eigentlich diesen Begriff in die politische Diskussion gebracht. Für seine spätere Verbreitung wurde dann allerdings entscheidend, daß Mirabeau in seiner Rede über das Veto vom 1. September 1789 für die von Wimpffen vorgeschlagenen Formulierungen warb⁵⁸, was dann umgekehrt dazu führte, daß Mirabeaus eigene politische Konzeption fortan immer wieder als "démocratie royale" bezeichnet wurde.⁵⁹

Diese Konzeption war den deutschen - und vor allem preußischen - Zeitgenossen Mirabeaus besonders deutlich durch dessen 1788 erschienenen Werk "De la Monarchie Prussienne"⁶⁰ vor Augen geführt worden, worin Mirabeau den Nachweis zu führen versuchte, daß die vielgerühmte Regierungskunst Friedrichs des Zweiten alles andere als segensreich für die Wohlfahrt des preußischen Staates gewesen sei.⁶¹

Diese Schrift versucht, "aus der Darstellung und Beurteilung der friderizianischen Administrationspraxis (...) die 'gesunden' Grundsätze der obrigkeitlichen Verwaltungstätigkeit überhaupt abzuleiten, wie sie der Preußischen Monarchie selbst, aber auch jedem anderen Staate zum wahren rationalen Heile hätte gereichen müssen."⁶² Mirabeaus Werk ist deshalb nichts anderes als "eine sozialpolitische Werbeschrift für das Ideal des freien, rationalen Gemeinschaftsstaates"⁶³, wobei anhand des hierzu wohl am besten geeigneten Beispiels, Friedrichs II., gezeigt werden sollte, daß ein absoluter Herrscher, und sei er noch so aufklärerisch gesonnen, das Staatsideal Mirabeaus nicht verwirklichen konnte. Dreh- und Angelpunkt dieses Ideals war die Schaffung eines Gleichgewichtes zwischen Exekutive und Legislative, und so wollte Mirabeau nach 1789 aus dem König "einen konstitutionellen Monarchen machen, einen Chef der Exekutive, der nach der Verfassung und unter der Kontrolle des Parlaments regiert, mit

einem Wort: den legitimen König einer legitimen Revolution."⁶⁴ Wirtschafts- und bevölkerungspolitische Mißerfolge erscheinen vor dem Hintergrund dieser Konzeption als unvermeidliche Konsequenz einer aufgeklärt-absolutistischen Staatsverfassung.

Das für Mirabeaus politisches Wirken und auch für die Rezeption seiner Werke entscheidende Hauptproblem ergibt sich aus dem Umstand, daß er die Teilung der Staatsgewalten mit einer Teilung in verschiedene Repräsentationsformen verknüpfen wollte. Wenn sich die Exekutive von der durch ein Parlament vertretenen Legislative unterscheiden sollte, dann konnte sie nach Mirabeaus Überzeugung nicht ebenfalls demokratisch kontrolliert sein. Ein -nicht gewählter - König, der sich freilich als *primus inter pares* verstehen mußte und an die auf ein Gleichgewicht der Gewalten abzielende Verfassung gebunden war, sollte demnach an der Spitze der Exekutive stehen.

Es liegt auf der Hand, daß dieses Staatsideal Anlaß zu Mißdeutungen geben mußte: tatsächlich ist Mirabeaus Konzeption von Anfang an sowohl als reaktionär-machiavellistischer Versuch zur Rettung des *ancien régime* wie auch als Plädoyer für das revolutionäre Ideal der Gewaltenteilung interpretiert worden.⁶⁵ Gleichwohl erhält Mirabeaus auf den ersten Blick widersprüchliches politisches Handeln innere Stimmigkeit, wenn man es als einen Versuch zur Realisierung der Gewaltenteilung begreift, die durch eine Diversifizierung von Repräsentationsformen stabilisiert werden sollte. So ist es verständlich, daß er die Gegenrevolution zu verhindern versuchte, weil diese den Absolutismus rekonstituiert hätte, und daß er zugleich bei den Jakobinern, welche auch die vollziehende Staatsgewalt parlamentarisch-republikanisch organisieren wollten, für Mäßigung eintrat. In kontinuierlicher Gegnerschaft stand Mirabeau zu Adel, Klerus und allgemein solchen Institutionen, die sich zwischen König und Volksparlament stellen konnten.⁶⁶ Sein Blick oszilliert zwischen dem qua Geburt, durch Erbfolge eingesetzten König als dem legitimen Oberhaupt der Exekutive und dem demokratisch gewählten Parlament als dem legitimen Kopf der Legislative.

III

*"... Alles sei von Volkesgnaden, bis zu der Stelle hinauf, wo die Gottesgnadenschaft beginnt. Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massenhafte, werde bestimmt durch die Masse, das Ungewöhnliche, das Große werde bestimmt durch das Große."*⁶⁷ Diese Sätze aus Vogelsangs politisch-programmatischer Tischrede im Hause Treibel zeigen eine gewisse Nähe, zugleich aber auch markante Differenzen zum ursprünglichen Mirabeauschen Konzept der 'Royaldemokratie'. Auch bei Vogelsang gibt es eine Diversifizierung von Legitimationsformen, also sowohl demokratische ('von Volkesgnaden') als auch aristokratisch-absolutistische ('Gottesgnadenschaft') Elemente. Ganz anders als bei Mirabeau korrespondiert jedoch diese Differenzierung nicht mit der Teilung in die verschiedenen Staatsgewalten ('Legislative, Exekutive'), sondern mit einer abstrus-gefährlichen Unterscheidung zwischen dem 'Massenhaften' und dem 'Großen'. Man denkt an die 'großen welthistorischen Individuen' Hegels und sieht sich dann sofort wieder auf den Hegelianer und Hegel-Schützling Heinrich Leo verwiesen, der somit vielleicht von Fontane auf verdeckte Weise einer unzulässigen Vermischung von Mirabeauschem und Hegelschem Gedankengut bezichtigt wird. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß Leo in seinem "Lehr-

buch der Universalgeschichte" äußerst negativ über Mirabeau urteilt, dem er "Ausgelaßenheit aller Art"⁶⁸, "körperliche Ausschweifungen"⁶⁹, "nidrig(e) Schwankungen seiner Überzeugung"⁷⁰ u.ä. vorwirft. Mit Vogelsang entfernt sich also das Konzept der Royaldemokratie von seinen Ursprüngen, die bei Mirabeau liegen und von den Vertretern der neuen 'Plateau mit Pic'-Ideologie gar nicht mehr erkannt werden. Indem er den Begriff der 'Royaldemokratie' ins Spiel bringt, verweist Fontane auf die bei Vogelsang erreichte Differenz zu diesen Ursprüngen.

Ein Anlaß hierfür könnte der Umstand gewesen sein, daß die Mirabeau-Forschung speziell in der Zeit zwischen 1882 und 1893 einen großen Aufschwung erlebte⁷¹, weshalb fast schon von einem historiographischen "mirabellisme"⁷² gesprochen werden kann. *Frau Jenny Treibel* entstand ab ca. Winter 1887 und wurde dann zuerst 1892 in der "Deutschen Rundschau" publiziert, so daß Fontane, der durchaus Interesse an Mirabeau gehabt zu haben scheint⁷³, gerade damals von historiographischer Seite her auf Mirabeau aufmerksam gemacht worden sein kann. Darüber hinaus ist zweitens an die tagespolitische Diskussion zu denken, in der gemischt monarchistische und demokratische Staatsverfassungen immer wieder - bis in die Zeit Friedrich Naumanns hinein⁷⁴ - diskutiert wurden. Ein dritter Anlaß für eine mögliche Beschäftigung Fontanes mit dem Denken Mirabeaus kann schließlich darin liegen, daß ihm in den Werken jener Klassiker der deutschen Literatur, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigte und aus denen er immer wieder zitierte, an herausragenden Stellen der Name Mirabeau begegnete. Neben Goethe⁷⁵ und Schiller⁷⁶ verdienen hierbei vor allem Kleist und Heine Beachtung.

Kleist präsentiert nicht nur an der bekannten Stelle seines Aufsatzes "Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden" Mirabeau als ein oratorisches Genie, das sich in der Art einer "Kleistischen Flasche"⁷⁷, eines Kondensators, mit Energie aufzuladen und im geeigneten Moment zu entladen versteht. Vielmehr zeigt er uns darüber hinaus in der Geschichte des Roßhändlers Kohlhaas das Funktionieren einer im Sinne der Mirabeauschen Royaldemokratie verfaßten Staatsordnung. Kohlhaas ist von dem Augenblick an schuldig, wo er sich als "Statthalter Michaels, des Erzengels"⁷⁸, präsentiert, der eben nicht zu richten, sondern zu "bestrafen"⁷⁹ geschickt ist. Gerade die bei Kleist durch die Anteilnahme der Berliner Volksmassen an Kohlhaasens Prozeß⁸⁰ verdeutlichte demokratische Legitimation des strafenden Roßhändlers widerspricht aber den Mirabeauschen Prinzipien, wonach die Exekutive in den Händen des Königs liegen muß, dessen Machtausübung eben nicht durch demokratische Wahl, sondern qua Geburt legitimiert wird. Bei Kleist findet also die politische Konzeption Mirabeaus noch einen sehr unverfälschten Widerhall, und der Mirabeau-Leser Fontane mag als Zeitzeuge der Einpassung Kleistschen Gedankengutes in die wilhelminische Volksgemeinschaftsideologie⁸¹ Anlaß gesehen haben, sich auf die eigentlichen Konturen und Ursprünge des politischen Denkens von Kleist zurückzubedenken.

Was Heine anbelangt, so ist zunächst an dessen mehrseitige, trotz kritischer Untertöne insgesamt zustimmende Charakterisierung Mirabeaus zu denken, die er in der Beilage zum sechsten Artikel seiner "Französischen Zustände" liefert. Als "der eigentliche Repräsentant seiner Zeit"⁸² ist der Graf für Heine nicht bloß oratorisches Genie, "Volksheld"⁸³ und mutiger Herausforderer des ancien régime. Vielmehr unterstreicht Heine besonders den Wert der politischen Theorien

Mirabeaus und fordert in bemerkenswerten Sätzen deren Anwendung gerade auch auf 'deutsche Zustände':

"In den Schriften Mirabeaus finden wir die Hauptideen einer konstitutionellen Monarchie, wie sie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriß, obgleich nur flüchtig und mit blassen Linien entworfen, und wahrlich, allen weisen und bangeren Regenten Europas empfehle ich das Studium dieser Linien, dieser Staatshülfslinien; die das größte politische Genie unserer Zeit, mit prophetischer Einsicht und mathematischer Sicherheit, vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeaus Schriften in dieser Hinsicht, auch für Deutschland, ganz besonders zu exploitiern suchte. Seine revolutionären, negierenden Gedanken haben leichtes Verständnis und schnelle Wirkung gefunden. Seine ebenso gewaltigen positiven, konstituierenden Gedanken sind weniger verstanden und wirksam geworden.

Am wenigsten verstand man Mirabeaus Vorliebe für das Königtum. (...) Mirabeau eben war der Verkünder jenes konstitutionellen Königtums, das, nach meinem Bedünken der Wunsch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratisch formuliert, auch von der Gegenwart, von Uns in Deutschland, verlangt wird."⁸⁴

Als antirepublikanischer⁸⁵ "Royalist"⁸⁶ fordert Heine ferner in Übereinstimmung mit Mirabeau, daß "das ganze Adeltum bis zur letzten Wurzel zerstört"⁸⁷ werden solle, damit eine "Emanzipation der Könige"⁸⁸ von den selbstsüchtigen Höflingen stattfinden könne, wie sie der frühe Napoleon in vorbildlicher Form vollzogen habe.⁸⁹ Im Wesen des Konstitutionalismus liegt demnach für Heine der Übergang von der charismatischen oder gar tyrannischen Herrschaft zur funktionalistischen Gewaltausübung, die den Regenten zum bloßen Inhaber eines Amtes werden läßt, dessen Struktur und Umfang vom Volk selbst vorgezeichnet ist:

"Indem ich das Wesen des Absolutismus dadurch bezeichnete, daß in der absoluten Monarchie der Selbstwille des Königs regiert, bezeichne ich das Wesen der repräsentativen, der konstitutionellen Monarchie um so leichter, wenn ich sage: diese unterscheidet sich von jener dadurch, daß an die Stelle des königlichen Selbstwillens die Institution getreten ist. An die Stelle eines Selbstwillens, der leicht mißleitet werden kann, sehen wir hier eine Institution, ein System von Staatsgrundsätzen, die unveränderlich sind (sic!). Der König ist hier eine Art moralischer Person, im juristischen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenschaften seiner physischen Umgebung, als vielmehr den Bedürfnissen seines Volks, er handelt nicht

mehr nach den losen Wünschen des Hofes, sondern nach festen Gesetzen."⁹⁰

Daß der König zwar als Staatsoberhaupt fungieren, nicht jedoch in Judikative und Legislative eingreifen soll, wird in diesem Passus nicht ausdrücklich gesagt. Durch den expliziten Hinweis auf Mirabeau (s.o.) werden jedoch nur wenige Seiten später deutliche Hinweise auf jene spezifische Ausformung der 'konstitutionellen Monarchie' gegeben, die 'das größte politische Genie unserer Zeit' propagierte. Wurde auch Mirabeau - z.B. im Zusammenhang mit der Frage des königlichen Vetorechts - seinen eigenen Prinzipien in der tagespolitischen Auseinandersetzung gelegentlich untreu, so zeigen doch seine politisch-programmatischen Schriften - und von diesen kann hier nur die Rede sein -, daß er die Gewaltenteilung durchaus streng durchgeführt sehen wollte, denn "vours verrez en tout temps, en tous lieux, la subversion totale de la liberté suivre immédiatement la réunion des trois pouvoirs."⁹¹ Und der König ist nach Mirabeaus Konzeption hierbei zunächst nichts anderes als der "chef du pouvoir executif"⁹². Heines Rekurs auf Mirabeau erlaubt es demnach, sein Bekenntnis zum Monarchismus dahingehend zu präzisieren, daß er an der Spitze e i n e r der drei Gewalten im Staate einen König stehen sehen wollte. Auch im Hinblick auf seine eigenen politischen Ideale dürften die von Heine erörterten Probleme des Konstitutionalismus für Fontane von Interesse gewesen sein, und vielleicht haben auch sie ihn zu weiterer Beschäftigung mit der Theorie der Royaldemokratie angeregt.

Während aber Kleist, Heine und auch Mirabeau selbst ihr Hauptaugenmerk auf die Umwandlung des von Höflingen beeinflussten absolutistischen Tyrannen zum gesetzestreuem Inhaber des Königsamtes als dem Leiter der Exekutive richten, demonstriert Fontane anhand seiner Figur des fanatischen Pseudo-Royaldemokraten erstmalig die Gefahren, die in einer als 'Plateau mit Pic' imaginierten Gesellschaft nicht vom 'Pic', sondern vom 'Plateau' ausgehen können. Die Tyrannei des passionierten Untertanen, der ein soldatisch-homogenes Volks-'Plateau' an die Stelle einer differenzierten Gesellschaftsstruktur stellen will, reflektiert hierbei die aus der damaligen Tagespolitik bekannte Volksgemeinschaftsideologie, die als verzerrte und verkümmerte Schwundstufe des Mirabeauschen Konzeptes einer 'démocratie royale' gelten kann. Die deutsche Geschichte hat dann gezeigt, daß Vogelsang, der diese Ideologie propagiert, weniger dem vereinsamt-griesgrämigen Kakadu der Treibels ähnelt, mit dem ihn Mr. Nelson in seinem Gespräch mit Corinna vergleicht⁹³, als vielmehr jenen - wie es in der vom Kommerzienrat gelesenen 'Nationalzeitung' heißt - "feierlichen Narren, deren Zahl leider größer ist, als man gewöhnlich annimmt."⁹⁴

Anmerkungen

- 1 Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Roman. In: Th. F.: Romane und Erzählungen in drei Bänden. Hrsg.v. Helmuth Nürnberger. Bd. II. München u. Wien 1985. Hier: S. 671.
- 2 Fontane, Theodor: *Frau Jenny Treibel oder 'Wo sich Herz zum Herzen find't'*. Roman. In: Fontane, Romane und Erzählungen, a.a.O., S. 352.
- 3 Ebd., S. 264.
- 4 Ebd., S. 285.

- 5 Ebd., S. 289.
- 6 Ebd., S. 284.
- 7 Ebd., S. 284f.
- 8 Ebd., S. 287.
- 9 Bei seinem Eintreffen in der Villa Treibel lauten Vogelsangs Begrüßungsworte: "Sie haben befohlen, meine Gnädigste..." (ebd., S. 268).
- 10 Ebd., S. 264.
- 11 Ebd., S. 267.
- 12 Vgl. hierzu: Busch, Rolf: Imperialistische und faschistische Kleist-Rezeption 1890-1945. Eine ideologiekritische Untersuchung Frankfurt a.M. 1974. S. 128-130 u. 255-258.
- 13 Vgl. die nicht eindeutig formulierten, im Tenor jedoch gleichartigen Ausführungen hierzu bei: Haß, Ulrike: Theodor Fontane. Bürgerlicher Realismus am Beispiel seiner Berliner Gesellschaftsromane. Bonn 1979. S. 32f. - Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, daß die Vorarbeiten zu *Allerlei Glück* (1865ff.), die ja Fontane z.T. für die Konzeption von *Frau Jenny Treibel* verwertete, noch keinen Hinweis auf den Royaldemokraten Vogelsang enthalten.
- 14 Aus: Vogelsang, Carl von: Staatssozialismus und sociales Königthum (1882). In: C.v.V.: Gesammelte Aufsätze über social-politische und verwandte Themata. Bd. I. Augsburg 1886. S. 225-243. Hier: S. 238. - Vgl.: Klopp, Wiard von: Die sozialen Lehren des Freiherrn Karl von Vogelsang. Grundzüge einer katholischen Gesellschafts- und Volkswirtschaftslehre nach Vogelsangs Schriften. 2., neu gearb. Aufl. Wien u. Leipzig 1938 (1. Aufl. 1894). S. 242ff. u. 285. Ferner: Diamant, Alfred: Austrian Catholics and the First Republic. Democracy, Capitalism and the Social Order, 1918-1934. Princeton 1960. S. 43f.
- 15 Fontane nennt nur einen (nicht näher charakterisierten) Hauptmann Vogelsang, und zwar in: Fontane, Theodor: *Der deutsche Krieg von 1866*. 3 Bde. Berlin 1870-71. Hier: Bd. I, S. 298 u. 300, u. Bd. III, Anhang, S. 47. - Ansonsten lassen sich Ähnlichkeiten zwischen Carl von Vogelsang und Lieutenant Vogelsang höchstens im Hinblick auf die Forderung nach größerer Selbstlosigkeit der kapitalistischen Unternehmerschaft feststellen; vgl. Vogelsang, Carl von: Die Konkurrenzfähigkeit in der Industrie. Wien 1883. S. 17 u. 20.
- 16 Vgl. hierzu: Kampmann, Wanda: Deutsche und Juden. Die Geschichte der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. 3. Aufl. Frankfurt a.M. 1981. S. 240-261 u.ö.
- 17 Nachweise bei: Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. Bd. II. München 1968. V.a. S. 803-806. - Fontane urteilt in der Mehrzahl der Fälle negativ über Stoecker.
- 18 Stoecker, Adolf: Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze. Bielefeld u. Leipzig 1885.
- 19 "Es ist der Charakter der preußischen Geschichte, dieser Geschichte ohnegleichen - wie König Friedrich Wilhelm der Vierte sie genannt hat - daß sie im treuen Zusammenstehen von Fürst und Volk geworden ist." Aus: Stoecker, Adolf: Über die Liebe zu König und Vaterland. In: Stoecker, Christlich-Sozial, a.a.O., S. 28-32, hier: S. 28f.
- 20 Ebd., S. 32.
- 21 Aus: Stoecker, Adolf: Christlich-konservative Ziele für die Gegenwart. In: Stoecker, Christlich-Sozial, a.a.O., S. 353-368, hier: S. 360.
- 22 Vgl. hierzu und zur Abgrenzung gegen die politische Konzeption seines Bruders Ludwig von Gerlach: Schoeps, Hans-Joachim: Das andere Preussen. Konservative Gestalten und Probleme im Zeitalter Friedrich Wilhelms IV. 3. Aufl. Berlin 1964. S. 28-34.

- 23 Rosenberg, Hans: Politische Denkströmungen im deutschen Vormärz. Göttingen 1972. S. 68.
- 24 Schoeps: Das andere Preussen, a.a.O., S. 176.
- 25 Maltzahn, Christoph Freiherr von: Heinrich Leo (1799-1878). Ein politisches Gelehrtenleben zwischen romantischem Konservatismus und Realpolitik. Göttingen 1979. S. 54.
- 26 Vgl. Schoeps: Das andere Preussen, a.a.O., S. 189.
- 27 Hegeling, A...: Heinrich Leo vor Gericht. Dramatische Scene, aus dem Leben gegriffen. Leipzig 1838. - Leo rekurrierte auf dieses Werk mit seiner Kampfschrift "Die Hegelingen" (Halle 1839), in welcher er scharfe Angriffe gegen die Jung- oder Linkshegelianer richtete.
- 28 Vgl. hierzu: Denkler, Horst: Restauration und Revolution. Politische Tendenzen im deutschen Drama zwischen Wiener Kongreß und Märzrevolution. München 1973. S. 282. Vgl. ebd., S. 266f. u. 280f.
- 29 Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850 - 1870. Hrsg.v. Gotthard Erler. Bd. II. Berlin u. Weimar 1987. S. 82.
- 30 Zitiert nach: ebd., S. 324. - Vgl. auch Leos Brief an L.v.Gerlach vom 2.10.1866, in welchem es heißt: "Ich hatte schon Jahre lang nach einem ordentlichen Kriege gelectzt (sic!) (...)." Zitiert nach: Bonwetsch, N.: Der Historiker Heinrich Leo in seinen Briefen an Hengstenberg. O.O. 1917. S. 356.
- 31 Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 265 u. 351.
- 32 Ebd., S. 349. Vgl. ebd., S. 274.
- 33 Vgl. NDB XIV, S. 243ff.
- 34 Leo, Heinrich: *Signatura temporis*. Berlin 1848. S. 68.
- 35 Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 275.
- 36 Loster-Schneider, Gudrun: Der Erzähler Fontane. Seine politischen Positionen in den Jahren 1864-1898 und ihre ästhetische Vermittlung. Tübingen 1986. S. 280.
- 37 Vgl. Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 184f.
- 38 Leo, Heinrich: *Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten*. Fünfter Band (,) enthaltend der neuesten Geschichte erste Hälfte. Halle 1842. S. 173.
- 39 Leo, Heinrich: *Sendschreiben an J. Görres*. Halle 1838. S. 159.
- 40 Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 285.
- 41 Ebd., S. 267.
- 42 Ebd., S. 268.
- 43 Bonwetsch, N...: *Der Historiker Heinrich Leo in seinen Briefen an Hengstenberg*. O.O. 1917. S. 356. - Maltzahn, Heinrich Leo, a.a.O., S. 186f.
- 44 Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 289.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd., S. 267.
- 47 Ebd.
- 48 Maltzahn, Heinrich Leo, a.a.O., S. 188. - NDB XIV, S. 243ff.
- 49 Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 289.

- 50 Brief von Friedrich Engels an Wilhelm Graeber vom 24.5. - 15.6.1939. In: Marx, Karl / Engels, Friedrich: Über Kunst und Literatur. Bd. II. Auswahl u. Redaktion: Manfred Kliem. Berlin (-Ost) 1968. S. 390-393. Hier: S. 393.
- 51 Rosenberg, Hans: Politische Denkströmungen im deutschen Vormärz. Göttingen 1972. S. 67.
- 52 Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 285.
- 53 Ebd., S. 292.
- 54 Bettina Plett hat darauf verwiesen, daß der politische Visionär und Utopist Vogelsang - paradoxerweise - "eine alte Ordnung" verkörpert: Plett, Bettina: Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes. Köln u. Wien 1986. S. 125.
- 55 Ebd., S. 284.
- 56 Ebd., S. 267.
- 57 Zitiert nach: Aulard, Francois Alphonse: Histoire politique de la révolution française. Origines et développement de la démocratie et de la république (1789-1804). Paris 1901. S. 54.
- 58 Vgl. ebd., S. 56.
- 59 Vgl. Prélot, Marcel: Histoire des idées politiques. 4. Aufl. Paris 1970. S. 401. Hierzu muß man wissen, daß Mirabeau in all seinen politischen Schriften und Reden nur äußerst selten und unter vielen Vorbehalten das Wort 'Demokratie' verwendet, so daß er selbst mit dieser Namensgebung nicht zufrieden gewesen sein kann; zweifellos liegt in dieser Prägung und Besetzung des Ausdrucks 'démocratie royale' ein diskursstrategischer Sieg der konservativ-absolutistischen Kritiker Mirabeaus, die ihn zum Radikalen stempeln und bündnisunfähig machen wollten. Dies gelang jedoch nicht so gründlich, daß Mirabeau fortan nur noch als Demokrat wahrgenommen worden wäre. In seiner "Histoire Socialiste" schreibt z.B. Jean Jaurès über Mirabeau: "Profondément monarchiste, il voulait que la Révolution se fit contre les privilèges, contre les nobles, les Parlements, mais avec le Roi; il rêvait une démocratie royale où la Nation, souveraine législatrice, abriterait sa liberté sous l'autorité constitutionnelle du Roi, et il voulait passionnément éviter tout ce qui pouvait ébranler le trône." (Jaurès, Jean: La constituante (1789-1791) (= Histoire Socialiste. 1789-1900. Hrsg.v. Jean Jaurès. Bd. I). Paris o.J. (1901). Gerade das Ambivalente und Paradoxe des Ausdrucks 'démocratie royale' beförderte seine Verbreitung, so daß er - wie Aulard berichtet, (Aulard, Histoire politique de la révolution française, a.a.O., S. 56, Anm. 1) - lange Zeit berühmt blieb und noch unter Louis-Philippe, also bis zur Februarrevolution von 1848, den Anhängern einer rein bürgerlichen Staats- und Regierungsform zu schaffen machte, da er die argumentative Basis des Antiaristokratismus und Antimonarchismus zu erschüttern geeignet war. Heute, da das Wort 'Demokratie' nicht mehr den Beigeschmack des Extremistischen hat, den Mirabeau selbst noch fürchtete, ist 'démocratie royale' ein eher neutraler, historiographisch-politologischer Terminus, der die facettenreiche Staatskonzeption Mirabeaus zutreffend charakterisiert.
- 60 Mirabeau, Honoré Gabriel Riqueti Comte de: De la Monarchie Prussienne, sous Frédéric Le Grand; Avec un Appendice Contenant des Recherches sur la situation actuelle des principales Contrées de l'Allemagne. 3 Bde. Londres 1788. - Große Teile des Werkes stammen aus der Feder von Mirabeaus Freund Jacob von Mauvillon. Vgl. hierzu Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hrsg.v. Fritz Bergemann. 3. Aufl. Frankfurt a.M. 1987. S. 714-716 (= Eintragung vom 17.2.1832).
- 61 Vielmehr diagnostiziert Mirabeau in seiner Schrift eine sehr merkliche "diminution de la population" (Mirabeau, De la Monarchie Prussienne, a.a.O., Bd. 2, S. 39) in

vielen preußischen Provinzen, und zwar nicht nur als Spätfolge des Siebenjährigen Krieges, sondern als Konsequenz "d'un système erroné en économie politique" (ebd.) Dieser von Mirabeau auf der Basis physiokratischer Maximen mit umfänglichem Datenmaterial (von z.T. allerdings fragwürdiger Qualität) untermauerte Vorwurf bevölkerungspolitischen Versagens wiegt schwer in einer Zeit, in der die (militärische) Macht eines Staates kaum anders als nach Köpfen berechnet werden konnte. Es nimmt deshalb nicht wunder, daß Mirabeaus These in Deutschland starke Beachtung fand. In drei Teilausgaben sowie einer verbesserten und vermehrten Edition in vier Bänden wurde die "Monarchie Prussienne" bis 1795 in deutscher Übersetzung publiziert (Nachweise in: Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen 1700-1948. Bearb. v. Hans Fromm. Bd. 4. Baden-Baden 1951. S. 398f., Nr. 17744-17747), nachdem das Erscheinen des französischen Originals in mehreren deutschen Journalen 1788 und 1789 bibliographisch angezeigt worden war (Nachweise bei: Reißner, Hanns: Mirabeau und seine "Monarchie Prussienne". Berlin u. Leipzig 1926 (Diss.). S. 97, Anm. 387). Ferner druckten zwischen 1788 und 1791 mehrere Zeitschriften - darunter die "Allgemeine Deutsche Bibliothek", die "Berlinische Monatsschrift" und die "Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen" - (z.T. sehr ausführliche) Rezensionen zu Mirabeaus Schrift ab (Nachweise bei: Reißner, Hanns: Mirabeau und seine "Monarchie Prussienne" a.a.O., S. 97, Anm. 388). - Einen Beleg für die Bekanntheit der Schriften Mirabeaus bietet auch die mehr als 30 Seiten umfassende Rezension in: Dohm, Christian Wilhelm von: Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Bd. 5. Lemgo u. Hannover 1819. S. 395-429. - Vgl. Reißner, Mirabeau und seine "Monarchie Prussienne", a.a.O., S. 98, Anm. 392.

- 62 Reißner: Mirabeau und seine "Monarchie Prussienne", a.a.O., S. 99.
- 63 Ebd.
- 64 Chaussinand - Nogaret, Guy: Mirabeau. Aus d. Franz. übers. v. Brunhilde Wehinger. Stuttgart 1988 (franz.: Paris 1982). S. 285.
- 65 Vgl. ebd., S. 258ff.
- 66 Vgl. ebd., S. 259.
- 67 Fontane, *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 285.
- 68 Leo, Heinrich: Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. Vierter Band [,] enthaltend Der neueren Geschichte zweite Hälfte. Halle 1840. S. 603.
- 69 Ebd., S. 711.
- 70 Ebd., S. 712.
- 71 Rebérioux, Madeleine: Mirabeau vu par les historiens de la Troisième République (1871-1914). In: Les Mirabeau et leur temps. Actes de Colloque d'Aix-en-Provence. 17 et 18 décembre 1966. Hrsg. v. Centre Aixois d'Etudes et Recherches sur le XVII Siècle. Paris 1968. S. 237-249. Hier: S. 242f.
- 72 Ebd., S. 242.
- 73 In seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* schreibt Fontane: "(...) Mirabeau hatte richtig prophezeit, als er das damalige Preußen 'eine vor der Reife faul gewordene Frucht' genannt hatte (...)" (Th. F.: Sämtliche Werke. *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 3. Hrsg. v. Walter Keitel. Darmstadt 1968. S. 245. Vgl. auch ebd., S. 112-114.). Ich finde die entsprechende Formulierung bei Mirabeau in seiner "Histoire Secrète de la Cour de Berlin" von 1787 (in: *Oeuvres de Mirabeau*, a.a.O., Bd. 6, S. 230 (= Lettre XLIV, 7.11.1786): " Pourriture avant maturité ". Fontane kommt mehrfach auf diesen Spruch zurück, so z.B. in seinem Brief an Emilie Zöllner vom 19.9.1871. (Fontane, Theodor: *Briefe IV. Briefe an Karl und Emilie Zöllner und*

andere Freunde. Hrsg.v. Kurt Schreinert. Berlin 1971. S. 30.) und im ersten Kapitel des *Schach von Wuthenow* (Romane und Erzählungen in drei Bänden, a.a.O., Bd. I, S. 143).

Zu denken wäre auch an eine mögliche Beeinflussung Fontanes durch Theodor Mundt, der sich in seiner "Allgemeinen Literaturgeschichte" ausführlich zu Mirabeau geäußert hatte (Mundt, Theodor: Allgemeine Literaturgeschichte. Bd. III. Berlin 1846. S. 5-10.). Vgl. ferner in diesem Zusammenhang den folgenden Passus aus einem Brief von Henriette von Merckel an Emilie Fontane vom 5.12.1857 (in: Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850-1870. Bd. I. Hrsg.v. Gotthard Erler. Berlin u. Weimar 1987. S. 203): "Ein Werk von Theodor Mundt, was eben erst erschienen ist, macht gegenwärtig Aufsehen: 'Der Graf von Mirabeau'; ich habe es noch nicht bekommen können, jage ihm aber nach (...)."

74 Vgl. Happ, Wilhelm: Das Staatsdenken Friedrich Naumanns. Bonn 1968. S. 144.

75 Vgl. oben Anm. 62.

76 Vgl. Johnston, Otto W.: Mirabeau and Schiller on Education to Freedom. In: Monatshefte 76 (1984), S. 58-72. Johnston behandelt vor allem Bezüge zwischen Mirabeaus "Travail sur l'éducation publique" und Schillers "Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen", weist aber darüber hinaus auf die große Bedeutung Mirabeaus für das deutsche Geistesleben am Ende des 18. Jahrhunderts hin (Wieland, Forster, Varnhagen, H. Herz u.a.) und moniert die fehlende Beachtung dieser Bedeutung in literaturwissenschaftlichen Arbeiten des 20. Jahrhunderts (vgl. ebd., S. 58f. u. S. 70f., Anm. 3, 4 u. 14).

77 Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke und Briefe. 2 Bde. Hrsg.v. Helmut Sembdner. 8. Aufl. Darmstadt 1985. Hier: Bd. 2, S. 321.

78 Ebd., S. 41.

79 Ebd.

80 Ebd., S. 100: "Hieraus erschien nun, unter einer allgemeinen Bewegung der Stadt, die sich immer noch nicht entwöhnen konnte, auf ein Machtwort, das ihn rettete, zu hoffen, der verhängnisvolle Montag nach Palmarum, an welchem er die Welt, wegen des allzuraschen Versuchs, *sich selbst* in ihr Recht *verschaffen* zu wollen, versöhnen sollte" (Hervorhebung v. mir, d. Verf.)

81 Vgl. hierzu: Busch, Imperialistische und faschistische Kleist-Rezeption 1890-1945, a.a.O., v.a. S. 115-119, 128-130, 213-220 u. 255-261.

82 Heine, Heinrich: Französische Zustände. In: H. H.: Sämtliche Schriften in zwölf Bänden. Hrsg.v. Klaus Briegleb. Bd. V (= Schriften 1831-1837. Hrsg. v. Karl Pörnbacher.). Frankfurt a.M. Berlin u. Wien 1981. S. 235f.

83 Ebd., S. 235.

84 Ebd., S. 237f.

85 Vgl. ebd., S. 127 u. 244.

86 Ebd., S. 116.

87 Ebd., S. 222.

88 Ebd., S. 224.

89 Vgl. ebd., S. 269f.

90 Ebd., S. 186. - Vgl. Mende, Fritz: Heinrich Heines antijakobinisches Demokratieverständnis. In: Weimarer Beiträge 29 (1983), S. 115-138. Hier v.a. S. 124 u. 126.

91 Mirabeau, Honoré Gabriel Riqueti Comte de: Des Lettres de Chachet et des Prisons d'Etat. In: Oeuvres de Mirabeau. Hrsg.v. Joseph Mérilhou. Bd. I. Paris 1827. S. 153.

92 Mirabeau: (Rede vor der Assemblée Nationale vom 1.9.1789). In: Oeuvres de Mirabeau, a.a.O., Bd. 7, S. 258.

93 Fontane: *Frau Jenny Treibel*, a.a.O., S. 291f.

94 Ebd., S. 351.

Helen Chambers, Leeds

Fontanes Gedicht *Goodwin-Sand*

Das Schlangen-Motiv: Symbol für die Bedrohung menschlichen Lebens

Goodwin-Sand

*Das sind die Bänke von Goodwin-Sand,
Sie sind nicht Meer, sie sind nicht Land,
Sie schieben sich, langsam, satt und schwer,
Wie eine Schlange hin und her.*

*Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen
Und die schäumende Wut der Wellen bezwungen
Und die gefahren über die Welt,
Unzertrümmert, unzerschellt,
Sie sehen die Heimat, sie sehen das Ziel,
Da schiebt sich die Schlange unter den Kiel
Und ringelt Schiff und Mannschaft hinab,
Zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.*

*Die See ist still, die Ebb ist nah,
Mastspitzen ragen hier und da,
Und wo sie ragen in die Luft,
Da sind es Kreuze über der Gruft;
Ein Kirchhof ist's, halb Meer, halb Land, -
Das sind die Bänke von Goodwin-Sand.*

Dieses Gedicht, am 13. Januar 1857 entstanden, erschien zuerst 1858 in leicht abweichender Form in der Zeitschrift "Argo" und dann in den späteren Gedichtsammlungen unter der Rubrik "Englisch-Schottisches".¹ Thematisch verwandt mit anderen berühmteren Fontaneschen Balladen unterscheidet sie sich jedoch auffällig von diesen in der poetischen Behandlung des Themas des menschlichen Ausgeliefertseins der Natur.

Fontanes Interesse an Londoner Straßenballaden war vor allem während seines Englandaufenthaltes als Zeitungskorrespondent in den fünfziger Jahren sehr stark ausgeprägt. Unter einer Ballade verstand er um diese Zeit eine volks-

tümliche lebende poetische Gattung, die sich mit zeitgenössischen Themen befaßte, eine Stimme für die Gegenwart, die in den Formen und Traditionen der Vergangenheit wurzelte. Für Fontane stellte die Ballade ein Mittel dar, mit deren Hilfe er seine Liebe für Geschichte mit seinem Interesse an zeitgenössischer Wirklichkeit verbinden konnte. Fontanes Behandlung von Tagesthemen in seinen Balladen ist wiederholt als bahnbrechend für die deutsche Ballade schlechthin anerkannt worden,² und sie läßt sich auf seine literarischen Erfahrungen in England zurückführen, auf das Beispiel Tennysons und die Verfasser der penny ballads (Straßenballaden), die mitunter ihren Stoff in den Berichten der Tagespresse fanden. Unter seinen Balladen zu Tagesthemen, die sich unmittelbar auf Zeitungsberichte gründen, ist wohl die bekannteste *Die Brück am Tay*. Seine Version des Brückenunglücks am 28. Dezember 1879 wurde am 10. Januar 1880 veröffentlicht.³ Obwohl Prolog und Epilog der Ballade - die schicksalhaften Äußerungen der Hexen aus Shakespeares "Macbeth" - sich m. E. zu sehr von dem Hauptteil des Gedichts abheben,⁴ ist die balladeske Behandlung des Eisenbahnunglücks selbst unmittelbar wirkungsvoll und ergreifend. Fontane schrieb über dieses Gedicht: "Es hat eine Art Sensation gemacht, vielleicht mehr als irgend was, was ich geschrieben habe."⁵ Ausnahmsweise hatte sein Werk ein starkes Echo beim zeitgenössischen Publikum gefunden, und zwar in solchem Maße, daß der Schauspieler Richard Kahle bei einem Konzert in der Singakademie eine dramatische Lesung der Ballade darbot. Ein zweites interessantes, aber selten erwähntes Gedicht, welches ebenfalls in die Kategorie der Zeitungsberichtsballaden gehört, ist *Goodwin-Sand*. Den Stoff fand Fontane in der "Times" vom 7. Januar 1857, wo unter der Überschrift "Reported Loss of the Mail Packet Violet" der Untergang des Ostende-Postdampfers bei Schneesturm in der Nacht vom 5. Januar an den Goodwin-Sandbänken bekanntgegeben wurde. Die Ballade entstand wenige Tage später, am 13. Januar, und ein Einblick in die Briefzeugnisse aus diesen Tagen ist psychologisch aufschlußreich für Fontanes Arbeitsweise. Am 10. Januar schreibt er unruhig und besorgt aus London an die gute Familienfreundin, Henriette von Merckel:

Sie werden gehört haben, daß in der Nacht vom 5. auf den 6. d. M. der Ostend-Steamer mit Mann und Maus an der englischen Küste untergegangen ist. Ob der Briefsack andern Tags aufgefischt worden ist, ist nicht erwiesen. Einige sagen 'ja', andere 'nein'. Es ist also möglich, daß Briefe, die in Berlin am 3. und 4. (Sonnabend und Sonntag) zur Post gegeben wurden, in den Untiefen von Goodwin Sands begraben liegen. Meiner Frau will ich von dem ganzen Unglück nichts schreiben, weil sie denken könnte, nun muß jeder Steamer untergehn.

... darf ich Sie freundlichst bitten, mich in nur 6 Zeilen wissen zu lassen, wie es denn eigentlich steht?! Es ist mir rätselhaft, daß die Besatzung von Bellevuestraße 16 so schreibfeindlich ist. Etwas läßt man sich schon gefallen.

Sowie ich (so Gott will) gute Nachricht von Berlin habe, setz ich mich in derselben Stunde hin und beantworte dann mit ruhigem Gemüt Ihre letzten lieben Briefe. ...⁶

Aus diesem Brief spricht die Unruhe des vereinsamten, auf sich selbst angewiesenen Ehemannes um die derzeit in der Berliner Bellevuestraße wohnenden Frau und Kinder. Er bemängelt, allerdings halb selbstironisch, die Schreibfaulheit seiner Frau. Ein Fehler, den er ihr auch bei anderer Gelegenheit vorwirft.

Daß er ihr Schweigen rätselhaft findet, macht deutlich, daß er keine Vorstellung von dem Aufwand an Zeit und Energie hat, die bei der Pflege eines Haushaltes samt kleinen Kindern benötigt werden. Zu dieser Zeit waren George Fontane vier Jahre und der kleine Theo erst neun Wochen alt, und ihre Mutter war außerdem krank. Daß sein *cri de coeur* bald beantwortet wurde und der erwünschte Brief dann doch demnächst eintraf, läßt sich daraus schließen, daß er schon am 13. Januar den versprochenen ausführlichen Brief an die Merckels schreiben konnte.⁷ Am gleichen Tag verfaßte er auch *Goodwin-Sand*.

Emilies Brief vom 19. Januar blieb im Fontane-Archiv erhalten und ergänzt das Bild der gegenseitigen Sorge, wie folgender Auszug zeigt:

Berlin d 10t. Jan. 57

Geliebter Mann.

Gestern erhielt ich Deine lieben Zeilen vom 7ten, aus denen ich mit Verwunderung sah, daß Du noch nicht im Besitz eines am 4ten hier abgeschickten Briefes warst; Fr. v. Merckel und ich haben Dir darin ganz ausführlich geschrieben: Gestern abend lese ich in der Zeitung zu meinem großen Schrecken, daß zwischen Ostende und London ein Dampfschiff untergegangen, ich glaubte auf der Tour käme das nie vor. Mit dem Schiff kann möglicherweise unser Brief verloren gegangen sein, es stand zwar da: 'das Postpaket sei gerettet' wenigstens seine Ankunft verzögert u. das will ich hoffen, denn obgleich nur mit Bleistift geschrieben, war er mir noch sehr sauer geworden.⁸ Es geht mir täglich besser, aber die Krankheit muß so heimtückischer Art sein, daß bei der größten Achtsamkeit ich immer noch mal einen Genickschlag bekomme. Vorgestern hatte ich Krampf im Halse und Kinnbacken u. dachte wieder mal zu sterben u. rief immer: ach Mütterchen ich möchte doch noch einmal meinen Theodor sehen u. nun muß ich doch noch sterben! wie ich weinen konnte, war es wieder gut. Mutter läßt Dir sagen es reichten wohl nicht 100mal daß ich in meiner Krankheit gesagt hätte: ich trenne mich nie wieder von meinem Theodor - u. das sage ich jetzt mit gesunden Sinnen erst recht(...)

Der Gedanke liegt nahe, daß dieses Gedicht über Gefahr und Unsicherheit erst dann zustande kam, als sich der Autor des Geborgenseins seiner Familie schon sicher fühlte. Aus seinem Brief geht deutlich hervor, daß er durch die ausbleibenden Nachrichten sehr beunruhigt war. Bei der Nachricht vom Untergang des Dampfers war sein Hauptgedanke der an seine Post und schließlich auch an die mögliche Reaktion seiner Frau, die sich und ihre Kinder innerhalb der nächsten sieben Monate einem ähnlichen Steamer anvertrauen sollte. Es scheint also, daß nicht nur der versprochene Brief an die Merckels, sondern auch das vollendete Gedicht Ausdruck seiner Erleichterung, seiner wiedergefundenen Gemütsruhe ist; daß die formale Lösung, d.h. die dichterische Verarbeitung des Themas Lebensgefahr und Tod durch die hinterhältigen, unberechenbaren Kräfte der Natur, gleichsam als nachträgliches Verbannen der eigenen Ängste gelten darf. Diese wurde aber, wie es scheint, erst möglich, als die Angst um das Wohlsein der Familie schon behoben war, und der Dichter wieder die Ruhe zur künstlerischen Gestaltung gefunden hatte. Dichten als Therapie also nur im Sinne eines nachträglichen, mittelbaren Ausdruckes eines Traumas.

Was immer auch der psychologische Hintergrund für die Entstehung von *Goodwin-Sand* sein mag, das Gedicht selbst lohnt eine nähere Betrachtung. Seine Ausdruckskraft beruht auf einem unerbittlichen Rhythmus, der dunklen Vokalmusik und der erweiterten Metapher der Schlange. Das Gedicht ist eine packende Evokation der Gefahr, und das Thematisieren eines Abstraktums, hier der Gefahr, ist ungewöhnlich in Fontanes Balladen, und auch wenn man einwenden könnte, daß die Gefahr sich in der Konkretheit der Sandbänke manifestiert, so bleibt doch zu berücksichtigen, daß Fontane diese konkrete Wirklichkeit nicht aus eigener Erfahrung, sondern lediglich durch schriftliche Berichte kannte; und wichtiger noch, daß das Wesen der Sandbänke im Gedicht gerade durch ihre Wesenslosigkeit, ihr Weder-Meer-noch-Landsein charakterisiert wird. Das für Fontane Untypische an diesem Gedicht hat Hans Rhy in seiner Monographie über Fontanes Balladen implizit anerkannt, indem er für *Goodwin-Sand* eine eigene Rubrik erfand: "Das geographische Stimmungsbild."⁹ Das Gedicht ist auch insofern untypisch, da ihm das spezifisch Anekdotische, das individuell Menschliche fehlt. Die Perspektive bleibt allgemein, wir sehen niemanden ertrinken (auch nicht die Postsäcke, wie sie in die Tiefe sinken!), die Wortwahl bleibt generell: "Meer", "Schiff", "Sturm", "Mannschaft", usw. Das kontrastiert zum Beispiel mit der Behandlung verwandter Themen in *Die Brück am Tay* und *John Maynard*. Bei allen dreien war der Ausgangspunkt ein aktuelles Unglück. Fontane verwendet die Balladenform, um dem zeitgenössischen Publikum tatsächlich bestehende Gefahren nahezubringen, aber auf eine Weise, die aufgrund der Gattungstradition einen weiteren Aspekt in sich birgt. Das den Gedichten zugrundeliegende Thema vom menschlichen Ausgesetztsein gegenüber den unberechenbaren Naturkräften ist ein universales und kein zeitgebundenes. Die spezifische Todesgefahr des Ertrinkens, die in jedem der vorliegenden Fälle mit der zum Greifen nahen Rettung verbunden wird - das Reiseziel ist so nahe, daß es den zum Tode Geweihten buchstäblich vor Augen steht - übte auf Fontane offensichtlich eine besondere Faszination aus. Die Kinderjahre in der Hafenstadt Swinemünde hinterließen, wie es scheint, eine lebenslängliche Faszination mit Schiffen und der See, welche sich nie von dem Bewußtsein darin verborgener Gefahren befreien ließ. Das Eigentümliche an dem *Goodwin-Sand*-Gedicht liegt aber darin, daß wir das beklemmende Erlebnis des Untergangs nicht durch das Einzelschicksal eines vom Dichter namentlich benannten Opfers, wie *Johnie* im Edinburger Zug oder *John Maynard* auf dem Schiff 'Schwalbe', vermittelt bekommen, sondern poetisch verallgemeinert im sich wandelnden Bild des unheilbringenden Naturphänomens selbst.

In der ersten Strophe gestaltet Fontane eine drohende Stimmung. Mit lapidaren Einsilben, die durch den schwerfälligen Rhythmus die träge, aber unerbittliche Art der lauenden Gefahr heraufbeschwören, entwirft er in einfacher Sprache ein Bild der realen Beschaffenheit der Sandbänke, das sie obendrein mit den Eigenschaften eines mythischen Ungeheurs assoziiert. Das Bild von der Schlange, welches Fontane wählt, um das Wesen der tödlichen Sandbänke zu vermitteln, spielt zugleich auf die Eigenschaften eines unter den Wellen lebenden Monstrums, etwa eines Leviathan an, und auch auf die körperlichen Eigenschaften einer Schlange, die sich "langsam, satt und schwer" hin und her bewegt; das heißt, die sich an einem unbekanntem Opfer schon sattgefressen hat und sich nun nach rechts und links hinschlingelt, vermutlich auf der Suche nach dem nächsten Opfer. Das Bild bringt zum Ausdruck, daß die Gefahr etwas Überdimensionales

und Lebendiges ist, das sich, wenn auch schwerfällig, unsichtbar und unabwendbar, bewegt. Die zweite Strophe ist rhythmisch differenzierter. Die Zeilen 1, 2 und 4, die von vielsilbigen Wörtern getragen werden, handeln von menschlichen Versuchen, die Elemente zu bezwingen, um sicher nach Hause zu gelangen. Diese vielsilbigen Zeilen werden aber von dem unausweichlichen Rhythmus der Einsilben verdrängt. Dabei spielt, wie in den anderen Strophen auch, die Wiederholung eine ausschlaggebende Rolle. Die Metapher der Schlange wird wiederholt und erweitert, indem die Bänke in dieser Strophe nur in uneigentlicher Form als Schlange auf- oder besser untertauchen. Zuerst wird konkret und nüchtern behauptet: *"Da schiebt sich die Schlange unter den Kiel"*, wobei das gewaltige Ausmaß der Schlange deutlich wird. Das kann nur ein Ungeheuer sein, und die folgende Zeile, *"Und ringelt Schiff und Mannschaft hinab"* deutet an, daß das Naturphänomen, die Sandbänke, mit böser Absicht agiert. Es wird leise auf eine abgründige, für das menschliche Auge nicht wahrnehmbare Welt mythisch anmutender Kräfte hingedeutet, denen der ahnungslose Mensch trotz aller Bemühungen ausgeliefert ist. Nachdem das Stimmungsbild der ersten Strophe in der zweiten vorübergehend von den irrenden Schiffen gestört worden ist, stellt sich in der letzten Strophe die bedenkliche Scheinruhe der ersten Strophe wieder ein, aber doch in leicht verwandelter Form. Die Mastspitzen der untergegangenen Schiffe sind nun Teil der Szene, und was im Anfangsbild geheimnisvoll als *"nicht Meer... nicht Land"* bezeichnet wurde, verrät jetzt dem Leser sein grausiges Geheimnis:

*Ein Kirchhof ist's, halb Meer, halb Land, -
Das sind die Bänke von Goodwin-Sand.*

Das Bild der Schlange symbolisiert das unbeständige, chaotische Prinzip. Gerade das sind die Goodwin-Sandbänke - sowohl eine eigentliche Gefahr für Matrosen als auch zeichenhaft für das Unsichere, Bedrohte, Zerbrechliche im menschlichen Leben. Ohne durch den ausdrücklichen Eingriff übernatürlicher Mächte, wie es in *Die Brück am Tay* der Fall ist, wo Hexen als Agitatorinnen des Unglücks fungieren, deutet Fontane in diesem früheren straff strukturierten Gedicht die Existenz rational unbezwingbarer Kräfte an, von denen der Mensch zwar sprechen kann, denen er aber gelegentlich resigniert unterliegen muß. Die Technik des Andeutens durch den Vergleich mit der Schlange, die auf die geheimnisvolle Macht eines mythischen Leviathan hinweist, ist in ihrer diskreten Weise in diesem Gedicht wirksamer als in der späteren berühmteren *Tay-Ballade*, in welcher der Leser durch Hexen am Anfang und am Ende mit der Aussage des Gedichtes konfrontiert wird. *Goodwin-Sand* ist weniger spektakulär als *Die Brück am Tay*, dafür aber formal einheitlicher und inhaltlich verhaltener und subtiler.

Anmerkungen

- 1 Die hier zitierte Fassung wurde der 2. Auflage der Gedichte von 1874 (vordatiert auf 1875) entnommen. Für die früheren Varianten, deren künstlerische Gestalt und strophische Gliederung weniger überzeugend sind, siehe Fontane, *Gedichte*, Hrsg. Joachim Krueger und Anita Golz, Berlin und Weimar 1989, I. S. 554 und II. S. 89. Zitierte Fassung, ebenda I, S. 170f.

- 2 Hans Rhyn: Die Balladendichtung Theodor Fontanes, Berlin 1914 S. 186; Gillian Rodger, 'Fontane's Conception of the Folk Ballad' in *Modern Language Review* 53(1958), S. 50; Hans-Heinrich Reuter, *Fontane*, Berlin 1968, I, S. 195.
- 3 In: *Die Gegenwart*, Nr. 2.
- 4 Siehe Helen E. Chambers: *Supernatural and Irrational Elements in the Works of Theodor Fontane*, Stuttgart 1980, S. 47f.
- 5 *Fontane, Briefe*, Hrsg. Kurt Schreinert, Berlin 1977, Nr. 668 vom 15.1.1880.
- 6 *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850-1870*, Hrsg. Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1987, I. S. 124f.
- 7 Ebenda, S. 125-132
- 8 Aus einem Brief Emilies, am 24. Januar geschrieben, geht hervor, daß der Brief vom 4. Fontane tatsächlich noch erreichte, und daß er ihn als Kuriosum zusammen mit dem *Goodwin-Sand* Gedicht an Emilie schickte. Sie antwortete: "Der unterseeische Brief ist sehr interessant u. man kann ihn nicht ohne ein ernstes Gefühl betrachten; Merckel hat ihn dem Rütli gezeigt, und sind namentlich die Strophen dazu sehr anerkannt, ich habe sie mir gleich abgeschrieben." und weiter, - "Koblank (Fontanes Hausarzt) habe ich Deine Goodwin Sands Verse auch abschreiben müssen; er scheint einer Deiner wärmsten Verehrer und schwört auf Deine Zukunft." Zitiert in Hermann Fricke, *Emilie Fontane. Mit unveröffentlichten Briefen von Theodor und Emilie Fontane*, Rathenow 1937, S. 49f. Diesen Hinweis verdanke ich Frau Anita Golz.
- 9 Siehe oben, Anm. 2.

EIN KAPITEL FAMILIENGESCHICHTE

Wir freuen uns, den Lesern der Fontane-Blätter wiederum einen Beitrag aus der Feder eines Liebhabers des Schriftstellers Theodor Fontane, seines Werkes und seines Familien- und Freundeskreises vorstellen zu können.

Frau Elisabeth Brüggmann (Jg. 1911), nach dem Studium der Germanistik und Theologie im mecklenburgischen Schuldienst tätig, verlor während des Krieges ihren Gatten und widmete sich nach 1945 als Katechetin und Kreiskatechetin dem Dienst der evangelischen Kirche. Die Beschäftigung mit regionaler Kirchen- und Heimatgeschichte führte zu verschiedenen Publikationen. Ihr Bestreben, Bewahrenswertes für die Gegenwart zu erschließen und für die Zukunft zu überliefern, führte sie in ihrer Heimatstadt Waren zur fast verwischten Lebensspur der einzigen Tochter Fontanes, zu Metes Lebensschicksal. Angeregt durch wenig bekannte oder auch z. T. noch unveröffentlichte Dokumente sowie durch Marianne Gochs 1988 publizierte Studie über Mete Fontane entstand durch jahrelange Recherchen die nachfolgende Arbeit.

Red.

Elisabeth Brüggmann, Waren

Mete Fontane in Waren - ihr Leben und ihr Tod

Vorbemerkung

Dampfer Fontane - Motorboot Fontane - Fontanebuchhandlung - Fontane-Apotheke - Fontanestraße. Alles im mecklenburgischen Waren. Warum? Der Dichter Theodor Fontane hat hier seinen Urlaub verlebt, einen einzigen Sommer, fünf Wochen, 1896, drüben in der Fontanestraße, die früher Villenstraße hieß. Viel länger hat seine Tochter dort gewohnt. Aber wer weiß das noch! In Waren kaum jemand. Auch ich wußte es vor einigen Jahren nicht, obgleich ich in der Villenstraße aufgewachsen bin; täglich ging mein Schulweg an Martha Fontanes Grundstück vorbei. Aber da war sie schon zehn Jahre tot. Auch in der Fontaneliteratur wußte man lange Zeit kaum etwas von ihr. Immer stand sie im Schatten des berühmten Vaters. Endlich, in den siebziger Jahren, schrieb Edgar R. Rosen als Einleitung zu einer Briefausgabe die erste Martha-Fontane-Biographie.¹ Aber er führte sie nur bis zu Marthas 38. Lebensjahr. Da starb ihr Vater, und damit endeten auch die Nachrichten über die Tochter. Denn über sie erfuhr man eigentlich nur durch die Briefe des Vaters. Mete nannte er sie, und sie stand ihm in Geist und Herz besonders nahe. Professor Rosen bedauert, daß der Abschluß einer Lebensdarstellung Metes von vornherein an Theodor Fontanes Todestag gebunden sei und daß er deshalb seine Aufgabe, das Wesen und den Lebensweg der Fontanetochter zu erhellen, nur bis 1898, dem Todesjahr des Dichters, durchführen konnte. Über die Jahre danach kann er nur berichten, daß Mete sich mit dem Architekten Karl Emil Otto Fritsch verheiratete, daß das Ehepaar seinen Wohnsitz in Waren an der Müritz nahm, daß Mete 1904 die Erinnerungen ihres

Urgroßvaters veröffentlichte und daß sie 1917 starb. Er schreibt: "Weitere zugängliche Spuren haben ihre Ehejahre kaum hinterlassen."² Ähnlich äußert sich eine spätere Autorin, Marianne Goch: "Aber mit Fontanes Tod wird die Spur seiner Tochter dünn; Mete verschwindet gleichsam."³

Hier möchte ich einsetzen. Mein Interesse, mehr noch: meine Anteilnahme wurde durch Marianne Gochs Mete-Darstellung geweckt, die mich hinführte zu den Literaturhistorikern Rosen und Reuter und zu deren Kontroverse über Metes Tod. Ich begann, die gedruckten Briefe zu lesen, die Mete, ihr Vater und Freunde der Familie geschrieben hatten. Und ich begann dem nachzuspüren, was von Metes Jahren in Waren noch zu finden war. Es war nicht viel. Doch für eine Einheimische kam im Laufe der Jahre doch einiges zusammen: Kenntnis der Grundstücke, Aussagen von Fast-Zeitzzeugen, Einblick in Stadtakten, Kirchenregister, Adreßbücher, die mir freundlich zugänglich gemacht wurden. Das Fontane-Archiv in Potsdam hat mich unterstützt durch Übersendung von Kopien und durch die Erlaubnis, sie zu veröffentlichen, ebenso die Landesbibliothek in Schwerin, die Kreisbibliothek in Waren durch ihre Fernleihe. Mein Bruder in Hamburg hat mir Literatur zugänglich gemacht, die hier (vor der Wende!) nicht erreichbar war, und hat mich durch sein stetes Interesse ermutigt, ebenso Frau Heide Streiter-Buscher in Bonn. Allen möchte ich an dieser Stelle danken! Ganz besonderen Dank aber schulde ich Professor Rosen, dessen "Einleitung" für mein Metebild die Grundlage legte. So entstand, aus bruchstückhaften Informationen zusammengefügt, ein Mosaik von Mete Fontanes Leben in Waren und von ihrem Tod.

Einige Unrichtigkeiten, die sich durch die ganze Fontaneliteratur hindurchziehen, habe ich berichtigen können: "Villa Meta" war nicht das Haus, das Fritschs kauften.⁴ Sie zogen nach Waren schon vor dem Tod der Mutter. Fritschs bewohnten das Warener Grundstück zunächst nur als Sommersitz. In meiner Darstellung wird das deutlich werden.

Sommerfrische 1896

Stärker noch als der Dichter Theodor Fontane ist seine Tochter Martha mit Waren an der Müritz verbunden. Freilich hat sie nicht unter ihrem berühmten Mädchennamen hier gelebt. Sie hieß Frau Fritsch - nach der Sitte ihrer Zeit mit dem Titel ihres Mannes "Frau Professor Fritsch". Nicht nur für einige kurze Urlaubswochen war sie hier - sie hat die letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens in Waren verbracht. Und hier ist Martha Fontane auch gestorben, auf dem Warener Friedhof liegt sie begraben, sie und ihr Mann.

Mete Fontane hatte Waren schon einige Jahre vor ihrer Verheiratung kennengelernt. Als der Dichter seine Sommerfrische in Waren nahm, im Jahr 1896, schon ein alter berühmter Herr, da war er "mit Mann und Maus" an die Müritz gereist. Seine Frau Emilie, immer unternehmungsfähig und reiselustig, war mitgekommen. Das langjährige Dienstmädchen Anna war unentbehrlich. Und Martha, seine Mete, kam einige Tage später auch dazu - sie war vorher bei guten Freunden in Warnemünde gewesen. Aus den Briefen, die Fontane aus den Warener Tagen an seine Freunde schrieb, kennt in Waren jeder die Sätze, mit denen er die Stadt lobt. Wenn man sie liest, fragt man sich schmunzelnd: Ist es echte Begeiste-

zung oder ironischer Humor, wenn er, journalistisch übertreibend, Waren mit fremden Federn schmückt. Von Storms Heimatstadt Husum entlehnt er die "graue Stadt am Meer". Der Michigansee muß die Größe der Müritz aufbessern. Warens Hafen als Stapelplatz für die Produkte der Rittergüter wird neben Chikago gestellt, wo die Midlands ihre Erzeugnisse umschlagen. "Sehen Sie die Dinge, je nachdem, durch ein Vergrößerungs- oder Verkleinerungsglas an, so ist wirklich eine große Ähnlichkeit da." Er schwärmt von Seebrise und Tannenduft und von der erstklassigen Verpflegung in Schubarts Hotel drüben in der Stadt. Und er beabsichtigt, die Berliner Sommerfrischler "auf dies prächtige Stück Erde aufmerksam zu machen". Im nächsten Jahr kommt er aber doch nicht wieder, da geht er an den Tollensesee bei Neubrandenburg, wo er im "Augustabad" alles bequem beisammen hat: schönes Wohnen, Blick auf den See, Betreuung im sanatoriumsähnlichen Heim, Mahlzeiten im Hause. Sein Domizil in den Warener Tannen hatte ganz weit draußen gelegen, am Rande des meilenweiten Waldes. Für die kleinen Mahlzeiten war selbst zu sorgen, das Mittagessen mußte man sich durch einen halbstündigen Fußmarsch in die Stadt verdienen, "was bei Unwetter ein schlimmes Ding wäre". Da draußen zu wohnen, auf der andern Seite der Binnenmüritz, wo es noch gar keine richtige Straße gab, mochte wirklich etwas "Exotisches" gehabt haben.⁵

Die Tannen waren ja als Sommerfrische noch gar nicht entdeckt. Gerade erst drei Häuser standen da draußen am Waldrand.⁶ Als erster hatte der Berliner Bildhauer Friedrich Wilhelm Thomas sich 1894 am Hochufer der Müritz in den Wald hinein ein Haus bauen lassen - er wollte seine angegriffenen Nerven zur Ruhe bringen - "ein großes Sommerhaus mit prächtigem Garten" war es geworden. Ein Stück tiefer in den Wald hinein, auch am Hochufer, war die "Villa Meta" entstanden, ebenfalls von einem Berliner erbaut. Noch im gleichen oder im nächsten Jahr war auch ein Warener auf den Geschmack gekommen: es war der Senator Zwick, der die Baugenehmigungen zu unterschreiben hatte. Er baute sich ein bescheidenes Haus gleich dicht links neben die Villa Thomas, und dieses Haus stellte er 1896 dem Dichter Fontane für einige Urlaubswochen zur Verfügung. Mit den Nachbarn aus der "Villa Meta" scheinen Fontanes keinen Kontakt gehabt zu haben - er erwähnt sie in seinen Briefen nicht -, nur daß er sich ein bißchen über den Namen ärgerte: zu ähnlich war er seinem Metekind! Mit dem Bildhauer Thomas verkehrten sie freundschaftlich.

So schildert Theodor Fontane die Anfänge der Villenstraße:

An Karl Zöllner. Waren, Mecklenburg-Schwerin, 30. August 96. Villa Zwick. ...Die hohe Sanddüne, auf der wir wohnen..., führt den Namen Eck-Tannen und ist zur Zeit mit drei nebeneinander gelegenen Villen besetzt, von denen die mittlere den bedenklichen Namen Villa Zwick führt. Es hat uns aber noch nichts gezwickt... Die Villa links neben uns führt auf ihrem Giebel die weit in den See hineinleuchtende Inschrift: Villa Meta, was wir als Namensraub, jedenfalls aber als Ungehörigkeit auffassen. Die Villa rechts gehört dem Bildhauer Thomas, der sich, in einem kolossalen Tattrichzustande (er weinte immer), von Berlin aus hierher zurückgezogen hat. ...und nun sitzt er hier (er wohnt hier überhaupt) und sieht mitunter 3 Monate lang keinen Menschen außer dem Landbriefträger...

Mete Fontane

Martha Fontane hat das alles miterlebt und gewiß auch so mit den Augen des Vaters gesehen. Die Vater-Tochter-Bindung war zeit ihres Lebens sehr eng und mag auch ein Grund mit für ihre späte Heirat gewesen sein. Mete war schon 36 Jahre alt und noch immer unverheiratet, als sie mit den Eltern die Warener Wochen verlebte. Noch immer war sie "Haustochter" - bald im Berliner Elternhaus lebend, gelegentlich den Vater auf seinen häufigen Arbeitsurlauben betreuend, dann wieder monatelang bei Freunden, wo sie sich beim Kinderunterricht nützlich machte und Leben und interessante Gespräche ins Haus trug. Zwar hatte Mete einen Beruf gelernt - den einzigen, der damals für ein Mädchen aus gutem Hause als standesgemäß galt - sie hatte das Lehrerinnenexamen für mittlere und höhere Mädchenschulen abgelegt, zudem sprach sie perfekt Englisch und Französisch. Sie war auch einige Jahre als Erzieherin auf dem Lande und als Lehrerin an einer Berliner Privatschule tätig gewesen. Aber nach einem Typhus, den sie als Achtzehnjährige überstand, war sie nie wieder ganz gesund geworden. Und nervenbelastet war sie schon durch Vater- und Muttererbe.⁷ So hatte sie das Schicksal eines Mädchens des 19. Jahrhunderts: man blieb im Elternhaus, bis sich die Gelegenheit zur Ehe bot, durch die man nicht nur Versorgung, sondern auch soziale Stellung gewann.

Einverstanden konnte Martha Fontane mit diesem Schicksal nicht sein. Sie wird von Freunden des Hauses als geistvoll, lebendig, interessant, anregend, klug,



Die Villen am Hochufer der Müritz.

Von links nach rechts: Villa Meta, Müritzhöhe, Villa Zwick, Thomas Villa

ungewöhnlich begabt geschildert, vom Vater als "eine über das gewöhnliche Niveau sich erhebende Persönlichkeit" eingestuft. Und sie kannte auch ihre Vorzüge. Daß sie nicht schöpferisch verwerten konnte, was in ihr steckte, faßte sie in einen Vergleich: Sie käme sich vor wie einer, der klavierspielen könne, aber kein Klavier zur Verfügung habe. Und wohin ihre geheimen Sehnsüchte gingen, läßt sich erschließen aus den Vorbildern, denen sie nachträumte. In zwei Fragebögen⁸, wie sie zu jener Zeit Mode waren, - sie war beim Ausfüllen des ersten 17 Jahre, beim zweiten 30 Jahre alt - nennt sie als ihre "Lieblingsheldin" eine Frau, die Weltgeschichte gemacht hat: Charlotte Corday, die in der Französischen Revolution "das wilde Raubtier" Jean Paul Marat mit einem Messer erstach und dann, jung, schön und ruhig, mit heiterem Lächeln das Schafott bestieg.⁹ In Charlotte Corday bewunderte sie ihr Gegenbild: So möchte sie sein - aber: so kann sie nicht sein. Auch die Frage, wer sie gern wäre, wenn sie nicht Martha Fontane sein könnte, beantwortet sie mit einem unrealen Wunsch. Ihre eigene Enkelin möchte sie sein, sagt sie als Dreißigjährige. Da weiß sie schon, daß sie "zur Unzeit geboren" ist. Den Mädchen der übernächsten Generation werden Gymnasien und Universitäten offen stehen. In Metes Zeit waren es seltene Ausnahmen, wenn Frauen sich eine leitende Stelle erkämpften. Aber Mete war keine Kämpferin, zu einem Außenseiterdasein fehlte ihr die Kraft. Sie wollte das natürliche und selbstverständliche Recht haben, auch nach außen als das erscheinen zu dürfen, was sie war. Dieses Recht nicht zu haben, war ihre "Idee vom Unglück". So mögen ihre körperliche Kränklichkeit, die ererbte Sensibilität der Nerven und die Vergeblichkeit ihrer Lebenswünsche sich gegenseitig hochgespielt haben, um ihr die Flügel zu lähmen.

Was also blieb? Der übliche Weg zur Heirat. Aber wen sollte Mete Fontane heiraten? Eine "Partie" war die Tochter des ewig in Geldnöten steckenden Journalisten und Schriftstellers sowieso nicht. Und wie hätte sie einen Partner finden sollen, der ihrem geistigen Niveau entsprach? Die Gleichaltrigen mögen ihr stets wie kleine Jungen vorgekommen sein. Einer, den sie wohl geheiratet hätte, da sie mit seiner Familie befreundet war, zog sich verstört zurück, als er die Atmosphäre und geistige Kultur ihres Elternhauses bei einem Besuch kennengelernt hatte - da würde er ja nie bestehen können! -, und Mete scheint darüber nicht allzu traurig gewesen zu sein.¹⁰ An ihren Vater reichte eben keiner heran. An ihm maß sie sich selbst, ihre Fähigkeiten und ihr Können. Am Vater mußten sich auch die jungen Männer messen lassen, die als Lebensgefährten in Frage kamen. Er, der Vater, war der unerreichte Gesprächs- und Briefpartner, er war der geliebteste Mensch - wer hätte ihn aus ihrem Leben verdrängen sollen! So waren es immer Vatergestalten, denen sie ihr Herz zuneigte. Schon der Sechzehnjährigen war ein Freund des Vaters - Tenor, Dirigent, Musikerzieher Julius Stockhausen - der erste Schwarm. Vielleicht auch mehr als das. Als 1893 Senator Friedrich Witte¹¹ starb - auch ein Freund des Vaters - stürzte Mete in eine schwere gesundheitliche Krise. So war es denn auch ein Mann aus der Generation ihres Vaters, mit dem sie ihre späte Ehe schloß.

Daß Mete schließlich doch noch, als fast Vierzigjährige, einen Partner fand, mit dem sie sich eine Ehe vorstellen konnte, war für alle eine Überraschung. "Es geschehen Zeichen und Wunder... Es hat sich nämlich Großes zugetragen, ja, vom egoistischen Standpunkt das Größte und in manchen Augen sogar das Unglaublichste: Martha hat sich verlobt." Mit diesen Worten teilt Theodor Fontane den Rostocker

Freunden am 24. Januar 1898 das Ereignis mit. Es war eine sehr plötzliche Verlobung. Als der sechzigjährige Witwer und Martha Fontane sich entschlossen, den ferneren Lebensweg gemeinsam zu gehen, war Dr. Fritschs Frau - schon die zweite Frau, die er durch den Tod verlor - vor erst zwei Monaten gestorben. Die offizielle Verlobung konnte deshalb erst Monate später sein. Da war Theodor Fontane noch der Mittelpunkt der kleinen Festgemeinde gewesen: "Voller Entwürfe, voll regsten Interesses für alles und jedes... der Alte in seiner herrlichen, lieben Greisesschönheit..."¹² Paul Schlenther, einer der Gäste, hat es so in Erschütterung beschrieben. Vier Tage später war der Dichter gestorben, mitten aus dem vollen Leben heraus. Ein viertel Jahr später heiratete das Paar. Was Mete ein halbes Leben vergeblich gesucht hatte - die Verbindung von großzügigem Lebensstil eines reichen Hauses, wie sie es bei der Rostocker Fabrikantenfamilie geliebt hatte, mit dem geistig souveränen Stil der Berliner "Mansardenwohnung" - das hoffte sie nun bei dem Architekten Fritsch zu finden. Er wird als hochgebildet, weitgereist, beruflich hochangesehen geschildert. Fontane nennt ihn einen *"klugen und gescheiten Mann von guter Gesinnung"*. (Fontane an Anna Witte am 24. Januar 1898) Mit ihm lebte Martha fünfzehn Jahre zusammen, bis zu seinem Tode - winters in der Berliner Stadtwohnung, den ganzen Sommer in den Tannen in Waren an der Müritz.

Baustelle Villenstraße 1 - 3

Am 4. Januar 1899 hatten Martha Fontane und Karl Emil Otto Fritsch in Berlin geheiratet - und noch im gleichen Jahr wandte das Ehepaar sich seiner Sommerheimat, der Müritzstadt Waren, zu. Was mag sie an Waren so gereizt haben? Der Wald? Das Wasser? Die Einsamkeit? Der Blick über den See auf die Stadt mit den beiden Kirchen? Die günstige D-Zug-Verbindung von Berlin nach Waren? Dort wollte der Bildhauer Thomas sein Anwesen verkaufen. Das war eine Gelegenheit. Dies Haus war Mete vom Familienurlaub 1896 her wohlvertraut, von hier konnte man Waldwanderungen machen wie einst mit dem Vater, hier hatte der nervenranke Thomas seine Gesundheit wiedererlangt - vielleicht konnte auch ihr "Nervenelend" hier Heilung finden? Die Fritschs griffen zu. Ende des Jahres waren die Verhandlungen abgeschlossen. Das Protokollbuch des Warener Magistrats von 1899, Band 12, vermerkt, daß am 31. Januar 1900 der Bildhauer Friedrich Wilhelm Thomas sein Grundstück, Villenstraße 3, an den Architekten Professor K. E. O. Fritsch aus Berlin verkauft. Der Kaufpreis beträgt 30 000 Mark. Aber das war für Fritschs nur der Einstieg: Sie wollten selber bauen - schließlich war er Architekt. Vielleicht wollten sie auch keinen Nachbarn auf der anderen Seite bekommen, deshalb sollte das ganze Waldgelände von unten her bis hinauf zur Villa Thomas ihr eigen werden. Sie konnten es von der Stadt kaufen. Der Protokollant des Stadtbuches fährt mit seiner Eintragung fort: Am gleichen Tage - dem 31. Januar 1900 - kauft der Architekt Professor Dr. Karl Emil Otto Fritsch "von der Stadtkämmerei die Grundstücke 1 und 2 der Villenstraße, mit dem darauf stehenden Holz".¹³ Es sind 1168 Quadratruten, also gut 25 000 Quadratmeter. Sie kosten nur 5 843,50 Mark; das sind 23 Pfennig für den Quadratmeter, da die Quadratrute 5 Mark kostete. Dazu kam noch der Preis für die Bäume mit 1 021 Mark. So billig war das Land damals noch in den Tannen! In Stadtnähe waren die Preise natürlich viel höher.¹⁴ Aber in diesem abgelegenen, unerschlossenen Gebiet gab es ja weder Wasser noch Abwasser, nicht Gas und nicht Strom. Befestigt und beleuchtet wird die Villenstraße erst 1905 - und eine

Buslinie in die Stadt wird es erst Ende der zwanziger Jahre geben. Das haben Fritschs nicht mehr erlebt. Das Grundstück ist gekauft. Nun beginnt ein intensives Bauen. "Es erschien" - auf dem Stadtbauamt - "der Maurermeister Gerbersen. und überreichte die ... Zeichnungen zu einem Anbau an der Villa Nr. 3 des Herrn Fritsch in den Großen Tannen sowie zum Neubau eines Wohn- und Stallgebäudes auf den Villenplätzen Nr. 1 und 2 dortselben."¹⁵ Diese Eintragung ist vom 26. Februar 1900 datiert. Der Architekt Fritsch will also zugleich zwei - nein, sogar drei Bauten verwirklichen: einen Anbau mit Balkon an die Villa Thomas - noch heute deutlich zu erkennen, wenn auch durch spätere Umbauten weiter verändert -, dann die "kleine" Villa auf dem Grundstück 2, die heute die Nummer 6 trägt, und das Stallgebäude, heute Nr. 4. Das Grundstück Nr. 1 bleibt unbebaut, bleibt Wald, Kiefernwald, und ist es noch heute - nur daß die "Turnhalle" jetzt darin steht, heute Nr. 2.¹⁶

Ob Mete in diesem Jahr schon ihre Sommerfrische auf dem eigenen Besitz verlebte? Hübsch ist die Villa 2 geworden! Dunkles Fachwerk und rote Ziegel, Giebel nach allen Seiten, sich kreuzende Dächer und Dachfirste - ganz wie man sich um die Jahrhundertwende eine "Villa" dachte. Doch stellt sich bald heraus, daß man zu klein gebaut hat. Für das riesige Grundstück braucht man unbedingt einen Gärtner, einen, der auch dort wohnt und im Winter, wenn man sich nach Berlin zurückzieht, verantwortlich ist. Die Villa, eben im Rohbau fertig, muß erweitert werden. Am 4. Juli 1900 wird dem Stadtbauamt der "Entwurf zum Anbau einer Gärtnerwohnung an das von mir auf dem Grundstück Villenstraße 2 errichtete Gebäude" vorgelegt. "Wie das letztere soll auch der Anbau aus Holzfachwerk und Ziegelausmauerung ausgeführt werden." So geht der Sommer noch mit Bauen hin.

Nach dem Berliner Winter ist der Bauherr schon im März wieder in Waren. Der Architekt hat noch weitere Pläne. Der an die Villa Thomas angefügte Anbau - in den Bauakten meist "Nebengebäude" genannt - soll noch erweitert und aufgestockt werden. Die Erweiterung soll "nach dem Nachbar zu massiv aus Ziegelsteinen, der übrige Teil von Ziegelfachwerk erbaut" werden, "zwei Etagen hoch und unterkellert, die Halle nur eine Etage".¹⁷ Es entsteht also der eigenartige turmähnliche Aufbau, der das Haus überragt. Er ist nur auf einigen alten Fotos zu sehen - irgendwann muß er wieder abgerissen worden sein. Dieser Bau wird am 11. März 1901 genehmigt und am 27. April bereits im Rohbau abgenommen. Auch der Stall muß sich eine Änderung gefallen lassen: Ein Schornstein wird angelegt, und ein Aufbau, ebenfalls aus Ziegelfachwerk, "soll als Taubenschlag benutzt werden". Die Bauzeichnung weist eine Außentreppe aus, die es heute nicht mehr gibt. Im Jahr 1905 wird als letztes Bauvorhaben ein Gewächshaus errichtet, aus Warmhaus, Kalthaus und Arbeitsraum bestehend. Verfallene Reste zeigen noch seine Lage. Und dann gab es - durch Bauakten nicht zu belegen, aber als Ruine und auf Fotos zu sehen - einen Eiskeller. Der lag so hübsch am Hochufer, daß es lohnte, darauf einen Pavillon als Aussichtsplatz zu errichten: von dort hatte man den berühmten, auf vielen Ansichtskarten gezeigten Blick über die Müritz auf die Stadt Waren.¹⁸

Der Hofstaat

Ein so großes Anwesen - und wohl auch der soziale Stand des Ehepaares Fritsch - erforderte so etwas wie einen kleinen Hofstaat. Im Frühjahr gab es daher immer einen großen Wirbel, wenn der Wohnsitz von Berlin nach Waren verlegt

wurde.¹⁹ Eine Mamsell oder Köchin war schon nötig, da man im Sommer stets viel Besuch erwartete. Sie hatte ihr Reich in der Thomasvilla - "in unserer größten Villa", wie Mete sich ausdrückt. Dort wurde gekocht, dahin ging man zum Essen, dort wurden auch die Feste gefeiert. Die "kleine Villa" blieb das stille Refugium, in das man sich zurückziehen konnte. Ein Stubenmädchen hatte gewiß voll zu tun in den zwei Häusern mit den vielen Räumen. Und auch eine Gesellschafterin reiste mit an. In ihrer Jugend hatte Mete selbst solche Dienste tun müssen - jetzt konnte sie es sich leisten, eine Dame anzustellen zu ihrer Unterhaltung, aber auch zu ihrer Pflege. Denn kränklich war Mete immer. So engagierte sie eine gelernte Krankenschwester. Diese Angestellten mögen mit den Jahren gewechselt haben. Genauer aber kennen wir die Gärtner, die ja auf dem Grundstück wohnten und jahrelang blieben. Es waren zwei in den Jahren von 1900 bis 1917 und darüber hinaus.

Der erste hieß Lange, war verheiratet und hatte einen kleinen Jungen. Von seinen Gärtnerkollegen in der Stadt wurde er "Baron Lange" genannt: Er gab viel auf sein Äußeres, trug superblankgewichste Stiefel, lieb sich gerne ein Pferd aus und hatte überhaupt "herrschaftliche Allüren". Auf einem Foto sieht er wie ein "Chef" oder wie ein Forstmann aus, er trägt ein Gewehr unter dem Arm - mit dem bekämpfte er aber nur die Karnickelplage auf dem Grundstück. Er habe wohl einen kleinen harmlosen Tick gehabt, meint einer meiner Gewährsleute, Gärtner Sengebusch. Er sei später in die Nervenheilanstalt Gehlsheim gekommen, habe da den Krieg überdauert und sei wohl auch dort gestorben. Das mag zutreffen, denn in den Warener Sterberegistern ist er nicht zu finden. "Baron Lange" hat in der Gärtnerei von Fritschs den späteren Friedhofsgärtner Ulrich Priep ausgebildet. Priep hat über seine Lehrlingszeit hinaus die Verbindung zum Hause Fritsch-Fontane aufrechterhalten. Er pflegte nach deren Tod ihre Gräber und pflanzte später die schöne Edelkiefer auf die Grabstätte. Seinen Erinnerungen, die er an die Tochter, Hilde Priep, weitergab, verdanken wir viele Einzelheiten aus Mete Fontanes Warener Zeit.

Langes Nachfolger wurde 1913 der Gärtner Otto Reiche. Er war später der Stadtgärtner von Waren. Nachdem er die Stelle bei Professor Fritsch angetreten hatte, heiratete er. Bei seinem ersten Kind, einem kleinen Mädchen, übernahm Mete Fontane die Patenschaft. Am 11. Oktober 1914 wurde es auf die Namen Marie Elisabeth Martha Berta getauft, "Martha Fritsch, Professorenfrau in Berlin" steht an erster Stelle der Gevattern im Taufregister von St. Marien.²⁰ Während des ersten Weltkrieges war Vater Reiche Soldat, die Mutter mußte mit Hilfe des Gartenarbeiters Schlundt die Außenwirtschaft versorgen. Es waren ja nicht nur Garten und Gewächshaus zu bearbeiten - im Stall standen zwei Schweine, und ein Acker lag am Feißnecksee. So weit von der Stadt entfernt, war es, zumal im Krieg, sicher praktisch, Selbstversorger zu sein - oder war es mehr die Sehnsucht der Großstädter nach naturverbundenem Leben? Das Gelände war damals ganz anders gepflegt als heute, es war teils als Naturpark, teils als Wirtschaftsgarten angelegt. Der inzwischen wieder Wald gewordene Park hatte Wege, die mit weißem Kies bestreut waren. Die Obsternte wurde am Ende des Sommers in Kisten verpackt, sorglich in Häcksel gebettet und nach Berlin verfrachtet. Dort verbrachten die Eheleute Fritsch den Winter mit vielfältigen Anregungen hauptstädtischer Theaterpremier.

Kann man zum "Hofstaat" auch Anna Fischer rechnen? Sie war das Dienstmädchen der Eltern Fontane gewesen, schon seit 1890 und hatte fast zur Familie gehört. In Urlaubsbriefen findet sich oft auch an sie ein Gruß. Sie war das Mädchen, für das im Warenurlaub 1896 in Schubarts Hotel extra "in einem kleinen Küchenzimmer serviert" worden war. Anna hatte Mete beigestanden, als unvermutet, nach eben noch geführten Gesprächen, der Vater tot über seinem Alkovenbett lag.²¹ Sie war bei Emilie Fontane geblieben und hatte sie bis zu ihrem Tod betreut. Nun war sie, nach zwölf Jahren bei Fontanes, alt geworden. Der Haushalt in der Potsdamer Straße 134 c war noch aufzulösen - was dann? Mete wollte der getreuen Helferin ein Altersasyl in ihrem Hause schaffen. So schreibt sie elf Tage nach dem Tode der Mutter an den Freund Paul Schlenther, den sie zu einem Besuch "an die Gestade der Müritz" locken möchte: "Freilich habe ich zum 1. Juli die alte Anna aus der Potsdamer Straße genommen, und bis auf die beiden Hauptsachen" - hier meint sie natürlich die Eltern - "sollen Sie alles so finden wie in 134 c."²² Der Brief ist vom 2. März 1902. Ob Metes Plan zustande kam, kann ich nicht nachweisen. Es findet sich kein Eintrag ihres Todes in den Warener Büchern, so kann Anna in Waren nicht gestorben sein. Vielleicht hat sich eine andere Lösung für Anna Fischer gefunden.

Menschen um Mete

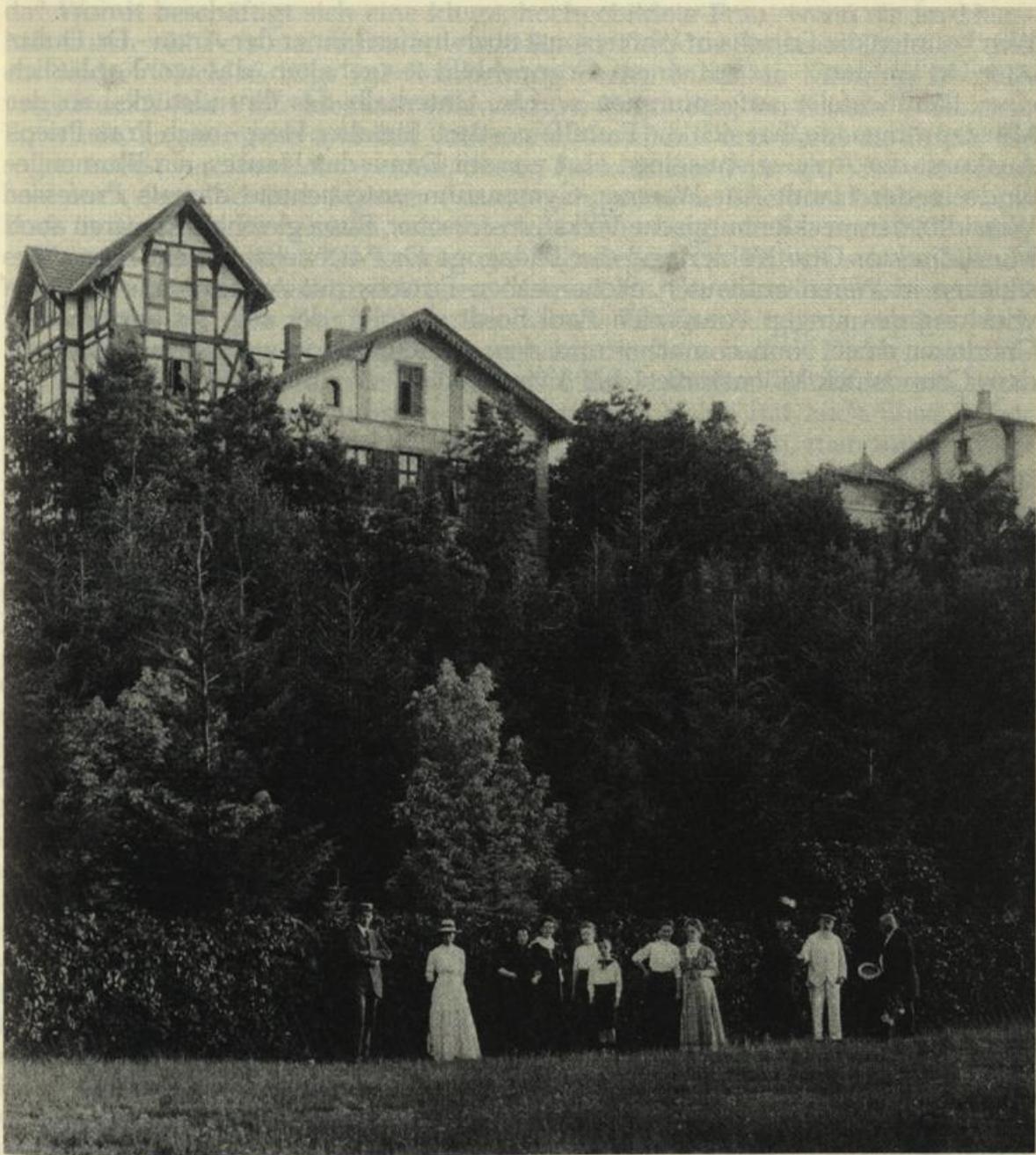
Mit welchen Menschen - Verwandten und Freunden - mag Mete sonst in Waren verkehrt haben? Ihre Mutter hat den eigenen Hausstand der Tochter noch kennengelernt. Im Sommer 1901, dem letzten ihres sechsundsiebzighjährigen Lebens, ist sie bei Martha gewesen. Waren und die Tannen kannte sie schon, die "kleine Villa" war ihr neu. Sie wurde bei dieser Reise von ihrem jüngsten Sohn Friedel begleitet, der nach Metes Heirat und Wegzug zu der vereinsamten Mutter gezogen war. Friedrich Fontane berichtet in dem Aufsatz "Die letzten Jahre meiner Mutter" nur kurz davon: "Später bin ich mit ihr auch in Waren gewesen, nachdem der Schwiegersohn dort die Villegiatur erworben hatte."²³ Villegiatur - ein Modefremdwort aus dem Italienischen, das damals wohl allen verständlich war - muß man heute im Fremdwörterbuch nachschlagen. Dort ist es mit "Landaufenthalt, Sommerwohnung" übersetzt.

Zu den allsommerlichen Besuchen gehörten Metes Nichten und Fritschs Enkelkinder. Gertrud Fontane, Tochter des älteren Bruders Theo, fand hier so etwas wie ein Wahl Elternhaus, ebenso ihre Schwester, die "kleine Martha Fontane", die erst 1896 geboren war.²⁴ Vielleicht empfanden die beiden Mädchen ähnlich wie Metes erstes Patenkind, eine Enkelin Friedrich Wittes, die über ihre Tante Mete schreibt: "Reicher hat wohl kaum eine Patin ihr Amt, Seelisches zu spenden, erfüllt."²⁵ Daß "Trudy" sich 1912 "mit einem sehr lieben Neffen" von Fritsch verlobte, erschien Mete als ein Lichtblick in ihren Traurigkeiten. "Wie sich der liebe Alte ausrechnet", schreibt Mete, würden dadurch sie und ihr Mann "in der nächsten Generation noch blutsverwandt werden".²⁶ So innig fühlte sich Trudy, inzwischen Frau Grosse, mit der Warener Wahlheimat verbunden, daß sie - lange nach Metes Tod und nach dem Verkauf der Villa - den kleinen Acker an der Feißneck festhielt, an dem sie "noch immer in Erinnerung an vergangene Zeiten" hing. Erst als sie 1934 mit ihrem Mann nach München zog, verschenkte sie ihn an den Friedshofsgärtner Priep. In dem alten Freund der Familie sah sie

einen "trefflichen Hüter und Besitzer" ihres Kleinods. Ulrich Priep nahm das Geschenk gern an und erbot sich, fortan die Grabstelle kostenlos zu pflegen.²⁷ Nicht so oft durften Dr. Fritschs Enkelkinder nach Waren in die Ferien fahren. "Der Schwiegersohn hält Norddeutschland für arktische Gefilde und gibt unserer kleinen Exzellenz immer seltener Urlaub."^{26a} Dieser Schwiegersohn hatte Dr. Fritschs Tochter aus erster Ehe geheiratet, die als "Frau Generalleutnant Scheller" später Erbin wurde. An der Hochzeit, die stattfand, als Fritschs zweite Frau noch lebte und Mete noch gar nicht in Sicht war, hatte schon Vater Fontane als Gast teilgenommen und in einem Brief darüber berichtet.²⁸ Ob Schellerts Abneigung gegen Waren auch damit zusammenhing, daß er und seine Frau die überstürzte Verlobung ihres Vaters - so schnell nach dem Tode der Stiefmutter - mißbilligten? Die "arktischen Gefilde" waren vielleicht nur höfliche Ausflucht?

Auch drüben in der Stadt wohnten Menschen, die mit der Familie Fritsch-Fontane eng verbunden waren. "Meines Mannes 81jährige Schwester, die hier in einem Feierabendhause lebt, geht langsam ihrem Ende entgegen; das lastet auch etwas auf uns, obgleich der Tod für die alte Dame erwünscht ist und wir innerlich nichts verlieren." Das schreibt Mete am 11. Juli 1907 aus Waren an Paula Schlenther.²⁹ Mit dem Feierabendhaus meint sie das Heim für alte und dienstunfähige Lehrerinnen, das unter wesentlicher Förderung der Warener Pädagogin Auguste Sprengel 1890 gebaut worden war. Es liegt am Ufer des Tiefwareensees, in einem großen Garten, am Fuße des Mühlenbergs. Damals trug es die Straßenbezeichnung Denkmalstraße 7, heute Richard-Wossidlo-Straße 7. Dort wohnte auch Metes Tante Lischen, ihres Vaters jüngste Schwester. Sie hieß Frau Elise Weber geborene Fontane und wird im Adreßbuch von 1913/14 als "Stiftsdame" bezeichnet.³⁰ Beide Damen hatten es wohl für günstig gehalten, in dem schönen neuen Heim zu wohnen und gleichzeitig ihren Angehörigen nahe zu sein. Frau Weber ging nach dem Tod der Nichte nach Berlin zurück und lebte noch bis 1923. Fräulein Fritsch aber starb in Waren, wie Mete es schon vorausgesehen hatte. Das Sterberegister der Stadt nennt ihre Vornamen Theresa Josephine Franziska, als Todestag den 16. November 1907. Und zu unserem Erstaunen trägt es die Bemerkung "katholisch" - eine Seltenheit einst im ur-lutherischen Mecklenburg.³¹ Das also ist der Grund, weshalb die evangelischen Sterbebücher sie nicht enthielten, während doch das Beerdigungsbuch des Friedhofs ihre Bestattung am 21. November angab! Ihr Bruder, Karl Emil Otto Fritsch, ist einige Jahre später von dem evangelischen Pastor Starck beerdigt worden. Waren hatte übrigens zu der Zeit noch keine katholische Pfarre, ein Pfarrer aus Schwerin mußte nach Waren kommen, um die Bestattung nach katholischem Ritus vorzunehmen.

Es wäre interessant zu wissen, ob Martha Fontane jemals der Pädagogin Auguste Sprengel³² begegnet ist. Möglich wäre es gewesen. Die Gründerin und Leiterin der Höheren Mädchenschule war noch bis 1902 im Amt. Dann ging sie allerdings nach Berlin, um sich dort für die Frauenbildungsarbeit einzusetzen - die erste Frauenschule Deutschlands, 1904 in Berlin gegründet, ist ihr Werk. Sie kam aber immer wieder nach Waren zurück, wo sie zu Hause war und wo auch ihre Schwestern lebten. Auguste Sprengel erscheint mir als das Gegenbild zu Martha Fontane: sie hat es geschafft, sich eine fruchtbare Lebensarbeit aufzubauen. Heute heißt eine Schule nach ihr, und ihr Grab steht unter Denkmalschutz. Freilich hat auch sie es nicht leicht gehabt, als Frau ihren "Mann" zu stehen. Als Bürgermeister Schlaaff starb, der ihr immer den Rücken gestärkt



Thomas-Villa mit Fritsch-Anbau.

*Ganz rechts "Müritzhöhe", daneben der kleine Giebel der "Villa Zwick" von 1896
 Unten: die Familie (im weißen Anzug Prof. Dr. Fritsch, neben ihm Mete, der Herr mit
 Hut ist der Arzt)*

Die anderen Personen sind nicht mehr sicher zu benennen.

hatte, gab auch sie auf und verließ Waren. Die beiden "Kolleginnen" Mete und Auguste hätten gewiß reichlich Gesprächsstoff gehabt.

Wen konnten die Fritschs in Waren sonst noch treffen? Einer der Ärzte - Dr. Dulitz oder Dr. Waldau? - ist auf einem Gruppenbild festgehalten, das wohl anlässlich einer Familienfeier aufgenommen wurde. Unterhalb des Grundstücks, an der Müritzpromenade, hat sich die Familie postiert. Ein alter Herr - nach Frau Prieps Auskunft der Arzt - zieht seinen Hut vor der Dame des Hauses, ein Blumengebilde in der Hand. Am Warener Gymnasium unterrichtete damals Professor Wossidlo, der mecklenburgische Volkstumsforscher. Etwa gleichaltrig waren auch Musikdirektor Otto Köhler und der Pädagoge Dr. Michaelis, die ein reges Musikleben in Waren aufbauten. Sicher haben Fritschs mit Anteilnahme die Entwicklung des jungen Fotografen Paul Boldt verfolgt, der sich als Bariton und Chorleiter einen Namen machte und dem wir eine Serie wertvoller Fotos von dem Grundstück Villenstraße 1 bis 3 verdanken.

Frau Professor Fritsch

In Berlin war sie Mete Fontane gewesen. In Waren war sie Frau Professor Martha Fritsch. In diese Ehe hatte sie mit einem gewissen Selbstgefühl gehen können: Sie war nicht mehr das mittellose Mädchen von einst. Ihres Vaters Jugendfreund Friedrich Witte hatte ihr eine beträchtliche Summe - 12 000 Mark - vererbt, und nach des Vaters Tod war sie Mitbesitzerin seines Nachlasses. Auch hatte sie vermutlich Einfluß auf ihren Mann - wieso hätte er wohl sonst die Warener Tannen für seinen Sommersitz gewählt. Professor Dr. Ing. Karl Emil Otto Fritsch hatte als Sechzigjähriger, als er mit Martha nach Waren zog, sich schon aus der eigentlichen Berufsarbeit gelöst und nur noch einige beratende und fördernde Aufgaben in seiner Hand behalten. Noch 1907 schreibt Mete, sie werde in den nächsten Tagen ihren Mann nach Berlin begleiten, wo er "seine Vierteljahrssitzung" habe. In dem Brief nennt sie ihn K. E. O.¹³³ Sein 70. Geburtstag wurde, natürlich in Berlin, offiziell gefeiert. Die Technische Hochschule in Dresden überreichte ihm das Ehrendoktorat. Neben seiner Bedeutung als Architekt wurden vor allem seine Verdienste um das Fachblatt gewürdigt, das er 1866 gegründet hatte und noch immer leitete.³⁴ Daß er es schon vor dem Werden des Deutschen Reiches "Deutsche Bauzeitung" genannt und damit der politischen Entwicklung vorgegriffen hatte, wurde in der prunkenden Rhetorik jener Zeit gebührend hervorgehoben:

"Noch vor der politischen Umwälzung des Jahres 1870, einige Jahre bevor unsere deutschen Heere in stürmendem Siegeslauf das hochragende Brückenbauwerk über die Mainlinie entstehen ließen, nicht aus Eisen und Zement, sondern aus Eisen und Blut - Blut ist ein besserer Kitt als Zement -, noch einige Jahre vorher war für die deutschen Bauleute schon eine geistige Brücke geschlagen zwischen Süd und Nord, Ost und West, denn mit der Deutschen Bauzeitung war ein Banner errichtet, unter dem sich alle Fachgenossen einmütig scharen sollten als ein einzig Volk von Brüdern."

Für Mete, kritikfroh, politisch liberal denkend und an der klaren, natürlichen Sprache Theodor Fontanes geschult, mag diese geschraubte Lobeserhebung grauslich geklungen haben. Wo wir gerne detaillierte Auskünfte gehört hätten, gerade da wird der Bauzeitungsbericht spröde: Martha Fritsch wird nur in einem Halbsatz erwähnt: "Es brachten darauf Herr Eiseler ein Hoch aus auf die Technische Hochschule in Dresden, während Herr Stübben seinen Toast der Gemahlin des Jubilars widmete."^{34a}

Daß die Gemahlin an einem solchen Tag im Schatten blieb, ist aus dem zeitlichen Kontext verständlich. Aber zu Hause, in Waren, welche Rolle spielte sie da? Womit beschäftigt sich eine kluge, hochgebildete Frau, wenn sie im Haushalt durch viel Personal entlastet wird? Sie ist Theodor Fontanes Tochter - und ein reicher Nachlaß liegt zur Bearbeitung bereit. Mathilde Möhring ist noch ungedruckt, eine Fülle kleinerer Manuskripte liegt noch "im Kasten" - Skizzen, Entwürfe, angefangene und fast vollendete Novellen - und dann die Briefe! Sie sollen zuerst veröffentlicht werden, das ist Frau Emilies Wunsch.³⁵ Sie war schon bald nach dem Tod ihres Mannes darangegangen, seine Briefe zu sichten. Sie als Buch in die Hand zu nehmen, war ihr nicht mehr vergönnt. Sie starb 1902 - aber erst am 1. November 1904 konnte der Schwiegersohn Fritsch seinen Namen unter das Vorwort zum druckreifen Manuskript der Familienbriefe setzen.³⁶ Dazwischen lag eine Zeit mühevoller Arbeit. Familienmitglieder, später auch Freunde, mußten um Briefe gebeten werden, die sie von dem Dichter empfangen hatten und als Kostbarkeit hüteten. Die Briefe mußten entziffert und abgeschrieben werden, alles natürlich handschriftlich. Dabei hat auch Elise Weber geholfen, wie Reuter vermerkt.³⁷ Eine Auslese war zu treffen, man mußte überlegen und entscheiden, ob bestimmte Briefstellen zu tilgen oder zu ändern seien. Wo mußte, wo durfte man auslassen, wo raffen? An dieser Arbeit war die gesamte Nachlaßkommission beteiligt, Mete jedoch war federführend. "Zur Lösung dieser Aufgaben", so schreibt Dr. Fritsch in seinem Vorwort, "war niemand mehr berufen als die Tochter Fontanes. Nicht nur, weil diese durch ein langes Zusammenleben mit ihren Eltern mit allen Beziehungen der Familie auf das genaueste vertraut war, sondern vor allem, weil sie infolge der innigen geistigen Gemeinschaft, die sie mit ihrem Vater verband, das sicherste Urteil darüber fällen konnte, ob die Veröffentlichung eines Briefes oder einer Briefstelle seine Billigung gefunden hätte."³⁸ So sei ihre weitgehende und unausgesetzte Mitwirkung nicht zu entbehren gewesen. In allen zweifelhaften Fragen habe sie Auskunft gegeben und die Entscheidung getroffen. Als Mete später an den Freundesbriefen, die Paul Schlenther herausgibt, ebenso mitarbeitet, läßt sie die Freundin Paula Schlenther einen Blick in ihr Herz tun: "Ich möchte dabei aus meiner Haut fahren können, um über die gewünschte Objektivität zu verfügen. So kritisch ich manchen Arbeiten von Papa gegenüberstehe - in Briefe von ihm bin ich stets verliebt, auch in die nichtssagendsten."³⁹ Daß ein Literaturhistoriker und Fontaneforscher unserer Tage, Hans-Heinrich Reuter, die Familie für ihr Vorgehen scharf verurteilt, erscheint hart. Vom wissenschaftlichen Blick her hat er recht. Durch Zensur und Verstümmelung sind die Briefe - so wie sie in der Erstausgabe der Nachwelt vorgestellt wurden - tatsächlich "wissenschaftlich wertlos".⁴⁰ Aber konnte die Familie damals anders handeln? Es lebten ja noch die Menschen, deren Namen in den Briefen genannt wurden! Eine philologisch exakte Ausgabe ist erst etwa sechzig Jahre später erschienen.⁴¹ Sie stützt sich vor allem auf Abschriften und Originale, die das Fontane-Archiv aufbewahrt.⁴²

Dr. Fritsch hatte den Stoff so angeordnet, daß jeweils die Briefe zweier oder dreier Jahre einen Abschnitt bildeten. Jedem Abschnitt voraus ging eine kurze Vorschau von 10 bis 20 Zeilen, die über die Lebensumstände und das literarische Schaffen dieses Zeitraums Auskunft gaben. Auch dies war eine Arbeit, die nur Mete leisten konnte - es gab ja noch keine Fontanebiographie, wie man sie heute befragen kann. Da wundert man sich, daß allein K. E. O. Fritsch als Herausgeber zeichnet, daß Marthas Name im Titel überhaupt nicht erscheint. Es

wundert einen um so mehr, als der Dichter in seinem Letzten Willen gerade die Tochter in die kleine Nachlaßkommission berufen hatte, die über das Schicksal seiner ungedruckten Sachen mitentscheiden sollte.⁴³ Er bescheinigt ja Mete an anderer Stelle ein ganz entschiedenes schriftstellerisches Talent, scharfe Beobachtungsgabe und natürlichen Ausdruck.⁴⁴ Ist es die Tragik dieser Zeit, die verlangte, daß die Frau im Schatten des Mannes zu stehen habe? Auch Dorothea Schlegel hat ja Eigenes in die Shakespeare-Übersetzung eingebracht - und doch ihrem Mann den ganzen Nachruhm überlassen. Oder war es so, daß Mete Fontane kein Interesse an Frauenemanzipation hatte? Fritsch gibt einen anderen Grund an. Im Vorwort zu den Familienbriefen schreibt er: "Leider stand ihrer Einwilligung, die Herausgabe... auf alleinige Verantwortung zu übernehmen, ein Hindernis entgegen, das ihr unüberwindlich erschien: ihre Person spielt in diesen Briefen eine zu große Rolle..., als daß sie es über sich gewinnen konnte, sie vor der Öffentlichkeit zu vertreten."⁴⁵ Vielleicht war es so, denn an anderer Stelle, da, wo ihre eigene Person keine Rolle spielte, hat sie sich nicht gescheut, mit ihrem vollen Namen vor die Öffentlichkeit zu treten. Es ist das Büchlein "Von Toulouse nach Beeskow - Erinnerungen ihres Urgroßvaters" - das sie noch vor dem Erscheinen der Familienbriefe herausgab.⁴⁶ Schon sehr bald nach dem Tod der Mutter hatte Mete sich bei Paul Schlenther entschuldigt, daß sie ihm bei der Edition der Gesamtausgabe nicht genug Zuarbeit leisten könne. Neben ihrem schlechten Gesundheitszustand sei es noch mehr die "Rücksicht auf Mama". Sie empfände die Pflicht, den "Lieblingwunsch" der Mutter mit besonderem Eifer zu erfüllen.⁴⁷ Welches war der Lieblingwunsch Frau Emilies gewesen? Geht man richtig in der Annahme, daß sie ihre eigene Familiengeschichte gedruckt zu sehen wünschte? Emilie Fontane war eine geborene Rouanet, hatte also ebenso wie ihr Mann einen französischen Namen, und ihre Familie stammte wie die seine aus Südfrankreich. Ihr Großvater Jean Pierre Barthélemy Rouanet war in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts von Toulouse aufgebrochen und hatte in Beeskow in der Mark Brandenburg eine neue Heimat gefunden. Seine handschriftlichen Erinnerungen waren in Emilies Besitz. Das Manuskript ihres Urgroßvaters druckfertig zu machen und im Verlag ihres Bruders Friedrich Fontane zu veröffentlichen, wurde Metes Aufgabe.

Es ist alles vorbei

Fünfzehn Jahre hat Mete Fontane als Frau Professor Fritsch in Waren gewohnt. Sie hat miterlebt, wie die Villenstraße eine richtige Straße wurde, wie zwischen der früheren Villa Zwick und Villa Meta die große Pension "Müritzhöhe" entstand, mit Gastwirtschaft und Tennisplatz, wie auch die Waldseite der Straße mit Villen bebaut wurde.⁴⁸ Dort wohnte nun der Sohn des Bildhauers Thomas, Paul Thomas, Landschaftsmaler, der ehemaligen Villa seines Vaters gegenüber. Mete erlebte, daß Waren Fremdenverkehrsort wurde, die Tannen der bevorzugte Platz für Gästehäuser und Pensionen. Die Villenstraße, mit Chausseesplitt befestigt, bekam Gas-Straßenlaternen, auch in den Häusern ging die Zeit der Petroleumlampen zu Ende, es gab Wasser und Telefon.⁴⁹ So mag alles ein wenig leichter geworden sein. Für Mete aber nicht. Ehe und Reichtum haben es nicht vermocht, ihre psychosomatischen Beschwerden zu heilen. Was in den Briefen des Vaters über Jahre hinweg immer wieder genannt worden war: Milz, Galle und Leber, Erbrechen, Schlaflosigkeit und Migräne, Angstzustände, gastrische Verstimmungen, "Nervenpleite" - das hat sie wohl bis zuletzt ertragen müssen.

Den Freunden Paul und Paula Schlenther, die inzwischen nach Wien gezogen waren, vertraut sie sich an.⁵⁰ In den ersten Jahren klagt sie nur allgemein über "schlechten Gesundheitszustand", über das "moderne Tempo", das von ihr gefordert werde und das ihr sehr quälend sei. Schmerzlich sind ihr auch die Unverträglichkeiten, die unter ihren Brüdern gängig sind: "Unser Theo ist chronisch unzufrieden mit uns, weil wir seine Ungerechtigkeiten und Gehässigkeiten gegen Friedel nicht i m m e r übergehen... Wo unser Senior weilt, wissen wir überhaupt nicht - jedenfalls auf einem anderen Stern." Und Metes Ehe? Acht Jahre vor ihrer Heirat hatte sie - einem Brief Fontanes an Friedlaender vom 2.12.1892 zufolge - recht skeptisch geurteilt, sie würde "jede Ehe, die sich nicht in Furchtbarkeiten ergeht, eine glückliche Ehe" nennen. In diesem Sinne wird ihr Zusammenleben mit Fritsch "eine glückliche Ehe" gewesen sein. Aber - hat der zwanzig Jahre ältere Architekturprofessor, zum dritten Mal verheiratet, die Sehnsüchte seiner kritisch klugen, sensiblen Partnerin überhaupt erfassen können? Mete klagt: "Hätte man nicht Natur und Kunst und ein gutes Bett, so wäre die Herzenseinsamkeit, in der man lebt, einfach grauslich." Denkt so eine wirklich glücklich verheiratete Frau? Nach des Vaters Tod, nach Paul Schlenthers Fortzug, mußte wohl ihr Herz einsam bleiben. Gelegentlich denken sie daran, den Warener Besitz zu verkaufen, da die Erben ja doch kein Interesse daran haben. "Teuer ist es auch mächtig." Ein bißchen sehnsüchtig erinnert Mete sich an ihre "kleine Koje in 134 c, in der es meistens hübscher war und die ganze 'Flucht' nur 860 Mark kostete... Wir verwohnen an die 12 000 Mark, was nicht richtig ist." Aber zurück nach Berlin? Nein! Die Winterwohnung im Berliner Stadtkern haben sie schon seit einigen Jahren aufgegeben und mit einer Grunewaldwohnung vertauscht, die im Sommer "eingemottet" wird. Die ist kalt, und Mete fürchtet sich vor dem Winter dort. Im Grunewald wird der Brief geschrieben, der nun auch das Altern des sonst so frischen älteren Ehemannes beklagt. Es ist im Winter 1913, anderthalb Jahre vor Fritschs Tod, als sie den Freunden berichtet: "Bei uns sieht es zudem so aus, daß wir am besten allein in Geduld die Tage hinnehmen. Ich selbst bin seit nahezu zwei Jahren ohne jede Abwechslung vom Wechsel gepeinigt und meinen Mann werden Sie traurig verändert finden: Gicht und Niere haben seine schöne Rüstigkeit gebrochen, und wir kommen aus der Krückenatmosphäre nicht mehr heraus; fast ständig haben wir eine Schwester im Haus (sonst litt ich doch mehr unter Brüdern) und mein Verhältnis zur Apotheke ist fast inniger als das meiner Vorfahren."^{50a} Man sieht, ihren Esprit hat Mete trotz allem noch nicht verloren, aber der Humor ist bitter.

Im Sommer 1915 stirbt Metes Mann. Im Bestattungsbuch der Friedhofsverwaltung steht: "Professor Fritsch - 4. September 1915 - ein Platz - Berlin."⁵¹ Fritsch ist also während eines Berlin-Aufenthaltes gestorben, wurde nach Waren überführt und hier begraben. Es wurde nur e i n Platz gekauft, für Mete 1917 wieder ein einzelner daneben. Darüber wundert man sich, Eheleute pflegen ein Doppelgrab zu kaufen. Vielleicht ist es so gewesen, daß Fritsch neben seine 1907 beerdigte Schwester gebettet wurde. Mete, so viel jünger als er, gab sich wohl noch Zeit. Das Kirchenbuch von St. Marien bestätigt: "Karl Emil Otto Fritsch - Prof. Dr. ing. - Wohnung in Berlin und hier - am 29. Januar 1838 geboren - gestorben am 31. August 1915 in Berlin - im Alter von 77 Jahren, 7 Monaten, 17 Tagen - an Herzschwäche - am 4. September 1915 begraben in Waren - von Pastor Starck."⁵² Aber das Wundern hört noch nicht auf. Durch Nachfrage bei Friedhofsgärtner Koth erfährt man: Ja, das Grab sei noch da, aber wo, wisse er



Martha (Mete) Fontane, verh. Fritsch
(21. 3. 1860 - 10. 1. 1917)

nicht. Der neunzigjährige Richard Müller habe ihm die Stelle zeigen wollen - der sei ja nun gestorben. Nein - Reihe für Reihe nach einer Inschrift zu suchen, sei zwecklos: sie hatten nie einen Stein! - "So arm waren sie also?" vermutet eine alte Warenerin. Nein, sie waren ja reich! Sie müssen einen anderen Grund gehabt haben. Welchen? Es kann wohl nur an ihrer Einstellung zu Leben und Tod gelegen haben. Und dann ist da doch jemand, der die Stelle kennt: Hilde Priep, die Tochter des früheren Friedhofsgärtners, sie führt mich hin. Die Grabstelle ist eingeebnet! Die Liegezeit ist verstrichen, unter Denkmalsschutz stand sie nicht, kein Hinweis zeigte, wer hier ruht. Und dieser frühe Teil des Friedhofs soll sowieso eingehen. Eine Lebensbaumhecke habe früher die Doppelgrabstelle umgeben, Efeu habe die Hügel bedeckt. Zum Glück steht noch die Edelkiefer - Pinus ponderosa -, die ihr Vater in den fünfziger Jahren pflanzte, um die Grabstelle zu schützen: "Dann kann sie wenigstens nicht wieder belegt werden!" Die Frage bewegt uns: Warum hatten sie kein Grabmal? Wir bleiben an diesem und jenem alten Grab stehen, kommen schließlich zu der pompösen Anlage des Senators Langfeld. Frau Priep weiß noch aus den Erzählungen ihrer Eltern: Es war ein aufwendiges Unternehmen, als 1910 dies Monument aufgerichtet wurde. Schwedischer Granit, schwarz, schwer! Riesige Platten mußten tief im Erdboden verankert werden, schwere Technik von auswärts kam auf dem Friedhof zum Einsatz.⁵³ Kommen wir der Lösung nahe? Fritschs müssen das miterlebt haben, wenn sie das Grab der Schwester besuchten. "Bloß nicht so einen Aufwand für mich!" mag er abwehrend gesagt haben. "Nicht so etwas Protziges! Ganz klein! Ganz schlicht! Am liebsten - gar nichts!" Emil Fritsch und Mete Fontane waren wohl beide Menschen, die frei waren von Konventionen, die bereit waren, Leutegerede zu überhören, eigene ungewohnte Wege zu gehen.

Nun ist Mete allein, Witwe. Die ungeliebte Grunewaldwohnung gibt sie auf, wohnt fortan ausschließlich in Waren. "Dunkel und leer" wird es um sie. Es stirbt der Berliner Arzt Dr. Salomon, der schon zu Zeiten der Eltern die Familie betreut hatte. Im gleichen Jahr 1916 verliert sie auch den Freund Paul Schlenther, der ihrem Herzen besonders nahestand. An Paula schreibt sie: "Sie wissen am besten selbst, wie ich mit Ihnen um Ihren lieben Mann trauere, dessen Bild und Wort mit den Höhen meines eigenen Lebens so eng verknüpft sind; trotz der langen Trennungen steht fast jede Begegnung vor meinen Augen, und besonders dankbar gedenke ich der Stunden, wo Sie beide den Lebensabend meiner Eltern mit Glanz und Schimmer umgaben. Durch unvergeßliche Zeiten für immer verbunden, Ihre alte Martha Fritsch."⁵⁴

Acht Monate hat Mete noch zu leben. Den Frühlingsanfang 1917, ihren 57. Geburtstag, wird sie nicht mehr feiern. Am Tiefpunkt des Jahres, im Januar, ist ihr Ende erreicht. "Es ist alles vorbei." Das war ihr Lieblingsmotto, als sie sechzehn war; der Ring schließt sich. Jener Fragebogen⁵⁵ hatte auch nach der "Idee vom Glück" gefragt. Der natürliche Wunsch eines sechzehnjährigen Mädchens - Frau und Mutter - war nicht in Erfüllung gegangen. Die Dreißigjährige hatte sich für "freudige Pflichterfüllung" entschieden. Was hatte ihr Vater vom "Glück" gehalten? "Gott, was ist Glück? Eine Grießsuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen - das ist schon viel!" Nun, die Grießsuppe, wenn auch kriegsbedingt dünn, war wohl vorhanden, die Schlafstelle sicher gut, aber Schmerzen - die waren wohl selten abwesend. Eine andere Formulierung des Dichters lautete: "Das Glück besteht darin, daß man d a steht, wo man seiner Natur nach hingehört."⁵⁶ Hatte Mete Fontane im Leben diesen Platz gefunden?

Am Ziel

Im Sterberegister von St. Marien ist auf Seite 280 unter Nr. 4 eingetragen:

“Todesdatum: 1917 Januar 10. - Beerdigung: Januar 13. - Fritsch, Martha Elisabeth geborene Fontane, Witwe des Professors Dr. ing. Emil Fritsch - hier - geboren: 21. März 1860 in Berlin - Alter: 56 Jahre, 9 Monate, 20 Tage - Ursache des Todes: Nervenleiden. Vater: Schriftsteller Theodor Fontane in Berlin. Mutter: Emilie geborene Rouanet.”⁵⁷

Es war damals Sitte, die Trauerandacht im Sterbehaus zu halten. Präpositus Starck von St. Marien wird Mete diesen letzten Dienst getan haben. Dann wurde der Sarg geschlossen und in den Leichenwagen - baldachinartig offen, mit Säulen und Dach - geschoben, Kränze darauf. Schwarzverhängte Pferde zogen den Wagen, verschleierte Damen, Herren mit Zylinderhüten bildeten das Gefolge. Die alten Damen, etwa Frau Weber, werden in einer Droschke gefahren sein. Eine halbe Stunde ging der Zug aus den verschneiten Tannen auf der Landenge zwischen Feißneck und Müritz der Stadt zu. Begegnende pflegten stehen zu bleiben, zogen den Hut, ließen den Trauerzug ehrfürchtig vorüber. Auf dem Friedhof oberhalb des Tiefwareensees dann das offene Grab. Asche zu Asche, Erde zu Erde, Staub zu Staube - bis auf den Tag der Auferstehung. Hatte nicht Mete geschrieben: “Erst vorm Richterstuhl der Ewigkeit wird alles in Ordnung kommen?”⁵⁸

Die beiden Warener Zeitungen haben gewiß zum Tode ihrer prominenten Einwohnerin etwas zu sagen gehabt; leider ist kein Exemplar aus jenen Tagen mehr aufzutreiben. Zwei Schweriner Blätter räumen der Nachricht je eine Spalte ein. Außer dem “Nachruf” in den Mecklenburger Nachrichten, den Rosen abdruckt und auf den wir noch zurückkommen werden, bringt die Mecklenburgische Zeitung eine Notiz. Sie steht inmitten der Kriegsmeldungen von den italieni-



Grabstelle Fritsch-Fontane auf dem Warener Friedhof.

schen, rumänischen und mazedonischen Fronten und direkt unter einer Anordnung, daß im Januar die Bezugscheine für Griefß ungültig seien. Es heißt da in Nummer 23:

“Waren, 13. Januar. Heute nachmittag hat auf dem hiesigen Friedhof die Beerdigung der im Alter von 57 Jahren hier verstorbenen einzigen Tochter Theodor Fontanes, des Dichters der Mark, der verwitweten Frau Professor Martha Fritsch, stattgefunden. Jeder Leser der Familienbriefe des Dichters weiß, wie nahe die Heimgegangene seinem Herzen gestanden hat und wie er nicht bloß Familienangelegenheiten, sondern häufig auch künstlerische und literarische Fragen eingehend mit ihr zu erörtern pflegte. In der 'Perle des Müritzsees', wie der Dichter Fontane unsere Stadt in seinen Werken bezeichnete, in der er selbst und auch die nunmehr Verstorbene so gern auf ihrem herrlichen Besitz am waldumrauschten Strande der Müritz verweilte, hat die Verblichene nunmehr an der Seite ihres Gatten, des im Spätsommer 1915 verschiedenen Berliner Architekten Professor Fritsch, ihre letzte Ruhestätte gefunden.”⁵⁹

Eine Woche später bringen die Mecklenburger Nachrichten in ihrer Wochenendbeilage einen großangelegten Nachruf unter der Überschrift “Martha Fritsch-Fontane”. Er steht auf den Seiten 16 und 17 unter einem sentimentalen Kaiser-Wilhelm-Kriegsgedicht. Sentimental gab man sich wohl gern in jener Zeit, entsprechend ist denn auch der Aufsatz von E. H. Dietzsch, einem Fontaneverehrer, geraten. Der Verfasser gedenkt der Gräber, die Theodor Fontanes Herzen teuer waren. Er beginnt:

“Nun ist auch sie von uns gegangen, des alten Fontane Lieblingskind. Still ist sie fortgegangen, so still und einsam, so bescheiden und demütig, wie sie durchs Leben schritt, weil eine Welt in ihr war, die fernab des Treibens und Getriebes des Werkeltages andere Wege suchte.”

Später heißt es dann: “Nun öffnet sich wieder in schneebedecktem Land ein stilles einsames Grab... Fernab seines Grabes legen sie sein Kind, sein Lieblingskind, zur ewigen Ruhe...” Zum Schluß zitiert Dietzsch aus einem Gedicht Theodor Fontanes Verse, in denen der Vater des frühverstorbenen Sohnes George gedenkt und die wohl auch für Mete gelten könnten:

*Das Leben, war dir's wenig, war dir's viel?
Ich weiß das Eine nur, du bist am Ziel.*⁶⁰

Kontroverse um Metes Tod - ihr schwerer Kampf mit dem Leben

Martha Fritsch starb und wurde begraben. Danach war es fünfzig Jahre still um die Fontanetochter. Dann wurde die Frage aufgeworfen: War es wirklich ein natürlicher Tod oder starb sie durch einen Unglücksfall? War es ein Freitod in tiefster Verzweiflung?

Hans-Heinrich Reuter hatte noch 1959, als er die Briefe des Dichters “Von Dreißig bis Achtzig” herausgab, ganz kurz über Fontanes Tochter berichtet: “Nach ihrer Verheiratung zog Mete Fontane später nach Waren; sie liegt dort begraben.”⁶¹ In seiner Fontanebiographie (1968) steht dann plötzlich der Satz: “Als gemütskranke Frau schied sie freiwillig aus dem Leben.”⁶² Wie kam Reuter zu dieser Aussage? Fünfzig Jahre nach ihrem Tod! Woher hatte er sein Wissen? Er

gibt keine Quelle an, nicht im Text, nicht in den Anmerkungen. Fragen können wir ihn nicht mehr, er starb 1978.

Im Jahr 1974 kam das Buch heraus, das zum ersten Mal der Persönlichkeit Martha Fontanes selber galt, sie nicht nur als Tochter des berühmten Vaters nebenbei erwähnte. Edgar R. Rosen, Professor an der Braunschweiger Technischen Universität, hatte Briefe entdeckt, die Mete Fontane an ihre Eltern geschrieben hatte, als sie ein junges Mädchen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren war. Er veröffentlichte die Briefe erstmals und benutzte diese Gelegenheit, in der Einleitung Metes Leben nachzuzeichnen. Er rekonstruierte es hauptsächlich aus den Briefen Theodor Fontanes, die dieser an seine Frau, an die Söhne, an vertraute Freunde und an die Tochter selbst geschrieben hatte. Endlich trat sie aus dem Schatten ihres Vaters heraus, wurde ein Mensch mit eigenem Schicksal und Charakter, eigenen Wünschen, Traurigkeiten und Hoffnungen. Diese umfangreiche "Einleitung" wurde die erste Mete-Fontane-Biographie.⁶³ Über die Zeit nach des Vaters Tod, die Jahre der Ehe mit Karl Emil Otto Fritsch bringt Rosen nur eine halbe Seite und schließt so: "Auch die gemeinsamen Jahre in Waren neigten sich bald nach dem Beginn des ersten Weltkrieges ihrem Ende zu. Fritsch starb 1915, Mete anderthalb Jahre später, am 10. Januar 1917. Die Umwelt hatte in jenen Tagen bedrängendere Sorgen als das Gedenken an eine einsam gewordene Frau, auch wenn sie den Namen Fritsch-Fontane trug."⁶⁴ Danach druckt Rosen zwei Nachrufe ab, die Berliner und Mecklenburger Zeitungen gebracht hatten.

In einem dieser Nachrufe, dem der Mecklenburger Nachrichten, war von einem "sanften Tod" die Rede.⁶⁵ Das rief den Widerspruch der Rezensenten auf den Plan. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bringt Sibylle Wirsing eine ausführliche Buchbesprechung. Im letzten Absatz schreibt sie: "Martha Fontane, später Martha Fritsch, ist trotz ihrer Leiden 57 Jahre geworden. Aber sie ist nicht, wie im Vorwort des Herausgebers ihrer Briefe steht, 'eines sanften Todes' gestorben, sondern sie hat sich das Leben genommen. Das war... zu einer Zeit, als ihre melancholische oder depressive Anlage... wahrscheinlich längst zu einer schweren, umnachtenden Krankheit geworden war."⁶⁶

Woher nimmt Sibylle Wirsing dieses Wissen? Sie sagt es nicht. Sie wird es wohl von Hans-Heinrich Reuter übernommen haben. Da sie sich aber mißverständlich ausgedrückt hat - der Leser mußte den Eindruck gewinnen, daß die Worte "eines sanften Todes" von Rosen stammten, anstatt aus dem zitierten Nachruf -, bringt Edgar R. Rosen zehn Tage später in derselben Zeitung eine Richtigstellung: "Ich selbst hatte (weil ich wußte, wie sehr der Familie noch heute daran liegt, hier die Intimsphäre zu schützen) absichtlich nur geschrieben, daß Martha Fontane am 10. Januar 1917 starb." Noch ein zweiter Grund für seine Zurückhaltung ist ihm wichtig: "Ein weiterer Punkt ist aber der, daß die Tatsache des angeblichen Freitodes in Wahrheit völlig unsicher ist, und als Historiker, der ich von Hause aus bin, ist man naturgemäß unter solchen Umständen ganz besonders vorsichtig." Der Hinweis auf einen Selbstmord komme ja in jüngerer Zeit von Reuter, der da wohl weniger Hemmungen gehabt habe.⁶⁷

Rosen zitiert dann Gertrud Schachts Unfallthese. Dieses erste Patenkind Metes, Enkelin von Friedrich Witte, Tochter von Metes Freundin Lise Mengel geborene Witte, hatte in "Tante Mete" immer "die geistvollste und klügste Frau" gesehen, "die ihr im Leben begegnet war."⁶⁸ Der Gedanke, die Patentante könne Hand an

sich gelegt haben, mag ihr unerträglich, ja unglaublich gewesen sein. Rosen berichtet von einem Gespräch, das Gertrud Schacht mit Joachim Schobeß, dem damaligen Leiter des Fontane-Archivs, geführt hatte. Sie habe Schobeß gegenüber "vor einer Reihe von Jahren kategorisch erklärt, daß es sich niemals um einen Selbstmord gehandelt habe. Mete, von sehr starkem Herzasthma gepeinigt, sei, nach Luft ringend, auf den Balkon der Villa in Waren gegangen, der anscheinend eine sehr niedrige Brüstung hatte, habe sich zu weit über das Gelände gebeugt, dabei das Gleichgewicht verloren und so infolgedessen in die Tiefe gestürzt."

Diese Kontroverse in der FAZ läßt Hans-Heinrich Reuter nicht ruhen. Er schreibt seinerseits eine Rezension der Mete-Briefausgabe und geht dabei auf Rosens Leserbrief ein. Er folgert aus Rosens Argumentation: Erstens - Rosen hat gewußt, daß es Selbstmord war; zweitens - er hat es verschwiegen, nein: unterschlagen; drittens - die Rechtfertigungsversuche mit Intimsphäre und Historikerverantwortung sind unhaltbar, er ironisiert sie durch Anführungszeichen. Seine eigene Überzeugung ist: "Martha Fontane zerschmetterte sich am 10. Januar 1917 in Waren an der Müritz durch einen Sturz vom Balkon. Nach allem, was wir heute noch wissen können, lag Selbstmord vor..."⁶⁹

Spätere Autoren beziehen sich auf Reuter und Rosen. So formulieren Anita Golz und Gotthard Erler in den Fontane-Blättern 1982 vorsichtig: "Man nimmt an, daß sie Selbstmord beging."⁷⁰ Im gleichen Sinne schreibt Marianne Goch in der Insel-Anthologie "Töchter berühmter Männer". Nachdem sie Rosens Verdienst als Mete-Biograph gewürdigt hat, zitiert sie den "sanften Tod" der Mecklenburger Nachrichten und setzt den Satz dagegen: "Rosen wußte es besser." Nachdem sie Reuters "Korrektur" wörtlich gebracht hat, gibt sie jedoch zu: "Aber ihr Ende? Darüber können wir nur spekulieren." Und sie fragt: "Wurden die Depressionen, die sie ihr ganzes Erdenleben hindurch gequält hatten, zu stark? Oder war der selbstgewählte Tod ein 'Bilanzselbstmord', ein bewußtes Abschließen?"⁷¹ Der Leiter des Potsdamer Fontane-Archivs stellt dazu fest, "daß es eindeutige Beweise für oder gegen Metes Freitod bis jetzt nicht gibt".⁷²

Vorerst soll ein Inserat in der Lokalpresse weiterhelfen: "Welcher alte Warener weiß noch etwas über Martha Fritsch-Fontanes Jahre in Waren?"

Das Telefon läutet: "Meine Frau ist ein Patenkind von Martha Fontane!"

Ich besuche Metes Patenkind. Es ist Frau Marlies Boye geborene Reiche, die Gärtnerstochter. Frau Boye ist verlegen: "Viel kann ich Ihnen aber auch nicht sagen, ich war ja noch so klein! Ich bin 1914 getauft! Eigene Erinnerungen an meine Patentante habe ich gar nicht. Ich war ja erst zwei Jahre alt, als sie starb. Sie hat sich ja aus dem Fenster gestürzt." - Da ist es nun gesagt, von einer, die fast Zeitzeugin war! Sie wisse das von ihrer Mutter, der Vater sei ja im Krieg gewesen. - Nein, einzelnes habe die Mutter nicht erzählt, auch nicht, welches Fenster es war. - Balkon? Das wisse sie nicht. - Warum sie es getan habe? Die Mutter habe immer nur gut von ihr gesprochen; sie sei wohl schwermütig gewesen. Frau Boye erzählt dann noch von dem weitläufigen Spielgelände ihrer Kind-

* Vgl. Anm. 67

heit - Reiches wohnten auch nach Metes Tod weiter auf dem Grundstück -, sie sucht ein Foto heraus: die Eltern mit dem Kindchen auf dem Arm in dem großen Gewächshaus.

So ist nun das Rätsel scheinbar gelöst, das Geheimnis gelüftet? Frau Prip hat es nicht gewußt. Die Familie hat fest geschwiegen.

Prof. Rosen gibt mir nach dem Lesen meines Manuskriptes Kenntnis von einem Brief, den er nach dem Erscheinen seines Mete-Buches von einer Fontane-Nachfahrin erhalten hatte. Dieser Brief bestätigt die Aussagen von Frau Boye. Frau von Forster - inzwischen leider verstorben - schreibt, die Familie habe Beweise für Metes Freitod gehabt.⁷³ Doch welcher Art diese Beweise waren, hat sie nicht preisgegeben.

Das Theodor-Fontane-Archiv stellt mir ein Dokument zur Verfügung, das vermutlich noch unveröffentlicht ist; die Todesanzeige aus der Vossischen Zeitung:

“Am Mittoch, dem 10. Januar, verschied sanft nach langem Leiden unsere einzige Schwester, Frau

Professor Martha Fritsch

geb. Fontane

im 57. Lebensjahre.

Im Namen der Hinterbliebenen

Theodor Fontane, Wirkl. Geheimer Kriegsrat

Friedrich Fontane, Verlagsbuchhändler

Die Beerdigung findet am Sonnabend, dem 13. Januar,

nachmittags 1/2 4 Uhr auf dem Friedhof i. Waren

i. Meckl. statt.”⁷⁴

Die Brüder also, das erfährt man jetzt, sind offensichtlich verantwortlich für das Wort vom “sanften” Sterben. Der Verfasser des Nachrufs hat es nicht erfunden, er verdient keine Ironie, da er die Formulierung von Theo und Friedel übernommen hatte.

Dem Pastor gab man “Nervenleiden” als Todesursache an. Hätte Pastor Starck sagen sollen: Nervenleiden ist keine Krankheit, die zum Tode führen muß? Er trug ins Kirchenbuch ein, was die Hinterbliebenen angaben. Entsprechend mußte die Anzeige in der Zeitung ausfallen. Welche Überlegungen der Brüder jedoch für die Formulierung ausschlaggebend waren, kann heute nicht mehr nachvollzogen werden. Frau von Forster, eine Enkelin von Theodor Fontane jun., beruft sich in ihrem Brief an Rosen auf die Meinung ihres Mannes, eines Arztes. Danach habe Mete an einer Schilddrüsenerkrankung gelitten, die bei den beschränkten medizinischen Mitteln ihrer Zeit nicht behandelt, ja nicht einmal eindeutig erkannt werden konnte.⁷⁵ Unter der gleichen Krankheit habe auch Frau von Forsters Großvater gelitten. In der Befürchtung, Theo könne dem Beispiel seiner Schwester folgen, habe man ihm den wahren Hergang ihres Todes verschwiegen.“ Es ist anzunehmen, daß Theos jüngerer Bruder, von Berlin aus schneller am Sterbeort als Theo, der aus Münster kam, die Wahrheit wußte. Friedel hat die letzten Jahre seiner Mutter beschrieben, er hat erzählt, wie sein Vater starb,

* Vgl. Anm. 57 / ** Vgl. Anm. 73

vielleicht hat er auch das Ende seiner Schwester schriftlich festgehalten, aber dafür gibt es bis heute keinen Beweis.*

Die engsten Freunde, die Mete wirklich kannten, mögen geahnt haben, was unausgesprochen blieb.

Der Verfasser des Nachrufs für die Mecklenburgischen Nachrichten hat vermutlich der Tochter Fontanes sehr nahegestanden:

“Leider war es ihr nicht vergönnt, die ihr innewohnenden Gaben schöpferisch zu verwerten. In großen Augenblicken groß und die körperlichen Schwächen durch geistige Kraft niederzwingend, war sie für das ermüdende Gleichmaß der Tage nicht geschaffen. Eine treue und opferwillige Genossin und Pflegerin erst des Vaters, später des Gatten, sah sie nach deren Hinscheiden ihren Pflichtenkreis geschlossen.”**

Justizrat Paul Meyer gehörte nach Theodor Fontanes Willen als Dritter der Nachlaßkommission an und war als Jurist sein Testamentsvollstrecker. Er, der etwa gleichaltrig mit Mete war und sie von Jugend auf kannte, hat später seine Erinnerungen an den Dichter aufgeschrieben und in dem Kapitel “Seine Frauen” ein Porträt der Tochter gegeben:

“Martha Fontane ist eine der interessantesten Frauen, die mir im Leben begegnet sind. Keine Schönheit, aber von guter Figur, mit lebendigen, geistvollen Augen und von großer körperlicher und geistiger Beweglichkeit, und zwar diese in einem Maße vereinigt, daß die Anregung, die von ihr ausging, immer wohltuend und reizvoll war. In der Unterhaltung sowie in ihren Briefen war sie die echte Tochter des Vaters, dessen Liebe sie in besonderem Maße besaß, da er in ihr so viel aus “Eigenem” wiedererblickte. Dabei hatte sie ein weiches Gemüt und die weibliche Fähigkeit, sich anderen, auch geistig erheblich unter ihr Stehenden, zu fügen. Das bewies sie erfolgreich in Stellungen, die sie übernahm... Leider verflossen die letzten Lebensjahre dieser bedeutenden, liebenswürdigen Frau trübe. Ihre sensiblen Nerven, ein Erbteil von beiden Eltern, machten sich allzu sehr bemerkbar. Sie verlor allmählich ihr Letztes und Bestes: die Lebensfreudigkeit und zog sich völlig zurück. Zu ihrem Glück dauerten ihre Leiden nach dem Tode ihres Mannes nicht mehr lange. An einem sonnigen Wintertage gaben wir ihr das letzte Geleit zum Friedhof in Waren in Mecklenburg, wo sie die letzten Lebensjahre auf ihrem schönen Landsitz verbracht hatte.”**6

Wenige Tage nach Metes Tod schrieb ihr Bruder Theo an die Freundin Paula Schlenther - dabei Vater, Brüder und Schwester und ihrer aller Schicksal in einem Blick zusammenschauend: “Oft denke ich seiner, (des Vaters, die Verf.) wie ich oft meiner Schwester gedenken werde, die nicht mehr wie ihre ähnlich belasteten Brüder den schweren Kampf mit dem Leben zu führen braucht.”**7

* Vgl. Anm. 72 / ** Vgl. Anm. 65

Anmerkungen

- 1 Edgar R. Rosen (Hrsg.): Mete Fontane. Briefe an die Eltern 1880-1882. - Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Propyläen Verlag 1974. Zitiert nach "Rosen", 1975.²
- 2 Ebd., S. 20 und 74f..
- 3 Marianne Goch: Mete Fontane. In: Töchter berühmter Männer. Hrsg. Luise F. Puch. - Frankfurt a. M.: Insel taschenbuch 979 (1988) S. 406. Zitiert nach "Goch".
- 4 Es gibt auch heute wieder eine "Villa Meta", diese liegt aber in einem späteren Bauabschnitt der Straße.
- 5 Theodor Fontane: Briefe aus Waren vom August/September 1896. Die Fontanebriefe zitiere ich, da sie mir nur in verschiedenen kleineren Ausgaben zugänglich wurden, grundsätzlich nur mit dem Absenderdatum. (Hier: an Stephany vom 28.8.1896)
- 6 Kurstadt Waren einst und jetzt. Hrsg. v. Rat der Stadt Waren (Müritz), Waren 1963. S. 136ff.
- 7 Zur Mete-Biographie siehe Rosen, Einleitung. Dort finden sich auch spezielle Literaturangaben.
- 8 Die Fragebögen sind abgedruckt bei Rosen, S. 21 und 65f.
- 9 Thomas Carlyle: Die große Revolution. - Berlin: Verlag Neues Leben. S. 339f.
- 10 Es war Rudolph Schreiner. Vgl. Rosen, S. 43 bis 47.
- 11 Friedrich Witte war mit Theodor Fontane zusammen in der Apothekerlehre gewesen, hatte dann in Rostock eine pharmazeutische Fabrik gegründet. Im Rostocker Kulturhistorischen Museum "Zum heiligen Kreuz" haben er und sein Betrieb eine eigene Tafel. Als liberaler Reichstagsabgeordneter kam Witte oft nach Berlin zu Fontane. Mete hat oft viele Wochen bei Wittes in Rostock und Warnemünde gelebt.
- 12 Hans-Heinrich Reuter: Theodor Fontane. 2 Bände. - Berlin und Weimar: Verlag der Nation 1968. Reuter zitiert Paul Schlenther in Bd. II. S. 867.
- 13 Protokollbuch des Magistrats der Stadt Waren, 1899 bis 1912.
- 14 Kurstadt Waren, S. 138f.
- 15 Bauakten Villenstraße I-III, Stadtbauamt Waren, Rathaus.
- 16 Denn nur wenn man die Eintragung so ergänzt: "eines Wohn- und eines Stallgebäudes", ergibt sich ein Sinn, nur dann stimmen Text und Bauzeichnung überein.
- 17 "Nachbar" ist wohl nur ein unbeholfener Ausdruck für "Hauptgebäude" - es sei denn, es haben in der Villa Thomas zunächst noch Mieter gewohnt, was mir aber unwahrscheinlich vorkommt.
- 18 Als 1918 die Grundstücke von der Landesversicherungsanstalt erworben und dem "Kinderheim" (Sanatorium für tbk-kranke Kinder) angegliedert wurden, ward der Stall zum Gärtnerhaus, die "kleine Villa" mit dem ursprünglichen Gärtnerhaus zur Isolierstation, und in den Park wurde die Turnhalle gebaut. Bauzeichnungen bei den Akten des Liegenschaftsdienstes (Grundbuch) im Landratsamt Waren, Kietzstraße.
- 19 Die Angaben dieses Abschnitts verdanke ich vorwiegend Frau Hilde Priep in Waren, die damit Erinnerungen ihres verstorbenen Vaters wiedergibt.
- 20 Taufbuch der St. Mariengemeinde Waren.
- 21 Friedrich Fontane: Wie mein Vater starb (1929). In: Heinz Knobloch: Berliner Grabsteine. - Berlin: Buchverlag Der Morgen 1987. S. 94.
- 22 Anita Golz und Gotthard Erler (Hrsg.): Die Fontanes und die Schlenthers. Neue Dokumente. In: Fontane-Blätter. Bd. 5, H. 2 (1982), S. 129-147. (zitiert als "Schlentherbriefe")

- 23 Friedrich Fontane: Die letzten Jahre meiner Mutter. In: Hermann Fricke: Emilie Fontane. - Rathenow: Rathenower Zeitungsdruckerei 1937, S. 102-105.
- 24 Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad am 11.7.1907: "... unsere Trudy... hat uns im Winter viel Freude gemacht; ihr Glück und ihr Charakter leiden aber unter der Hin- und Herzerrerei, wir wollen nun zu Onkel und Tante zurückschrumpfen."
- 25 Gertrud Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane. In: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte. Berlin 1951. Bd. 2, S. 9
- 26 Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad im Januar 1913. In: Fontane-Blätter, Bd. 5, H. 2 (1982), S. 143.
- 26a Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad v. 11.7.1907, a.a.O.
- 27 Darüber ist ein Briefwechsel erhalten, der im Besitz von Frau Hilde Prip ist. Es sind vier Briefe von Trudys Mann, Grosse, an Ulrich Prip, 1934.
- 28 Theodor Fontane an Sohn Theo am 6.5.1895: "*Bei der Familie Fritsch machten wir eine Hochzeit mit; Fritsch Architekt und seine Frau eine geborene Köhne; ... Diese Frau, meine besondere Gönnerin, ist 36, ihr Schwiegersohn, Major Scheller in St. Avold, ist 48.*" In: Theodor Fontane: Briefe. 4 Bd. - München: Carl Hanser Verlag 1982, Bd. 4, S. 447.
- 29 Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad am 11.7.1907, a.a.O.
- 30 Adreßbuch der Stadt Waren 1913/14.
- 31 Sterberegister der Stadt Waren und Bestattungsbuch der Warener Friedhofsverwaltung 1907.
- 32 Auguste Sprengel (1847-1934): Erinnerungen aus meinem Schulleben. Berlin 1932.
- 33 Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad am 11.7.1907, a.a.O.
- 34 Deutsche Bauzeitung, Jg. 42 (1908), Halbbd. 1, S. 95.
- 34a a.a.O.
- 35 Friedrich Fontane, siehe Anm. 23, S. 103f.
- 36 "Familienbriefe": Theodor Fontane: Briefe. 1. Samml. 2 Bände. Hrsg. v. K.E.O. Fritsch. - Berlin: Verlag Fontane 1905. Bd. 1, S. XII.
- 37 Hans-Heinrich Reuter: Fontanes Briefe an seine Familie. Ergebnis einer vergleichenden Untersuchung im Fontane-Archiv. In: Weimarer Beiträge VII/2 (1961), S. 795.
- 38 siehe Anm. 36, Bd. 1, S. VIII.
- 39 Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad am 11.7.1907, a.a.O.
- 40 Reuter, a.a.O., S. 799f.
- 41 Theodor Fontane: Briefe in zwei Bänden. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1989. Bd. 1, Vorwort, S. IX.
- 42 Theodor-Fontane-Archiv, Dortustr. 30-34, 1561 Potsdam.
- 43 Friedrich Fontane, siehe Anm. 23, S. 103f.
- 44 Theodor Fontane an Frau Emilie am 22.6.1883. in: Theodor Fontane: Briefe. 4 Bde. - München: Carl Hanser Verlag 1982, Bd. 3, S. 258.
- 45 siehe Anm. 36, Bd. 1, S. VIII.
- 46 Jean Pierre Rouanet: Von Toulouse bis Beeskow. Lebenserinnerungen. Hrsg. von Martha Fritsch. - Berlin: Verlag Fontane 1904. S. VII
- 47 Schlentherbriefe: Martha an Paul Schlenther am 2.3.1902. In: Fontane-Blätter. Bd. 5, H. 2, S. 137.
- 48 Kurstadt Waren, S. 136ff.

- 49 Im Adreßbuch 1913/14 sind aufgeführt: Villenstraße Nr.
1-3 Prof. K.E.O. Fritsch, Berlin, Eigentümer (Sommerwohnung);
Gärtner Otto Reiche;
- 4 Restaurateur Gustav Peters, "Müritzhöhe";
- 5 Villa Meta, Inhaber Magnus Schwarz, Pension. Eigentümerin W. Liesen, Berlin;
- 6 Kaufmann Karl Krüger;
- 7 Villa Anna.
- Weitere 8 Häuser werden ohne Hausnummern genannt, dies sind die neuen Bauten auf der Waldseite. Heute liegen die geraden Zahlen auf der Wasserseite, die ungeraden auf der Waldseite. 1946/47 wurde die Villenstraße in Fontanestraße umbenannt.
- 50 Schlentherbriefe: Martha an Paul Schlenther vom 2.3.1902, siehe auch: Martha an Paula Schlenther-Conrad vom 11.7.1907 und Januar 1913, siehe Anm. 26.
- 50a Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad im Januar 1913, a.a.O.
- 51 Bestattungsbuch der Warener Friedhofsverwaltung, 1915.
- 52 Sterberegister der St. Mariengemeinde, 1915.
- 53 Mitteilungen von Hilde Priep, Waren.
- 54 Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad vom 1.5.1916. In: Fontane-Blätter, Bd. 5, H. 2, S. 144.
- 55 siehe Anm. 8.
- 56 Theodor Fontane: Allerlei Glück. Plaudereien, Skizzen, Unvollendetes. Ausgew. und hrsg. von Otto Drude. - Frankfurt a. M.: Insel taschenbuch 641. Nachwort S. 340f.
- 57 Sterberegister St. Marien 1917.
- 58 Schlentherbriefe: Martha an Paula Schlenther-Conrad vom 11.7.1907, a.a.O.
- 59 Mecklenburgische Zeitung 1917, Nr. 23, S. 3 (Kopie der Landesbibliothek Schwerin).
- 60 Literarische Rundschau der Mecklenburger Nachrichten, Jg. 2 (1917), Nr. 3, Schwerin, 18.1.1917. Darin: E. H. Dietsch: Martha Fritsch-Fontane, S. 16f. (Kopie der Landesbibliothek Schwerin).
- 61 Theodor Fontane: Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in Briefen. Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. - Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1954. S. 467, Zwischentext.
- 62 Reuter, Fontane siehe Anm. 12, S. 414.
- 63 Rosen siehe Anm. 1.
- 64 Rosen, S. 75.
- 65 Mecklenburger Nachrichten, Januar 1917. Der Nachruf ist abgedruckt bei Rosen, S. 76.
- 66 Sibylle Wirsing: Beinahe ein Roman von Theodor Fontane. Seine Tochter Mete und ihre Briefe. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Literatur: 1.2.1975 (Kopie eines Ausschnitts der FAZ).
- 67 Edgar R. Rosen: Fontanes Tochter. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11.2.1975 (Leserbrief) (Kopie wie bei Anm. 66).
- 68 Schacht siehe Anm. 25.
- 69 Hans-Heinrich Reuter: Fontanes Tochter. Zur Erstveröffentlichung ihrer Briefe (1975). Neu abgedr. in: Hans-Heinrich Reuter: Dichters Lande im Reich der Geschichte. Aufsätze zur deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. Regine Otto. - Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1983, S. 395.
- 70 Schlentherbriefe: siehe Anm. 26 u. 50.

- 71 Goch siehe Anm. 3, S. 419.
- 72 M. Horlitz an die Autorin am 27.12.1989.
- 73 Edgar R. Rosen an die Autorin am 25.2.1991.
- 74 Vossische Zeitung vom 12.1.1917 (Kopie). Die Todesanzeige wird hier veröffentlicht mit Genehmigung des Theodor-Fontane-Archivs.
- 75 Zu Metes Krankheit siehe auch: Edgar R. Rosen: Der Letzte Brief. Sonderdruck aus: Mitteilungen der Technischen Universität zu Braunschweig, Jg. XIV/III-IV (1979). Julius Rieger: Mete war Vaters Liebling. In: "Die Kirche" vom 21.12.1975. ("Es wäre eine lohnende Aufgabe für einen modernen Mediziner, an Hand der Briefe zu untersuchen, unter welcher speziellen Krankheit Mete zu leiden hatte.")
- 76 Paul Meyer: Erinnerungen an Theodor Fontane. Berlin 1936. S. 32f.
- 77 Schlentherbriefe: Theo an Paula Schlenther-Conrad vom 21.1.1917. In: Fontane-Blätter, Bd. 5, H. 2, S. 144.

SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE

Franz Fabian, Neufahrland

Immer wieder Fontane

Es begann mit den Balladen und Gedichten. Das lange Gedicht mit dem Titel *Havelland*, das in einem meiner Schullesebücher stand, interessierte mich, der ich in der Neumark aufwuchs, damals wenig. Aber die Ballade vom alten Ribbeck blieb haften. Als ich 1941-43 in Rathenow in Garnison war, fuhr ich häufig zum Wochenendurlaub nach Berlin, wo ich seit meinem 18. Lebensjahr ein Studium der Malerei und Kunstgeschichte aufgenommen hatte. Da die wenigen Fernzüge in der Kriegszeit von Wochenendurlaubern nur beschränkt benutzt werden durften, reisten wir mit der Kleinbahn, "Pauline" genannt (nach 1945 demontiert), von Rathenow nach Nauen, wo wir in die S-Bahn umstiegen. Die Kleinbahn hielt auf zahlreichen Dörfern geraume Zeit, da Milchkanen u.a. landwirtschaftliche Produkte geladen wurden. So auch in Ribbeck, wo ich nun auf diese Weise mit einem Schauplatz Fontanescher Dichtung konfrontiert wurde. Als ich mehr als 40 Jahre später für mein zweites Havellandbuch dann "Die Geschichte vom alten Birnbaum"¹ schrieb und des öfteren in Ribbeck weilte, erinnerte ich mich jener Aufenthalte auf dem Ribbecker Bahnhof, wo wir uns Brause kauften und beim Anblick der Dorfkirche Fontanes Ballade aufsagten.

In Rathenow sah ich 1943 auch den unter der Regie von Gustav Gründgens entstandenen Film "Der Schritt vom Wege", nach Fontanes *Effi Briest*, mit Marianne Hoppe und Karl Ludwig Diehl in den Hauptrollen, die meinem Empfinden nach beste Fontane-Verfilmung bis auf den heutigen Tag.² So kam ich dazu, nun den Roman zu lesen. Als ich das zweite Mal *Effi Briest* las, geschah dies in britischer Kriegsgefangenschaft in Ägypten. Dort las ich auch die Kriminalgeschichten *Quitt* und *Unterm Birnbaum* sowie die Romane *Irrungen*, *Wirrungen* und *Frau Jenny Treibel*, die mir die lange vermißte Atmosphäre Berlins in unsere Zeltstadt am Suez-Kanal brachten. Wenige Tage nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft 1947 bekam ich von einer Freundin die im Atlantis-Verlag erschiene Auswahlausgabe der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* geschenkt, die ich auch heute noch immer wieder wegen der 121 schönen Tiefdruckfotos von Martin Hürlimann u.a. zur Hand nehme. Durch diesen Band angeregt, erwarb ich bald eine vollständige Ausgabe der *Wanderungen*.

Da die Beschäftigung mit Geschichte, dank einem hervorragenden und geliebten Geschichtslehrer, Dr. Gerhard Köster, zu lebenslangem Interesse und Bildungsdrang führte, begann ich mich in meiner schriftstellerischen Arbeit mit historischen Themen zu befassen, wobei das Hauptanliegen der brandenburgisch-preußischen Geschichte galt. Dabei kam ich ständig mit Fontane in Berührung. Ich begann, über zahlreiche Antiquariate Bücher zur brandenburgisch-preußischen Geschichte und Kulturgeschichte zu sammeln und gleichermaßen Literatur von und über Theodor Fontane. Die zahlreichen Recherchen für meine Bücher führten mich an viele Orte, die Fontane vor mehr als 100 Jahren besucht hatte und über die ich nun aus der Sicht meiner Zeit schrieb.

Ob es der Schwielowsee war, den ich auch viele Jahre mit dem Boot befuhr, mit Caputh, Ferch und Petzow; Kloster Lehnin, Schloß Marquardt oder Plaue, die Katte-Gruft in Wust im Kreise Jerichow, Wustrau mit den Zieten-Gräbern oder das alte Fahrland, wo der "Sandpoet" Schmidt geboren wurde und Werneuchen, wo er begraben liegt, um nur einige der Plätze zu nennen. - Immer wieder aber zog es mich nach Neuruppin und Rheinsberg. Jeder Winkel der Fontanestadt wurde für mich lebendige Geschichte, und der Zauber Rheinsbergs ließ mich nie los. - Bei der Suche nach Literatur über Rheinsberg stieß ich auch auf Andrew Hamilton, der, angeregt durch Fontanes *Die Grafschaft Ruppin*, 1872 mit der Postkutsche nach Rheinsberg fuhr und über seine Reise ein umfangreiches, faszinierendes und höchst amüsanter Buch schrieb, das jetzt in meiner Bearbeitung im Aufbau-Verlag erschienen ist.³ Hamilton besuchte auch Neuglobsow und den Stechlinsee, der dem mehr als ein viertel Jahrhundert später, im Jahre 1899, erschienenen Roman Fontanes *Der Stechlin* den Titel gab.

Wenn man mich fragt, welches meine liebsten Romane Fontanes seien, so nenne ich neben diesem letzten Werk immer auch seinen ersten Roman *Vor dem Sturm*. So sehr ich Fontanes wohl berühmtesten Roman *Effi Briest* schätze, stehen mir *Der Stechlin* und *Vor dem Sturm* näher. Es sind Bücher, bei denen, drücken wir es auf Fontanesche Art aus, mir "das Herz aufgeht". Der letztere Roman, der zugleich auch sein umfangreichster ist, zeigt, wie der Autor, von den Wanderungen kommend, zum Romancier wurde. In diesem Werk, dessen Handlung im Winter 1812/13 spielt, wird die ganze Landschaft der Mark Brandenburg mit ihren Dörfern, Schlössern, Wäldern und Menschen lebendig. Hier wird das alte Preußen, jenseits aller hurrapatriotischen Verklärung, geschildert, wie es wirklich war. Die Gestalten dieses wohl bedeutendsten deutschen historischen Romans sind der Realität nachgezeichnet. Ob es die Hauptfigur des Berndt von Vitzewitz ist, zu der Friedrich August Ludwig von der Marwitz das Vorbild abgab oder dessen Bruder Alexander für die Gestalt des Lewin, der alte General Bamme, der Zieten nachempfunden wurde und der Dorfschulze Kniehase, der ebenfalls wirklich existiert hat.⁴ Das gleiche gilt für die weiblichen Figuren, wie z.B. Amélie oder Hoppenmarieken.

Es gibt in diesem Roman eine Szene: Vitzewitz hat den Gemeindevorsteher Kniehase rufen lassen, um mit ihm zu erörtern, daß es an der Zeit sei, den Kleinkrieg gegen die durch den Rußlandfeldzug geschwächte napoleonische Armee aufzunehmen, um damit eine allgemeine Volkserhebung einzuleiten. Als der Dorfschulze zögert und sich auf seine Pflicht gegenüber dem König beruft, erinnert Vitzewitz ihn u.a. daran, daß die Franzosen unter Verletzung von Recht und Gesetz in Kyritz zwei Bürger erschossen hätten. - Das Denkmal für diese beiden Männer, Karl Friedrich Schulze und Karl Friedrich Kersten, findet man neben der Kirche der Stadt. - Selbst eine solche kleine Episode in diesem Roman hat einen wahren historischen Hintergrund. - Fontane hat einmal geschrieben: "*Die Kunst besteht im Finden, nicht im Erfinden*". Dieses Wort hat sich mir eingeprägt, und ich habe es zur Maxime für mein eigenes Schreiben gemacht.

Anmerkungen:

- 1 Fontane-Blätter 1987/1, Heft 43, S. 505.
- 2 Fontane-Blätter 1982/1, Heft 33, S. 82.
- 3 Andrew Hamilton: *Rheinsberg - Das Schloß, der Park, Kronprinz Fritz und Bruder Heinrich*. Herausgegeben von Franz Fabian, Berlin 1992.
- 4 Fontane-Blätter 1979/6, Heft 30, S. 493.

Mit Fontane sind wir um einen Freund reicher in dieser Welt...

Das Gedicht ist ein Haus, in dem das Herz und die Seele des Dichters wohnen. Nicht jedes Ohr kann die feinen Impulse vernehmen. Nicht jedes Auge kann die Schönheit des Gebäudes umfassen. Die reich verzierte Fassade kann manchen irren. Fontanes Gedichte sind keine Porzellanfiguren, mit denen vorsichtig umzugehen ist und keine zarten und exotischen Pflanzen, die nicht gedeihen wollen. Fontanes Gedichte sind wahre Stütze und ein anzustrebendes Ziel. Sie führen uns in eine kleine von dem Autor gebaute Welt, in der wir neue Energie und Lebensfreude schöpfen können. Wärme und Nächstenliebe, innere Ruhe und Ausgeglichenheit und vor allem Beständigkeit sind bei der Lektüre fontanescher Gedichte zu spüren. Die Spontaneität und Aufgeschlossenheit seiner Verse locken einen zur Freundschaft. Man wird ein gehorsames und aufmerksam zuhörendes Kind. Man wird erzogen. Man wächst auf. So autoritativ sind Fontanes Worte, aber gleichzeitig mild und taktvoll. Nichts will er uns aufdrängen. Das Mitgeteilte wird automatisch als das Wahre und einzig Richtige wahrgenommen.

Viele Dichter beschreiben die Natur mit verschiedensten und ausgelesensten Worten und bleiben von dieser Natur weit entfernt. Theodor Fontane wendet sich an die Herbsttage, als seien sie seine Brüder, seine Kinder oder seine Geliebte:

*... Ihr schönen Herbstestage,
Ihr klaren, wie grüß ich euch!...*

Der Leser wird angeregt, den Herbst anders zu betrachten, denn diese Jahreszeit ist "durchsichtig". Man "blickt in Gottes Welt hinein". Die Herbsttage vergleicht Fontane mit dem "Auge treuer Frau", deren Seele man schauen kann. Fontane lehrt uns, mit dem Leben zufrieden zu sein, wobei seine Worte als Worte unserer Väter klingen:

*Es hilft uns kein Gedeutel,
So nimm es, wie es fällt,
Der eine hat den Beutel,
Der andre hat das Geld. ...*

Die Prägnanz des Todes ist etwas Selbstverständliches. Das ist des Lebens zweites Gesicht, und das Leben beschert uns nicht nur Freude, Kinder und tägliches Brot:

*...Doch das Beste, was es sendet,
Ist das Wissen, daß es endet,
Ist der Ausgang, ist der Tod.*

Großes Glück ist in kleinen Dingen, und sie sind überall zu finden. Fontane gibt uns Rat:

*Halte dich still, halte dich stumm,
Nur nicht forschen, warum? warum?
Nur nicht bittre Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen...*

Wie die Künstler ihr Publikum benötigen, so wollen wir von den anderen akzeptiert, gelobt und anerkannt werden. Daß das Publikum und unsere Bezugspersonen nicht immer der Mühe wert sind, müssen wir in Kauf nehmen:

*Das Publikum ist eine einfache Frau,
Bourgeoishaft, eitel und wichtig,
Und folgt man, wenn sie spricht, genau,
So spricht sie nicht mal richtig...*

Das Gedicht *Im Garten* versetzt einen in jene Zeit, als Frauen noch Kleider trugen und in der Küche Wandköchinnen* hingen. Die Liebe dürfte früher romantischer gewesen sein:

*Die hohen Himbeerwände
Trennten dich und mich,
Doch im Laubwerk unsre Hände
Fanden von selber sich...*

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland hat "etwas Fontanesches in sich":

*... Der wußte genau, was damals er tat,
Als um eine Birn ins Grab er bat, ...*

Der Birnbaum über Ribbecks Grab spendete Birnen, und Fontanes Werk schenkt uns immer neue Freude.

Fontanes Sprache ist einfach. Nichts ist überflüssig. Pompöse und lebensfremde Schilderungen finden da keinen Platz. Ein besonderer Rhythmus, als schaukle ein Boot auf Wellen, die ihm aber nichts antun können, geht auf den Leser über, regt ihn an, mitzumachen; das Leben - so wie es ist - hinzunehmen und es würdevoll und menschlich zu leben.

Mit Theodor Fontane sind wir um einen Freund reicher in dieser Welt, die immer gleichgültiger und kälter wird.

Slavica Zura. Geboren am 06.03.1948 in Osijek (Nordkroatien). Nach dem Besuch des Gymnasiums Studium der Germanistik und Philosophie in Zadar. Danach als Rundfunksprecherin und später als Deutschlehrerin tätig. Seit 1984 als Deutschlehrerin an der Philosophischen Fakultät in Zadar beschäftigt. Weitere Tätigkeitsfelder: Dolmetscherin, Übersetzerin und Journalistin. Besonderes Interesse für Probleme der Bildung und Wissenschaft in den "neuen" Bundesländern.

Veröffentlichungen von Gedichten, Haiku-Poetik, Essays, Buchbesprechungen; ferner Übersetzungen von Belletristik, Reiseführern, Zeitungsartikeln.

* Bestickte Tücher, die auf die Bedeutung eines schmackhaften Essens für eine glückliche Ehe hinwiesen.

REZENSIONEN

Stefan Wolters: Lektürehilfen. Theodor Fontane *Frau Jenny Treibel*. - Stuttgart: Ernst Klett Verlag für Wissen und Bildung 1989. 124 S.

(Rez.: Heinz Kühn, Potsdam)

Im Klett-Katalog 1992 sind vier Editionen für den Literaturunterricht von Werken Theodor Fontanes angegeben: *Effi Briest*, *Frau Jenny Treibel*, *Irrungen, Wirrungen* und *Mathilde Möhring*. Diese Editionen enthalten die Werktexte und dazu Materialien von Th. Fontane, seinen Zeitgenossen und Autoren unserer Tage - an sich eine brauchbare Grundlage für Schüler, die sich über den Text und darüber hinaus informieren sollen oder wollen.

Dennoch hat es der Ernst Klett Verlag für notwendig erachtet, über Text und Materialien hinaus zunächst zu *Frau Jenny Treibel* eine Lektürehilfe herauszugeben. Mit diesen Hilfen sollen die Schüler besser "Literatur verstehen und interpretieren" können (letzte Umschlagseite); sie wollen nicht Lektüre ersetzen, sondern beim Rekapitulieren der literarischen Texte und der Problem- und Figurensicht helfen und einen Überblick über künstlerische Mittel zur Verfügung stellen.

Schüler unserer Tage bedürfen dieser Hilfe; denn Th. Fontanes Roman, der im ausgehenden 19. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen spielt, ist infolge der ironischen Erzählhaltung des Autors, der anspruchsvollen Figurensprache (Dialoge) und der gesellschaftskritischen Sicht über eine vergangene Zeit nicht gerade leicht zu lesen. Der Verfasser der Lesehilfen zeigt Verständnis für diese Situation und ist mit Erfolg bemüht, Brücken zwischen Werk und Leser zugunsten eines tieferen Eindringens in die gestellte Problematik und die ausgereifte Erzählkunst Fontanes zu schlagen. Das gelang, weil die Lektürehilfen "verständlich geschrieben, klar strukturiert, übersichtlich gestaltet" wurden (ebd.). Der Aufbau der 124 Seiten umfassenden Lesehilfe entspricht ihrem Anliegen.

Das erste Drittel ist der Wiedergabe der Handlung des Romans gewidmet, das zweite wesentlichen thematischen Aspekten und Personen, während das letzte Drittel den künstlerischen Mitteln des Autors und einigen literaturtheoretischen Aspekten vorbehalten bleibt.

In den Mittelpunkt stellt der Verfasser einen durchaus aktuellen Grundgedanken. An *Frau Jenny Treibel* soll untersucht werden, "wie sich die damalige bürgerliche Welt im Bewußtsein des Autors Fontane und seiner Figuren abbildet und welche Positionen Autor und Figuren jeweils zur gesellschaftlichen Wirklichkeit einnehmen".¹ Es kann nicht die Aufgabe einer Rezension von Lektürehilfen in den Fontane-Blättern sein, diese auf ihre Brauchbarkeit unter schulischem Aspekt zu besprechen. Vielmehr ist festzustellen, inwieweit zu Fontanes Werk Zugang und für die Lektüre seines Romans Verständnis geschaffen werden. Dennoch muß auf eine Problematik hingewiesen werden, die das Lesen des Buches in der Schule und darüber hinaus den Autor Fontane und sein Werk betrifft.

Verführen solche Lektürehilfen dazu, die eigentliche Lektüre zu "ersetzen"? Es ist in der Praxis wohl so, daß diese Gefahr nie ganz auszuschließen ist. Schüler,

die den Text nicht lesen wollen, weil sie Zeit sparen möchten oder kein Verhältnis zur Literatur haben, werden immer einen Weg suchen, um die Lektüre zu vermeiden. Vor diesem Mißbrauch ist auch Kletts Lektürehilfe nicht sicher - vgl. z.B. die umfangreiche Wiedergabe der Handlung. Aber sie ist mit ca. 40 Seiten auch so umfangreich, daß sie - zusammen mit den Ausführungen über die Figuren - fast die halbe Lektüre des Romanes ausmacht. Außerdem sind viele Zitate (bewußt?) so knapp bemessen, daß sie für ein Referat oder als Beleg in einer Arbeit selten ausreichen, wohl aber für die Absicht des Verfassers, eine Untersuchungsrichtung anzugeben.

Die im letzten Drittel dargelegten literaturtheoretischen Sichtweisen sind als Grundlage für eine nähere Analyse (z.B. Funktion der Gespräche, Figurensprache) und damit als Anleitung für eine intensivere Beschäftigung mit Fontanes Roman durchaus notwendig. Darin enthaltene Fachtermini (z.B. S. 84ff., S. 106/107) oder einem Bedeutungswandel unterworfenen Begriffe aus dem 19. Jahrhundert werden dabei verständlich erklärt (z.B. S. 57/58). Insofern sind mehrere Sicherungen eingebaut, um einen Mißbrauch weitgehend auszuschließen. Den Zugang zum Roman *Frau Jenny Treibel* und zu dessen Verständnis ebnet der Verfasser durch eine Kapitelfolge, die dem gesellschaftskritischen Anliegen des Autors gerecht wird.

Ausgehend von der Handlung, werden kompositorische und historische Positionen vorgegeben, die das Verständnis thematischer Aspekte und der Figuren in ihrer Darstellung erleichtern. Dann folgen spezifische künstlerische Mittel der Dichtung Th. Fontanes bis hin zur Erörterung einiger Interpretationsansätze und rezeptionsgeschichtlicher Fragen. Die Teile sind nicht völlig voneinander abgrenzbar, sondern durchdringen sich vielfältig (z.B. Personenkapitel und Gespräche oder Figurensprache). Sie erfüllen insgesamt alle ihre vermittelnde Aufgabe.

Von besonderem Wert für den Einstieg in den Roman sind m.E. die beiden Kapitel über künstlerische Gestaltungsmittel Fontanes: "Roman in Gesprächen" sowie "Ironische Erzählhaltung". Sie sind - wie alle Kapitel - im Aufbau übersichtlich, zeigen an Beispielen Fontanes meisterhafte sprachliche Gestaltungsmöglichkeiten und sichern damit den Zugang zum Werk und seinem Verständnis. Schüler benötigen wohl das Kapitel über Gattungsprobleme nicht, zumal dazu an anderem Ort einiges geboten wird (z.B. S. 45).

Von den thematischen Kapiteln wurde den Ausführungen über die "Kritik der Bildung" richtig am meisten Platz eingeräumt. Schon in der Überschrift wird die Interpretationsrichtung angedeutet. Ohne auf Begriffsprobleme, die Schüler wenig interessieren, näher einzugehen², entwickelt der Verfasser, dem Gang der Handlung folgend, Vorstellungen über den bürgerlichen Bildungsbegriff auf verschiedenen sozialen Ebenen. Ausgehend vom "veräußerlichte(n) Bildungsverständnis der wilhelminischen Bourgeoisie" (S. 60), wird die Auffassung Jenny Treibels (Bildung als Aneignung von Wissen, ohne innere Auseinandersetzung) der von Willibald Schmidt gegenübergestellt. Es gelingt, dessen prozeßhaftes Verständnis von Bildung unter Bezugnahme auf Hegel für ältere Schüler zwar anspruchsvoll, aber verständlich darzustellen. Am Beispiel Schliemanns (Gespräch Schmidt - Distelkamp) wird die "Individualität als Zielpunkt des Schmidtschen Bildungsverständnisses" (S. 63) betont und das Verhältnis von Bildung und Besitz erörtert. Das Kapitel schließt mit der Interpretation der "Sieben Waisen Griechenlands" und ihrem letztendlich "veräußerlichten Bildungsbegriff" (S. 64) der sog. Bildungsbürger. Dieses zentrale Kapitel ist ohne

Textkenntnis nicht verstehbar; aber es bietet eine gute Basis für das Erfassen und Verstehen der Bildungsproblematik im Roman. Das ist wichtig, weil damit von den zeitgenössischen Auffassungen Fontanes und seiner Figuren zur Bildung leichter eine Verbindung zu gegenwärtigen und eigenen Auffassungen der Schüler gezogen werden kann.

Die Lesbarkeit der Lesehilfe, deren 2. Auflage 1990 erschienen ist, wird durch Knappheit und Überschaubarkeit der Kapitel erhöht; Marginalien erleichtern das Erfassen ihres Aufbaus und das Sichzurechtfinden nach bestimmten Gesichtspunkten (Inhalt, Personen, Querverbindungen). Umfängliche Literaturangaben, notwendige Wort- und Sacherklärungen sowie einige (nicht sehr ergiebige) schematische Übersichten ergänzen das Buch in seinem handlichen Format. Was man evtl. vermißt, findet sich in der Edition "Theodor Fontane 'Frau Jenny Treibel' mit Materialien", z.B. eine praktische Zeittafel zu Leben und Werk sowie Selbstzeugnisse Fontanes. Der Verlag sieht offensichtlich beide Ausgaben im Zusammenhang.

Anmerkungen

- 1 Stefan Wolters: Lektürehilfen *Frau Jenny Treibel*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag für Wissen und Bildung 1989. S. 5.
- 2 Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: J. B. Metzler 1975, S. 285ff.

Susanne Konrad: Die Unerreichbarkeit von Erfüllung in Theodor Fontanes *Irrungen, Wirrungen* und *L'Adultera*. Strukturwandel in der Darstellung und Deutung intersubjektiver Muster. - Frankfurt/M.: Peter Lang 1991. 186 S.

(Rez.: Joachim Biener, Leipzig)

Konrad liefert einen Beitrag zur Entwicklung von Fontanes Erzählkunst und in Grenzen auch zu deren Eigenart. Sie konzentriert sich auf *L'Adultera* als ersten Berliner Roman Fontanes und auf *Irrungen, Wirrungen* als Werk aus dem reifen Schaffen. Am frühen Roman werden Brüche nachgewiesen, der spätere wird als relativ einheitlich und geschlossen angesehen. Die Brüchigkeit von *L'Adultera* ergibt sich aus dem Widerspruch von behaupteter und ungenügend gestalteter Liebe, aus dem Nebeneinander von Schicksalshaftigkeit und dadurch reduziertem Eigenleben der Gestalten. Die Liebe zwischen Melanie und Rubehn sei vom Autor nicht genügend emotionell gefüllt und nicht befriedigend ästhetisch gestaltet; (offenbar deshalb wirkte die Verfilmung des Romans 1982 durch das Fernsehen der DDR, im Unterschied zu anderen Fontane-Verfilmungen des Adlershofer Fernsehens, merkwürdig statisch und blaß).¹ In *Irrungen, Wirrungen* ist die Schicksalshaftigkeit menschlich und gesellschaftlich stärker verinnerlicht und daher psychologisch und ästhetisch stringenter gestaltet. Dennoch konstatiert

Konrad auch in diesem Roman ein gewisses "Authentizitätsgefälle" zwischen Neben- und Hauptfiguren", wenn auch im Vergleich zu *L'Adultera* "in abgeschwächter Weise" (S. 40). In die Nebengestalten, in Frau Nimptsch und Frau Dörr, habe sich der Autor besonders intensiv hineinversetzt, während Botho und Lene nach klassischen Mustern geformt seien und gewisse klischeehafte Züge trügen.²

Van der Straaten wird selbstverständlich als menschlich-ästhetisch interessanteste, plastischste Figur des frühen Romans angesehen. Die Ursache für die Lebendigkeit und abgerundete Gestaltung der Figur des Kommerzienrates sieht die Verf. auch darin, daß die Beziehung van der Straaten - Melanie, im Unterschied zur Relation Melanie - Rubehn, bei aller menschlichen Problematik (oder gerade dadurch?) emotionell und ästhetisch gefüllt sei. Eine letzte Überraschung des ersten Kapitels, das beide Romane zunächst nur allgemein vergleicht, ist die Sicht auf Käthe von Sellenthin. Auch sie wird als Entsagende gegenüber Botho betrachtet und darüber hinaus als voll aus sich heraus lebende originelle und runde epische Figur.³

Das 2. Kapitel bedeutet eine gewisse Unterbrechung der fortlaufenden Untersuchung. Es geht auf Fontanes "zwiespältigen Verklärungsbegriff" ein. Seine Widersprüchlichkeit ergebe sich einerseits aus dem Festhalten am klassischen Streben nach dem Schönen und nach Idealisierung, zum anderen aus dem schriftstellerischen Bemühen um realistische Authentizität der Vorgänge und Figuren, wobei bei Fontane dem emotionsgeladenen und bedeutsamen realistischen Detail wesentliche Bedeutung zukomme, das dann mit zur Grundlage für die "Siege des Realismus" wird. Stilistische Brüche seien, so Konrad, auch die Folge des widersprüchlichen Verklärungsbegriffes, der sich allerdings im Verlaufe von Fontanes dichterischer Entwicklung zugunsten der realistischen Beseelung und Vertiefung wandelt.

Weitere Untersuchungen zum "Verklärungsbegriff" sollten an diesem Kapitel nicht vorbeigehen.

Das 3. Kapitel gilt dem "Strukturwandel in der Darstellung und Deutung psychischer Muster", also dem Weg vom Fatalismus zur psychologischen Wahrscheinlichkeit. Helen Chambers habe herausgearbeitet, "daß bei Fontane 'Psychologisches' und 'Metaphysisches' ineinander verschimmen" (83). So habe der Schriftsteller in *L'Adultera* versucht, Beziehungsgefühle durch eine Schicksalsromanstruktur auszudrücken. "Die Darstellung wirkt klischeehaft, weil die Form inadäquat ist" (79). Demgegenüber verlaufe *Irrungen, Wirrungen* psychologisch folgerichtiger, und Gestalten und Schicksal, Inhalt und Form würden zur ästhetischen Einheit gelangen. Fontanes Entwicklung wird insgesamt als Zunahme der psychisch-authentischen Elemente und als Zurücknahme der metaphysisch-abstrakten Tendenzen gesehen.

Von zentraler Bedeutung für das Gesamtthema der Untersuchung ist das 4. Kapitel, "Die Sehnsucht nach Erfüllung und das Ordnungsprinzip", das auf Unerreichbarkeit von Erfüllung hinausläuft. Unter dem Einfluß von Rainer Kolks Buch "Die beschädigte Individualität" widerspricht Susanne Konrad der Auffassung Fontanes, daß seine Hauptgestalten normale und gesunde Menschen seien, die ganz besonders von Georg Lukacs und seinen Schülern aufgegriffen und den Interpretationen zugrunde gelegt wurde. Konrad ist der Ansicht, daß

Melanie und Rubehn, Botho und Lene die gesellschaftliche "Ordnung in ihrer Rigidität", die "Übermacht des patriarchalischen Prinzips" (S. 110) bis zur Liebes- und Glücksunfähigkeit, bis zur Abwesenheit von Kritik verinnerlicht hätten. Die Liebe zwischen Botho und Lene sei eigentlich unwirklich, nicht authentisch. "Die Personen können kein gesundes Selbst entwickeln. Sie haben kein Urvertrauen in die Paradiesanteile in ihrem Innern als einem Teil der Realität" (S. 110). In diesem Punkte erweist sich der Einfluß der Tiefenpsychologen C.G.Jung und Mario Jacoby als fruchtbar. Wie würde Konrad nun aber erst über die wirklich reduzierten Hauptgestalten in Hermann Brochs Roman "Pasenow oder die Romantik" urteilen, der als Rezeption von *Irrungen, Wirrungen* geschrieben ist.⁴ Sehnsucht, Verklärung der Entsagung, Schuldgefühle und Buße träten bei Fontane an die Stelle gelebten Daseinsgenusses. Ihm sei es jedoch gelungen, Leibfeindlichkeit und Innerlichkeit, Resignation und Entsagung in den Romangestalten so sehr zu verinnerlichen, daß Defizite und Deformationen als normal empfunden würden, was auf verfeinerte Systemstabilisierung hinauslaufe. Hier wird radikale Kritik am auch in Fontane weiterwirkenden deutschen Idealismus, an bürgerlicher deutscher Praxisfeindschaft geübt, die hinter der Brechts in den "Flüchtlingsgesprächen" nicht zurückbleibt. Es wird ein Apologetik-Vorwurf erhoben, der den der marxistischen Philosophen, Ästhetiker und Literaturwissenschaftler weit übertrifft.

Interessant ist auch der letzte Teil über Fontanes bisher vernachlässigte Emotionalität. Die Verfasserin knüpft an dieser Stelle an die Dissertation von Gottfried Zeitz an über "Die poetologische Bedeutung des Romans 'L'Adultera' für die Epik Theodor Fontanes". Das Emotionelle spiele bei Fontane in mehrfacher Hinsicht eine große Rolle. Seine Gesellschaftsdarstellung trage in hohem Maße *e m p f u n d e n e n* Charakter. (So hat auch der Rez. Fontanes beseelteste und beste Romane stets als atmosphärisch-impressionistisch empfunden und in Beziehung zu hochgradig atmosphärisch-impressionistischer österreichischer Literatur gesehen, besonders zu Arthur Schnitzler.) Das Emotionelle der Frauengestalten richte sich gegen das rationalistische Zweck- und Verwertungsdenken der Männer als der Repräsentanten der "patriarchalen Gesellschaft" und der "paternalistischen Strukturen". Aber nicht nur das Protesthafte, Nonkonformistische und Sezessionistische sei von Fontane selbst erlebt, auch die Gewissens- und Ordnungsgefühle seien vom Autor tief innerlich erfahren worden. Der Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft ereigne sich bei Fontane als "großem Soziologen des Herzens" (S. 13) vor allem im Inneren der Romangestalten. Am Ende stehe freilich die Kapitulation vor der Echtheit und Überlast der Ordnungsgefühle. Die umfassende Interpretation der Emotionalität entspricht m.E. voll der durchgehenden balladesk-impressionistischen Beseeltheit der besten Romane Fontanes wie der Ambivalenz und Gebrochenheit der Gefühle des Autors und seiner Figuren. Fontanes Widersprüchlichkeit (zwischen Fatalistischem, Metaphysischem und Psychisch-Realistischem, zwischen Verklärung und Authentizität, zwischen Internalisierung von Herrschaftsstrukturen und Sensibilität gegenüber abweichenden Sonderfällen) wird also tief aufgepflügt. Im Unterschied zur marxistischen Literaturwissenschaft liegt der Hauptakzent jedoch weniger auf der Zeitkritik und den Sezessionsversuchen - einige "Siege des Realismus" werden allerdings eingeräumt -, sondern eher auf den apologetischen Tendenzen, auf der Verinnerlichung herrschender psychischer Strukturen. Es ist die Frage, ob solche Akzentuierung Fontane voll gerecht wird, ob dadurch

nicht seine Progressivität zu stark eingeschränkt wird, ganz abgesehen von der Reduktion der nicht zahlreichen fortschrittlichen Traditionen in der deutschen Literatur. Dennoch verdient die radikale Untersuchung Anerkennung und Aufmerksamkeit, zumal es die vorstoßende Arbeit einer jungen Autorin (Jg. 1965) ist und zumal sie auch das Ziel verfolgt, mit Hilfe der Literatur und der Wissenschaft zur Überwindung daseinsbeengender Mechanismen und Zwänge in der Realität beizutragen. Der moderne Kapitalismus als Gegenstand der Kritik wird zwar kaum direkt benannt, - es ist meist von "patriarchaler Gesellschaft" und "paternalistischen Strukturen" die Rede -, aber die systemkritischen Bemerkungen, z.B. über die "Freiheit des Marktes" (S. 117) als Form der Systembindung oder über die Verfeinerung des "Gruppenzwanges" (S. 129) sind eindeutig.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu Joachim Biener: Zur Aneignung von Fontanes Epik durch Film und Fernsehen, in FB, Heft 32 1981, S. 713ff.
Die filmische Adaption von *L'Adultera* durch das Fernsehen der DDR mit Kurt Böwe als van der Straaten und die großartige Verfilmung von *Frau Jenny Treibel* für die ARD mit Maria Schell und Ernst Jacobi unter der Regie von Franz Josef Wild entstanden erst später. Für die Weihnachten 1982 gesendete Version von Fontanes komödischem Roman hatte Walter Jens die Vorlage unter Einbeziehung späterer gesellschaftlicher Erfahrungen produktiv bearbeitet.
- 2 In der Sicht der Nebenfiguren knüpft Susanne Konrad an einen Aufsatz des französischen Germanisten Robert Minder an: Über eine Randfigur bei Fontane, in R.M.: Dichter in der Gesellschaft, suhrkamp taschenbuch 33 Frankfurt/M., 1972, S. 159ff.
Vgl. dazu die Rezension in FB, Heft 32, S. 733ff.
- 3 Diese Sicht der Gestalt der Käthe von Sellenthin wurde von Christian Grawe in FB, Heft 33 1982, S. 84ff., vorbereitet. Der Beitrag Grawes ist allerdings von Susanne Konrad nicht zur Kenntnis genommen worden.
- 4 Vgl. dazu: Andreas Bertschinger "Hermann Brochs 'Pasenow' - ein künstlicher Fontane-Roman? Zur Epochenstruktur von Wilhelminismus und Zwischenkriegszeit". - Zürich und München: Artemis Verlag 1982. Eine Rezension darüber findet sich in FB, Heft 37/ 1984, S. 491ff.

Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane.

Hrsg. von Christian Grawe. - Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1991. 304 S.

(Rez.: Peter Görlich, Potsdam)

Dem Rezensenten liegt ein kleines Reclam-Bändchen vor, herausgegeben von Christian Grawe unter dem Titel "Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane", das beim Lesen ein ganzes Bündel von Gefühlen wachrief. Die einzelnen Eindrücke lassen sich wohl am besten mit den Begriffen bezeichnen: Interesse, Freude, ja Spannung und nicht zuletzt Spaß beim Lesen der Beiträge.

Daß der Terminus Interpretation ein sehr breites Spektrum von Möglichkeiten des Herangehens an den literarischen Text bietet, und zwar methodisch wie auch hermeneutisch, ist hinlänglich bekannt und keineswegs umstritten.

Dem Herausgeber dieses Bandes und seinen Autoren ist es nun gelungen, dem Leser ein Maximum an interpretatorischen Ansätzen, methodischen Wegen und Deutungsvarianten anzubieten. Allein das ist schon ein großes Verdienst! Nicht unwesentlich ist in diesem Zusammenhang auch, daß alle Beiträge in einer Diktion verfaßt wurden, die einerseits den hohen Ansprüchen eines wissenschaftlichen Textes uneingeschränkt gerecht wird, andererseits aber auch dem interessierten "Laien" den komplikationslosen Zugang zu den angebotenen Interpretationen nicht verbaut. Der Fontane-Forscher und der Fontane-Liebhaber, der Professor und der Student, der Oberlehrer und der Gymnasiast, sie alle erhalten anregende und streitbare Sichtweisen auf die Novellen und Romane Fontanes zur Selbstverständigung und zur Diskussion.

Der Ausgangspunkt des Herausgebers, umfassend und gemäß dem neuesten Stand der Fontane-Forschung einen recht großen Teil des epischen Werkes von Fontane nach aktuellen Deutungsmustern zu hinterfragen, hat mehrere Bezüge: zum einen in der deutlichen "Wandlung, die Theodor Fontanes Bild und Ruhm im öffentlichen Bewußtsein seit 1945 durchgemacht hat" (S. 7), zum anderen in der einmaligen Stellung seines Romanwerkes innerhalb der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Vor allem intendiert der Herausgeber aber eine konsequente Polemik gegen oft repetierte und interiorisierte Fontane-Klischees. Somit erweist sich der Band auch als ein polemischer Beitrag zur literarischen und literaturkritischen bzw. literaturwissenschaftlichen Imagologie.

Unter Voraussetzung dessen, daß "Fontanes Romane ein Mikrokosmos des geistigen Lebens seiner Zeit sind" (S. 10), versucht der vorliegende Band, über die textimmanente Deutung hinausgehend, die vielschichtigen Beziehungen zwischen Text, Zeitgeist, Literaturverhältnissen, Sprachreflexion, philosophischem Diskurs, konkreter politischer Situation und ästhetischer Programmatik auszuloten. Bei der Lektüre der einzelnen Interpretationen ist nachweisbar zu verspüren, daß nicht nur der Status quo der Forschung reflektiert wird, sondern in verschiedensten Bereichen der Wissensstand in Richtung auf Neuentdeckung forciert erscheint. Der Anteil des Potsdamer Fontane-Archivs wird vom Herausgeber mit einer freundlichen Geste dankend vermerkt.

Dem Fontane-Leser fällt zumindest nach dem zweiten Blick auf, daß es sich bei den einzelnen Interpretationen um eine Auswahl aus dem epischen Gesamtwerk des großen Romanciers handelt. So finden wir nicht *Ellernklipp*, *Graf Petöfy*, *Cecile*, *Stine*, *Unwiederbringlich* und *Die Poggenpuhls*. In Anbetracht des sehr eigenwilligen Romans *Unwiederbringlich* ist das auf jeden Fall zu bedauern. Sonst ergibt die Auswahl der zu interpretierenden Texte eine nachvollziehbare innere Logik und ist dazu angetan, einen umfassenden Einblick in alle Facetten der Fontaneschen Epik zu erhalten. Die Abfolge der Interpretationen entspricht der Werkchronologie.

Den Auftakt der Einzelinterpretationen bildet die Untersuchung von O. Keiler zu "Vor dem Sturm. Das große Gefühl der Befreiung und die kleinen Zwecke der Opposition". Der Verf. setzt sich eingangs vehement mit der Integration des Schriftstellers Fontane in den Mythenkanon "Preußen" mit all seinen Pervertierungen auseinander und stellt die grundsätzliche Frage: "Kann uns Theodor

Fontane, 45 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, bei der kritischen Besinnung auf unsere Vorgeschichte anregen? Ein historisch entstandener Beitrag erzählender Art gerät in die Diskussion. Zeitgenössische Breitenwirkung war ihm nicht beschieden (was noch belegt wird). Kann er uns mehr bedeuten?" (S. 15).

Keiler beantwortet die Fragen grundsätzlich positiv in eindringlichen Bildern. Besonders nachdenkenswert erscheint in diesem Zusammenhang die These der zwei Romane in einem (S. 20) durch die gestaffelten Sujetlinien, die gegenseitige Bedienung von Fiktion und Realität und die Parabel des Erzählers. Keilers Vorgehensweise basiert auf einer akribischen Recherche der Fontaneschen Handschriften und anderen Quellenmaterials, dem Nachvollzug der historischen Ursprünge des Stoffes und der Darstellung des literarischen Kontextes der Werkgeschichte. Dabei geht es dem Verfasser nicht um die umfassende Interpretation des Textes, sondern vielmehr wird versucht, die Entwicklung des Romankonzeptes nacherlebbar werden zu lassen. Im Mittelpunkt steht dabei die ästhetische Komposition des Verhältnisses von Vergangenheit und Gegenwart im Roman *Vor dem Sturm*. Nicht zuletzt ist der Beitrag von O. Keiler auch selbst als ein Stück Zeitgeschichte zu lesen. Der historische Atem des Jahres 1989 weht unverkennbar durch die Zeilen und läßt auch von dieser Seite den Beitrag als spannende Lektüre erscheinen.

H. Ester widmet sich einer der "Kriminalgeschichten" Fontanes: "*Grete Minde*. Die Suche nach dem erlösenden Wort". Der Text erscheint unter der Rubrik "Sondergruppe Mord" *Grete Minde, Ellernklipp, Unterm Birnbaum, Quitt*. Ester konstatiert, daß diese Texte bisher als "Stiefkinder" der Forschung galten und begibt sich dann selbst in einen sehr differenzierten und teilweise auch polemischen (mit Müller-Seidel) Exkurs in die Wissenschaftsgeschichte, die Literaturkritik und die Essayistik. Gerade hier liegt auch der ganz spezifische Beitrag der Untersuchung. Auf der Figurenebene widmet sich der Verfasser vor allem dem Problem der Religiosität für die Handlungsführung.

B. Plett untersucht unter dem richtungsweisenden Titel "... kunstgemäß (Pardon) ... - Typisierung und Individualität" Fontanes *L'Adultera*. Sie setzt sich kritisch mit einer Haltung auseinander, die diesen Text eigentlich immer nur unter der Maßgabe rezipiert, daß es sich hier um eine bloße Vorstufe zu den großen Romanen des Dichters handelt (S. 65). Auf der anderen Seite unterstreicht die Verf. die Kennzeichnung dieses ersten Berliner Romans von Theodor Fontane als "Ausnahmefall" (S. 90). Das Charakteristikum des Aufsatzes von B. Plett besteht vor allem darin, daß sie sich, ohne lange beim Forschungsstand zu verweilen, interpretierend in die Strukturen des Textes begibt und ein eindimensionales Lesen (S. 67) aufzulösen versucht. Im Zentrum steht dabei die Hervorhebung der "Künstlichkeit" des Textes und des "Kunstgemäßen" der Handlungsstrukturen und der Motivationen der agierenden Figuren.

"*Schach von Wuthenow*. Das rein Äußerliche bedeutet immer viel..." ist der Gegenstand der Studie von J. Osborne. Der Verf. wendet sich der "Aura" der Figur Schachs zu und kennzeichnet, davon abgeleitet, - auch aus der Ambivalenz des "Kritikers" Fontane zu seiner literarischen Figur - den Text als "theatralisches Werk" (S. 93). In dieser Art und Weise der künstlerischen Präsentation sieht Osborne ein indirektes Insistieren Fontanes über die historische Authentizität auf das Gegenwärtige (S. 96). Als aktueller Kontext wird der deutsch-französische

Konflikt 1870/71 verifiziert, wobei Osborne seine Logik aus der Analyse der Figuren entwickelt.

Eine andere der sogenannten "Kriminalgeschichten" Fontanes, *Unterm Birnbaum*, stößt auf das Interesse von G. Friedrich. Der Verf. geht sogleich in das diffizile Detail der Handlung und der Figurenkonstellationen wie der Figurenmotivationen. Auch hier spielt das Verhältnis von Historizität und Aktualität eine ganz wichtige Rolle (S. 127ff). Leider fehlt hier die Konsequenz, die wir im Beitrag von Osborne zu diesem Thema fanden.

Einem hochinteressanten Gegenstand und einem der ganz gewichtigen Desiderata der Fontane-Literatur widmet W. Hettche seine Aufmerksamkeit. Am Beispiel des Romans *Irrungen, Wirrungen* untersucht er "Sprachbewußtsein und Menschlichkeit: Die Sehnsucht nach den 'einfachen' Formen". Nach einer kurzen Replik auf Werkgeschichte und Werkkontext wendet sich Hettche der Sprachthematisierung in Fontanes Text zu und zeigt, wie Sprachstrukturen und tradierte Sprachverwendung in den einzelnen Figuren instrumentalisiert werden, sich Handeln und Sprechen gegenseitig beeinflussen. Hettche untersucht, wie sehr Sprache die Sichtweise der Figuren aufeinander bewegt. Das Sprachbild als Weltbild, eines der wichtigen Konstituenten der Sprachreflexion der Moderne, wird vom Verf. in der Dimension von Zeigen und Sagen, Sprechen und Schweigen - auch im Wittgensteinschen Sinne - aufgeschlüsselt. Dabei bleibt auch die spezielle Sprachstruktur des Dialogs in Fontanes Text nicht unberücksichtigt. Die Funktion von Floskeln und Phrasen, die Sprachschichtungen und unterschiedlichen Bedeutungen werden ebenfalls vom Verf. in die Untersuchung einbezogen. Ein Beitrag, der ein vertieftes Nachdenken zum Thema Sprache und Fontane einfordert!

Der Herausgeber des Bandes wählte sich die beiden Romane *Quitt* und *Effi Briest* zum Gegenstand seiner Betrachtungen. Bei der Analyse von *Quitt* konzentriert er sich auf die Bilderwelt des Romans. Die Figur der Effi Briest steht im Mittelpunkt der Reflexion zu Fontanes wohl bekanntestem Roman. Die Einordnung in die weltliterarischen Zusammenhänge ist für Grawe ebenso selbstverständlich wie der konkrete komparatistische Ansatz (vgl. S. 225f). Die analytische Gedankenkette Grawes ist der Nachweis einer doppelten Sicht auf die Effi-Figur, auf das "triebhaft-gesunde Naturwesen" und das "verkrüppelte Gesellschaftswesen". Dabei werden die Zwangssituationen, in denen sich Effi Briest permanent befindet, deutlich herausgearbeitet (Ordnung, Anstand, Ehe u.a.). Effi erscheint dabei als mehrschichtiges Opfer (S. 230). Die Diskrepanz zwischen Effis Privatheit und dem Druck der gesellschaftlichen Konventionen erweist sich für Ch. Grawe als unauflösbarer Knoten.

P. Wruck interpretiert Fontanes großen satirischen Roman *Frau Jenny Treibel*. Der Verf. erarbeitet eine sehr komplexe Deutung dieser literarischen Kritik der Gründerzeit und des Gründerzeitdenkens, welche Genesis, Fabel, Lesart, thematische Spannweite, sozialhistorischen Kontext und ideologischen Standort des Autors einbezieht. Dabei wird vor allem auf die Begriffe Heiratsnormen und Bildungszustände orientiert, wobei auch in Wrucks Beitrag die Frage der Sprachverwendung keine untergeordnete Rolle spielt (S. 213). Zum Weiterdenken regen vor allem zeitkritische Aspekte der Bildungsproblematik der Frauen an, auch vor

dem Hintergrund der Dimension des Themas in der europäischen Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

P. I. Anderson konzentriert seine Betrachtungen zu Fontanes Altersroman *Der Stechlin* auf die Quellenproblematik. Aus den Quellen des Romans erfolgt seine Ableitung als "Panoptikum des Zeitromans" (S. 259). Anderson plädiert für eine notwendige "soziopolitische Interpretation" (S. 253) und die Aufarbeitung des so diffizilen Verhältnisses von Antisemitismus und Antikapitalismus während der Entstehungsgeschichte des Romans. Der Verf. erbringt in diesem Zusammenhang sehr originelle Detailbeobachtungen und auch Wertungen, die die Diskussion um dieses Werk erneut beleben könnten.

Den Band beschließt H. Aust mit anregenden Äußerungen zum nachgelassenen Romantext *Mathilde Möhring*. Dezidiert verweist der Verf. auf den Fragmentcharakter des Textes und daraus herleitende Folgerungen für die Interpretation. Als Eigenart des Romans wird dessen Eindeutigkeit und Bestimmtheit verifiziert. Grundbegriff der Interpretation des Romans durch Aust ist das Wort "Berechnen". Der Begriff des Berechnens wird an den Figuren, vornehmlich natürlich Mathilde Möhring, und deren Typik konkretisiert. Als besonders interessant zeigt sich für den Rezensenten der Exkurs zu Fontane und Nietzsche als nicht zu unterschätzendes Moment europäischer kultureller Gleichzeitigkeit (S. 280f.).

Das Resümee mit Blick auf den Band ist klar und eindeutig. Für alle, die sich mit Fontane und dessen erzählerischem Werk beschäftigen, wird dieses Buch eine unverzichtbare Hilfe sein und eine Vielzahl von Anregungen vermitteln. Dieses Urteil wird durch einen instruktiven Anhang, bestehend aus einer durchdachten Auswahlbibliographie und biographische Anmerkungen zu den Autoren des Bandes, noch unterstrichen.

Christian Graf von Krockow: Fahrten durch die Mark Brandenburg. Wege in unsere Geschichte. - Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1991. 351 S.

(Rez.: Albert Burkhardt, Berlin)

Seit der Öffnung und Beseitigung der innerdeutschen Grenze im November 1989 strömen Besucher aus Westberlin und Westdeutschland auch in die nunmehr frei zugänglichen Gebiete rund um Berlin. Dazu erscheinen immer neue Text- und Bildbände über die Mark Brandenburg, ihre Zahl ist mittlerweile Legion. Viele Autoren knüpfen mehr oder weniger direkt an Theodor Fontanes Darstellungen von Land und Leuten in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* und in den Romanen an, das ist nur natürlich. Aus der Masse dieser Bücher ragt das vorliegende heraus, versteht es doch der Verf. ausdrücklich als "Huldigung" an Fontane, denn der Dichter habe "uns mit den Wäldern und Seen, mit Städten und Dörfern, mit Kirchen, Burgen und Schlössern, ganz besonders aber mit den Geschlechtern, den Menschen vertraut gemacht, die dieses Land prägten und von ihm geprägt worden sind" (S. 9f., Vorwort). So wird Krockow denn auch nicht müde, Fontane zu zitie-

ren, zuweilen seitenlang (S. 99 - 112 über das Rhinluch, S. 150 - 156 über Fontanes Kindheit in Neuruppin, S. 157 - 162 über die Neuruppiner Bilderbogen, S. 187 - 192 über Liebenberg).

Diese Zitierfreudigkeit im Hinblick auf Fontanes Werke erinnert an einen anderen Autor, den Journalisten des Berliner Scherl-Verlags Hanns Bornemann; auch er ließ sich in seinem zweiten Brandenburgbuch "Spuren im Sand - Mark, Menschen, Schicksale" (Berlin 1938) oft von Theodor Fontane leiten, und schließlich erlag er, als die Rede auf den "Sandpoeten" Schmidt von Werneuchen kam, dem Reiz der Schmidt-Würdigung Fontanes so sehr, daß er sie, nur leicht gekürzt, auf neun Seiten seines Buches wiedergab. Um auf Krockow zurückzukommen, sei angemerkt, daß er aus anderen Büchern ebenfalls ausgiebig zitiert, etwa aus der Lebensbeschreibung von Friedrich August Ludwig von der Marwitz und dem Gästetagebuch in Schloß Wiepersdorf.

Reichlich zwanzig Ziele der Fahrten des Verfassers durch die Mark Brandenburg sind auszumachen, von Lehnin und Chorin am Anfang bis Hohenfinow und Friedersdorf (bei Seelow) am Ende. "Wege in unsere Geschichte" (so der Untertitel) wollte Krockow einschlagen und hat daher durchweg geschichtsträchtige Orte und Landschaften angesteuert, die ihm immer wieder Gelegenheit zu historischen Rückblicken und Ausblicken geben und darüber hinaus zu gedankentiefen Exkursen über Glaubenseifer und Toleranz, Pflicht und Glück, Preußentum, den Jagdeifer der Landesherren, über Träume vom schöneren Leben einst und jetzt und den ganz konkreten Neuanfang nach jahrzehntelanger Gewaltherrschaft.

In solchen Themenkomplexen hat Krockow die Beschreibungen seiner Fahrten gebündelt. Herausgekommen ist ein anspruchsvolles Werk, das dem Leser vielfältige, über die Mark Brandenburg hinausreichende historische Zusammenhänge vermittelt. Auf diesem Gebiet liegt die Stärke des Autors, der einige Jahre als Professor für Politikwissenschaft an Universitäten wirkte. Seit 1969 ist er als freier Wissenschaftler und Schriftsteller tätig und mit einer ganzen Reihe von Büchern hervorgetreten, darunter eine vielbeachtete Biografie Friedrichs des Großen (1986).

Gegenüber der Geschichte treten andere Themenbereiche wie die Landschaft und die Naturschönheit der Mark deutlich zurück. In dieser Hinsicht hätte den Beschreibungen der Fahrten etwas mehr "Frischluff" gutgetan. Überblickt man die vom Verf. besuchten Orte, so ergibt sich ein eigenartiges, starkes Übergewicht der nördlichen Hälfte Brandenburgs. Aus der südlichen "Hemisphäre" der Mark sind lediglich Branitz (sehr kurz), Wiepersdorf und Meinsdorf vertreten. Wie viele historisch reizvolle Ziele könnte der Autor im Fläming, um Jüterbog und Luckenwalde, auf dem Teltow, in Beeskow-Storkow und der Niederlausitz aufsuchen und in einem zweiten Band behandeln, es wäre zu wünschen!

Das sauber gedruckte und gut ausgestattete Buch enthält etwa vierzig Fotos, von denen der Autor drei Viertel selbst beigesteuert hat. Der Schutzumschlag ist mit der Wiedergabe eines Ölbildes von Walter Leistikow ("Blick auf die Havel", 1900) besonders gelungen: Mit seinem typisch märkischen Motiv bringt er den Leser sofort auf die richtige "Wellenlänge".

Theodor Fontane: *Zwei Post-Stationen*. Faksimile der Handschrift. Hrsg. von Jochen Meyer. - Marbach am Neckar 1991 (= Marbacher Schriften. 34). 64 S.

(Rez.: Helmuth Nürnberger, Hamburg)

Eine geglückte Überraschung ist anzuzeigen, das Erscheinen einer bisher ganz unbekanntem Erzählung des jungen Fontane: *Zwei Post-Stationen* heißt das Werkchen, das vor knapp 150 Jahren vom Autor an die Redaktion des "Morgenblatts für gebildete Leser" eingesandt worden sein dürfte und "vor einigen Jahren schon", wie das Nachwort zur nunmehr erfolgten Publikation in der Reihe der "Marbacher Schriften" berichtet, von Ursula Ackermann beim Katalogisieren zumeist anonymen Manuskripte im Cotta-Archiv des Deutschen Literaturarchivs aufgefunden wurde. Bei allem, was mit der Post zusammenhängt, so lernen wir ein weiteres Mal, geht's offenbar nicht so schnell, aber nunmehr besteht vermehrt Anlaß zu Freude und Dank, handelt es sich doch um eine buchkünstlerisch liebevoll betreute, sorgfältige Edition. Geschmückt mit der 1843 in Dresden entstandenen Kreidezeichnung des jungen Fontane von Hermann Kersting, bietet sie zunächst das Faksimile der eigenhändigen Reinschrift des Manuskripts, sodann die gewissenhafte Transkription des Textes, einen ausführlichen Kommentar und ein schönes Nachwort von Jochen Meyer.

Erzählprosa des jüngeren Fontane ist rar. Zwischen der ersten überlieferten Erzählung *Geschwisterliebe* (erschienen 1839 im "Berliner Figaro") und seinen Beiträgen für den von Franz Kugler und ihm selbst besorgten ersten Jahrgang der "Argo" 1854 (*Tuch und Locke, James Monmouth, Goldene Hochzeit*) klaffte bisher eine 15 Jahre umfassende Lücke. Zwar vermitteln uns die Korrespondenzen für die "Eisenbahn" und andere Blätter, das *John Prince*-Manuskript und die Jugendbriefe eine recht gute Kenntnis des Stils, den Fontane damals schrieb. Aber die fiktive Prosa dieser Zeit, vor allem der angeblich an unbekanntem Ort gedruckte Roman *Du hast recht getan* ist verloren oder verschollen. Mit den *Zwei Post-Stationen* kennen wir nun einen Text, der, wie der Herausgeber wohl zutreffend vermutet, um 1845 entstanden sein dürfte (nach meinem Gefühl noch eher früher als später).

Eine präzise Datierung ist auf Grund der bisher bekannten Quellen nicht möglich, denn die Korrespondenz mit dem Redakteur des "Morgenblatts" Hermann Hauff, die mutmaßlich 1843 einsetzte, ist erst ab 1847 erhalten. Nur aus dem Text selbst, seinem "Zitatenputz, seinen Anspielungen, Kalauern und Geistreichigkeiten" (S. 54) sowie aus dem Duktus der Handschrift konnte Meyer Schlüsse ziehen.

Hinweise zur Entstehungszeit enthalten im weiteren Sinne auch die Äußerungen über Preußen und den Un(-Geist) der Restaurationszeit. Der alte Fontane, der in der Autobiographie auch über die politischen Anschauungen seiner Jugend einen mildernden Schleier warf, hat sich in *Von Zwanzig bis Dreißig* selbst verspottet: "Daß die Freiheit noch nicht da war, machte mich weiter nicht tief unglücklich, ja vielleicht war es ein Glück für mich, ich hätte sonst nicht nach ihr rufen können." Die Reflexionen unseres Erzählers in der kalten Passagierstube der Poststation offenbaren in der Tat noch kein tieferes Leiden. "Ich... hüllte mich... fester in meinen Mantel" (das ist eine Lieblingsgebärde des jungen Fontane, wie er gesehen werden will, so steht er auch "wie der Sieger von Marengo" 1844 am Bug des Schiffes, das ihn nach England trägt, und zitiert Byron) "und begann aus

Langerweile (man verzeihe das Motiv) die Kunstschätze des Zimmer's zu mustern. O, Himmel, da hing die Loyalität, und vor allem der Patriotismus in ganzen Schubkarren-Ladungen an der Wand." (S. 32f.) Besonders die Ankunft Blüchers im Elysium verfolgt er mit gezieltem Spott. "Auf himmlischen Frieden muß er nicht gerechnet haben, denn der Säbel hängt lang und breit an seiner Linken. Dicht hinter seinem Kopf erglänzen vier Sterne, die so etwas wie Himmelsglorie bedeuten sollen, aber wie Verdienstmedaillen und Adlerorden aussehen, die er auf Erden vergessen hat und durch einen Expressen nachgeschickt erhält. Der alte Fritz, den Krückstock, just als wär' er ein Polizei-Diener, unter dem Arm, empfängt ihn und schüttelt ihm so kräftig die Rechte, daß sich der Zopf zu bewegen scheint, der wie ein Rattenschwänzchen, auch im Elysium den Rücken des großen König's ziert. Die elysäischen Gefilde scheinen übrigens ihr bestimmtes Publikum zu haben, wie Pera, oder die Judengasse zu Frankfurt, oder das Quartier-latin zu Paris, denn man gewahrt darinnen nichts wie Preußen, was mir die vorteilhafteste Meinung von der göttlichen Gerechtigkeit beibrachte." (S. 33)

Der "vormärzliche Witz... eine Geisteskrankheit der höheren Stände, letzter Rest jener vormärzlichen Ironie, die zur Tieck-Schlegel-Zeit den ganzen Ton bestimmt hatte", wie Fontane später urteilte, hält den jungen Autor noch sehr in seinem Bann. Besonders literarische Lesefrüchte gibt es im Überfluß, wobei vor allem Shakespeare, Goethe und Schiller, ferner die Bibel, Homer, Cervantes, Wieland, Münchhausen, Bürger, Tieck, Uhland, Börne, Heine, aber auch vergessene Größen (August Tiedge, Johann Christoph Friedrich Haug) zitiert und parodiert werden. Dies alles auf wenigen Seiten - wer wie der Herausgeber all die Anspielungen aufzuschlüsseln unternimmt, hat zunächst mutmaßlich nicht soviel uneingeschränktes Vergnügen daran wie später der Leser. Umso sympathischer berührt die unauffällige Leichtigkeit des Kommentars. Er stellt sich zuletzt wie eine Fortsetzung des Textes mit anderen Mitteln dar, belegt und bringt er doch zu Gehör, worauf es den ehrgeizigen jungen Autor in virtuosen kleinen Fingerübungen anzuspielen drängte. Fontanes poesieverliebter Bildungsquiz bedarf inzwischen der mitgelieferten Auflösung, damit der Leser das launige Geheimnis dieses Textes (wenn er denn eines hat!) ohne Abstriche erkennt: Die Literatur kommt von der Literatur, das Schreiben vom Lesen.

Es ist neben der Unbequemlichkeit vor allem die "Langerweile", die den Reisenden im Vormärz auf den Poststationen, auf den Anfahrtsstrecken zu ihnen und auf den Routen dazwischen quält. Nostalgie á la Eichendorff oder Lenau ist daher durchaus unpassend und die Eisenbahn sowie der Fortschritt insgesamt zu loben. Wenn aber junge Leute unterwegs sind, gibt es doch allerlei Kurzweil. Beschreibt das nun ein künftiger Literat, ist vor allem für verbale Munterkeit und Selbstironie gesorgt - von der "strandgeborenen Möwe" (Analogie zur "schaumgeborenen Venus") bis zu "Schöne Minka, ich muß scheiden", von "Mondbeglänzte Zaubernacht" bis "Doch als es morgens tagte,/ Mein Kind, wie staunten wir!/ Denn zwischen uns saß Amor,/ Der blinde Passagier." Behaglich und augenzwinkernd-zufrieden kontrastiert das Plattdeutsch des Kutschers zur nervösen Sprache des sich verwöhnt gebenden Städters, der "an den Mokka des Herrn Stehely so gewöhnt (ist), wie das Kind an die Mutterbrust, oder ein Sekonde-Lieutenant an Billet-doux's und Mahnbriefe." (S. 32)

Natürlich muß man die *Zwei Post-Stationen* nicht weiter wichtig nehmen. Wäre ihr Autor nicht der große Romancier geworden, als der er uns vor Augen steht, kein Hahn würde, drastisch gesagt, mehr nach ihnen krähen. Kein Zweifel auch,

daß Fontane dieses Prosastück später nicht mehr zum Druck gegeben haben würde. "In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntnis 30 Jahre früher gehabt als in der Prosa", hat er 1882 an seine Frau geschrieben, "daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus derselben Zeit mich beständig geniert und erröten macht." Ein solches Urteil ist indessen ganz und gar eine Frage der Perspektive. Der Fontane von 1882, ein großer Prosaerzähler, Autor von *Vor dem Sturm* und *Schach von Wuthenow*, aber als Künstler immer noch auf dem Wege, durfte und mußte seine dilettantischen Anfänge verwerfen. Der Fontane-Verehrer von 1992 mag sich der *Zwei Post-Stationen* als einer hübschen Talentprobe dagegen unbefangen erfreuen. Er kann manchen für den späteren Fontane bereits charakteristischen Zug darin entdecken, und er wird sich vielleicht an das merkwürdige Urteil von Fontanes hochgebildetem Jugendfreund, dem späteren Oxford-Indologen und Sprachforscher F. Max Müller erinnern: "Er hätte ein zweiter Heine werden können..." Allen an dem Fund in Marbach und seiner Auswertung Beteiligten ist für diese *Trouvaille* zu danken.

Obwohl wir zu dem Buch von F. C. Delius, "Die Birnen von Ribbeck", bereits im Heft 52 (S. 167-68) einen kurzen Kommentar veröffentlichten, halten wir den Beitrag von Torsten Uhde (Student der Germanistik an der Humboldt-Universität Berlin) für beachtenswert und stellen ihn deshalb als Stimme eines jungen Interpreten unseren Lesern zur Diskussion:

Red.

Torsten Uhde, Berlin

F. C. Delius' Birnen von Ribbeck oder ein westdeutscher Ostdeutscher läuft Amok*

"Ribbeck, Ribbeck, da war doch was?", fragte sich der Schriftsteller Friedrich Christian Delius, als er vor Fertigstellung der Autobahn auf der Transitstrecke von Westberlin nach Hamburg durch das märkische Dorf mußte. "Ja, Fontane", fiel dem Literaten ein, "Fontanes Ballade 'Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland'". Nach dem Fall der Mauer dann verschlug es ihn auf einem Ausflug in den Ort, und er kam zufällig ins Gespräch mit einigen Einwohnern, denen das Buch auch ausdrücklich gewidmet ist. Delius erfährt von dem selbstherrlichen Birnbaumfest seiner Landsleute und erkennt in dem, was ihm die Leute sagen und wie sie es sagen, sein Thema und die Idee der literarischen Umsetzung.

So beginnt die Erzählung ganz authentisch mit dem Einzug einer Kolonne Westdeutscher in das Dorf. Sie bringen Geschenke mit und auch einen Birnbaum (Fontane, Fontane!), den sie pflanzen und um den sie ein Fest veranstalten, für

*"Die Birnen von Ribbeck" von Friedrich Christian Delius, Rowohlt Hamburg, 1991.

sich selbst und für alle Einwohner. Einem Einheimischen hat der Westschnaps die Zunge gelöst, und er hebt an zu erzählen. Er erzählt die Geschichte und die Geschichtchen seines Ortes. Zwar kommen auch Napoleons Soldaten darin vor, doch im wesentlichen ist es die Geschichte unseres Jahrhunderts mit seinen wechselnden Obrigkeiten. Es ist unmöglich, ihn zu unterbrechen; sein Monolog ist wie ein Sturzbach. Folgerichtig ist die ganze Erzählung ein einziger Satz, nur Kommas, Absätze und nach 79 Seiten der Punkt. Es ist eine Chronik, aber eine Chronik ohne Chronologie. Das Reden dieses namenlosen Bauern springt zurück in die Zeit unter dem Junker vor vielleicht siebzig, den Nazis vor fünfzig und den jüngsten Herrschern vor drei oder vor zwanzig Jahren. Er tippt ein Thema an, wechselt die Zeit, kehrt ausführlicher werdend dorthin zurück, um die Ebene erneut zu wechseln. Gerade hat der Leser sich an Begriffen, wie "Gutsherr" oder "LPG" orientiert, ist der Erzähler schon anderswo.

Diese Irritation läßt die Grenzen zwischen den einzelnen Etappen deutscher Geschichte zerfließen, die wir uns doch angewöhnt haben separiert, als "Kaiserzeit" oder "Drittes Reich" etwa zu betrachten. Es entsteht eine neuartige Zusammenschau deutscher Geschichte in unserem Jahrhundert, und das aus einem neuartigen Blickwinkel, von einem Fünfhundert-Seelen-Dorf namens Ribbeck aus gesehen. Alle Rückblicke haben ihren Ausgangspunkt nach der deutsch-deutschen Vereinigung in den neuen Bundesländern, und dorthin finden sie immer wieder zurück. Der das beschreibt, ist Westberliner, und die Perspektive, die er wählt, ist ostdeutsch. Nach den Erfahrungen eben dieser Gegenwart dürfte man skeptisch sein, ob ein "Westler" sich überhaupt in einen DDR-Bürger einfühlen kann, hier noch dazu ein Städter in einen Dörfler.

Die Hauptfigur ist der vom Lauf der Ereignisse überrollte "Ostler", der sich und seine Sprache zu finden beginnt zwischen der unverarbeiteten Vergangenheit, der irritierenden Gegenwart und einer ungewissen Zukunft. Er hatte geschwiegen, "weil über jedem dritten Bier einer Ohren machte" (S. 14). Er ist noch lange nicht fertig mit dem, was da war: Erst "neulich kam es heraus: wer und wer nicht die Berichte weitergab nach Nauen, Potsdam, Berlin, fünfzehn Spitzel auf fünfhundert Einwohner" (S. 14). Er bräuchte noch Zeit, um nachzudenken und abzurechnen mit unfähigen Funktionären, die mit ihren Weisungen das Land ruinierten und damit, "im Land der Hosenscheißer selber Hosenscheißer" gewesen seien (S. 39). Gleichzeitig sind schon bedrohliche neue Probleme da, wenn die alten Besitzer kommen, "die sich in Bügelfaltenhosen und hellen Mänteln breitbeinig vor die Häuser stellen, mit gierigem Blick und blitzendem Zollstock über den Putz fahren und mit der Videokamera aufzeichnen und mitnehmen, was wir hergerichtet haben zwanzig Jahre lang, für ein Brett eine Stunde angestanden, jeder Wasserhahn ertauscht" (S. 11).

Es ist der knappe, den Gedankenfaden immer wieder zerreißende und aufnehmende Erzählstil, der es möglich macht, alle diese Zeitthemen aufzugreifen, ohne in Details gehen zu müssen, über die der Autor einfach nicht verfügen, die er nicht wissen kann.

F.C. Delius legt das erste literarische Werk zur gerade erst vollzogenen deutschen Einheit vor und wirkt erstaunlich überzeugend dabei. Wieder hat es einer "von drüben" geschafft und bestätigt so die Worte, die er seiner erdachten Figur zuschreibt: "und immer seid ihr einen Takt schneller und einen Schritt voraus

und eine Mark teurer und einen Schlag heftiger und einen Stich bunter, wir bleiben in der Verlustzone, in der wir uns schon häuslich eingerichtet hatten" (S. 60).

Aber dieses kleine Buch bietet mehr als nur das rechte Thema zur rechten Zeit. Das Wechselspiel der Zeitebenen untereinander und aller Ebenen wiederum mit dem Gedicht Fontanes ist eine gelungene literarische Leistung. Jede Zeitebene hat ihren Birnbaum als Charakteristikum. Der erste entspricht dem des Gedichts; sein Stumpf stand später als Reliquie mitten in der Kneipe und wurde in den unlängst zu Ende gegangenen Zeiten in die Abstellkammer verbannt. Der zweite, aus Tradition gepflanzte, wurde 1945 von den einrückenden Russen umgefahren. Einen dritten hatte man heimlich aus Trotz gegen die herrschenden Ideologen gepflanzt, die keine Legende von einem guten Gutsherrn dulden wollten. Er hat nie Früchte getragen. Und Birnbaum Nummer vier kam aus dem Westen. Das festlich begossene teure Stück ist die falsche Sorte für diese Gegend und wurde an falscher Stelle gepflanzt. Kommt der Monolog in der Junkerzeit an, dann wird aus der Reibung zwischen Gedicht und Erzählung direkte Konfrontation. Ohne die positive Handlung der Ballade selbst in Abrede stellen zu wollen, entwirft der Autor ein Umfeld für sie, das kaum noch Raum für eine positive Bewertung läßt. Er zeigt das Leben der Dorfbewohner mit harter Arbeit von früh bis spät für einen Hungerlohn, mit Prügel und Mützeziehen vor dem hohen Herrn.

Episode auf Episode setzt sich ein düsteres Bild der Demütigung zusammen. Ja, sogar das mittelalterliche Recht der ersten Nacht wird ins Spiel gebracht, das aus den ob ihrer Armut beschenkten Dorfkindern die illegitimen eigenen werden läßt. In einem so gesteckten Rahmen verkommt die mildtätige Haltung des alten Ribbeck im Gedicht zu einer in Wirklichkeit läppischen Geste. Die Verflechtung von Gedicht und Erzählung erschöpft sich nicht in der inhaltlichen Abhängigkeit beider Texte voneinander. Wendungen aus der Ballade sind in die Erzählung eingeflochten, z.B. "goldene Herbsteszeit" (S. 51, 78), "ein Birnbaum in seinem Garten stand" (S. 64), "wiste 'ne Beer?" (S. 71), "kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn" (S. 70). Am Schluß des Buches fließt alles ineinander, der Westschnaps tut seine Wirkung, aus der Rede ist Gestammel geworden und Gedichtfetzen und Anspielungen auf Vergangenheit und Zukunft gehen ineinander auf.

Friedrich Christian Delius gilt als linker Autor, d.h. als sozial- bzw. kapitalismuskritisch, der einen unartifizialen Dokumentarstil dem Ringen um Formvollendetheit deutlich vorzieht. Diese Kennzeichnung kann sich auf Prosawerke, wie "Schöne neue Siemenswelt" oder "Fensterplatz Mogadishu", berufen. Daneben war er immer auch experimentierfreudiger Lyriker. Erst kürzlich legte er einen Band Gedichte in japanischer Tanka-Form vor. (Japanische Rolltreppen, Hamburg 1989)

Jetzt scheinen beide Schaffensstränge des Autors zusammenzufließen. Es entsteht eine Verbindung dabei, an die man noch denken wird.

Ribbeck, Ribbeck, da war doch was?

Andrew Hamilton: Rheinsberg. Das Schloß, der Park, Kronprinz Fritz und Bruder Heinrich. Hrsg. von Franz Fabian. - Berlin: Aufbau-Verlag 1992. 270 S.

(Rez.: Peter Görlich)

Es gehört zu den unumstrittenen Tatsachen, daß der große Romancier Theodor Fontane bereits in seinem Jahrhundert zu jenen Autoren zu zählen war, die sehr unmittelbar und direkt auf andere Texte wirken konnten. Die Rezeptionsgeschichte des Fontaneschen Oeuvres ist wahrlich ein sehr "weites Feld" und wissenschaftlich bei weitem noch nicht erschlossen. Ein neues Mosaiksteinchen erscheint nun in diesem Kontext durch Franz Fabians Herausgabe des sorgsam edierten und liebevoll gestalteten Reisebuches von Andrew Hamilton "Rheinsberg. Das Schloß, der Park, Kronprinz Fritz und Bruder Heinrich" im für die Fontane-Literatur so verdienstvollen Aufbau-Verlag zu Berlin.

Rheinsberg, einschlägiges Touristenziel und historisches Kleinod im nördlichen Teil der Mark Brandenburg, hat in der deutschen Literatur vor allem durch Fontanes *Wanderungen* und Kurt Tucholskys "Bilderbuch für Verliebte" seine Spuren hinterlassen. Hamiltons Reisebuch ist dahingehend einerseits natürlich auch eine interessante Zugabe zur regionalhistorischen Literatur bezüglich Rheinsbergs und seiner näheren Umgebung, andererseits aber auch und besonders ein sehr konkreter Reflex auf den ersten Band der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*.

Wer war jener Andrew Hamilton und wie entstand das Buch, das sich so würdig in die lange und große Tradition europäischer, speziell englischer Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts einreihet. Von Hamilton ist so gut wie nichts bekannt geworden. Der Herausgeber hat selbst intensiv nachgeforscht und auch in verschiedenen Londoner Bibliotheken recherchieren lassen, ohne jedoch nachhaltigen Erfolg damit zu erzielen: der schreibenden Hamiltons gab es viele, unser Reisender hat offenbar nur diesen einen Text hinterlassen. Angedeutete Spekulationen des Herausgebers über ein vermutliches Pseudonym führen auch nicht sonderlich weiter.

Der sich selbst als simplen "Touristen" bezeichnende Hamilton bereiste Rheinsberg im Sommer 1872 für ca. drei Wochen. Er war auf das märkische Städtchen durch die Lektüre der damals sehr populären Friedrich-Biographie von Thomas Carlyle gestoßen, die der englische Essayist und Historiograph in sechs Bänden zwischen 1858 und 1869 erscheinen ließ. In Rheinsberg führte Hamilton offenbar sehr akribisch Tagebuch, das dann später zur verlässlichen Grundlage seines Buches avancierte. Die Erstausgabe seiner Rheinsberg-Beschreibung erschien in zwei Bänden bei John Murray in London 1880, die Ausgabe in deutscher Übersetzung, ebenfalls zweibändig, folgte relativ rasch in den Jahren 1882/83. Nachweisbar ist ein sehr großes Interesse des englischen Lesers, über den Absatz in Deutschland ist wenig bekannt. Desto mehr ist die Neuauflage, die sehr zu Gunsten des Lesers und der Lesefreudigkeit vom Herausgeber gekürzt wurde, hervorhebenswert.

Hamilton verschweigt keineswegs die "Anregungen", die er für sein Reisebuch durch Theodor Fontane und seine *Wanderungen durch die Grafschaft Ruppın* erhalten hat. Ganz im Gegenteil! Daß dabei zumindest stellenweise auf dem

schmalen Grat, der die "Anregung" vom Plagiat trennt, von Hamilton gewandelt wird, sei dem "simplen Touristen" verziehen. In dem sehr allgemein gehaltenen Abschnitt über die Mark Brandenburg erfolgt der direkte Hinweis auf die Einleitung zu den "Wanderungen", die gleichsam auch die Reise Hamiltons initiierte. Als direkte Quelle wird Fontane in den Bemerkungen zum "Menzer Forst", zu Köpernitz, zur Rheinsberger Kirche und zur Stadt Rheinsberg erwähnt.

Das Reisebuch Hamiltons hat als ein Stück erzählender Prosa einen beinahe "klassischen" Aufbau: den Rahmen bildet die detailliert beschriebene Situation des Reisenden, seine Unterkunft und seine Verköstigung u.ä. Dort eingewoben ist dann der eigentliche Kern des Erzählten, die Beschreibung der Stadt und der Landschaft, der Architektur, der Lebensweise der Menschen und ihre Mentalität, der Mythen und Sagen der Gegend, vor allem aber des Schlosses und Parkes von Rheinsberg. Von dort führt die direkte Linie zur umfänglichen Darstellung eines wichtigen Abschnittes preußischer Geschichte.

Das sogenannte Zentrum des Kernes, man verzeihe die Tautologie, bildet die historiographische Sicht auf die Rheinsberger Jahre Friedrich II., die sich dort anschließenden seines Bruders Heinrich und das sehr diffizile, ambivalente Verhältnis der beiden königlichen Brüder. Unter diesem Aspekt erweist sich das Reisebuch des englischen "Autors" vor allem auch als ein außerordentlich interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts in Preußen. Unsere Vorstellungen vom Begriff "höfisches Leben" werden umfänglich bereichert. Besonders anregend sind die Beobachtungen Hamiltons zum Interieur und seiner Funktion im Zusammenhang von Repräsentation und Lebensgefühl.

Der Liebhaber der Architektur des 18. Jahrhunderts und der Gartenbaukunst dieser Zeit wird ebenfalls an diesem schönen Band seine Freude haben. Sehr einfühlsam werden der Park, seine gartenbauliche Gestaltung, der Obelisk, besonders aber das Schloß und seine Gemälde, vor allem die Pesnes, vor den Augen des Lesers wachgerufen.

Fast prophetisch klingen Hamiltons futuristische Sentenzen zu einer möglichen touristischen Erschließung des Städtchens und seiner Umgebung, ohne daß unser Reisender vor über 120 Jahren natürlich die Risiken und ökologischen Folgen auch nur annähernd übersehen konnte. Hier hat ihn die Zeit längst überholt, ansonsten bereitet uns sein Reisebuch jedoch noch mancherlei Vergnügen.

INFORMATIONEN

Die

THEODOR FONTANE GESELLSCHAFT

stellt sich vor:

Am 15. Dezember 1990 wurde in Potsdam die "Theodor Fontane Gesellschaft e.V." als literarische Vereinigung gegründet. Sie ist einem Autor gewidmet, der im 20. Jahrhundert zunehmend weltweites Interesse gefunden hat und dessen Ehrung durch eine eigene Gesellschaft schon lange anstand, aber erst nach den Veränderungen in Deutschland möglich wurde.

Die Fontane-Gesellschaft will Wissenschaftler und Literaturliebhaber zusammenführen, um in vielfältiger Weise die Beschäftigung mit Leben und Werk des Dichters zu pflegen und zu fördern.

Dabei hat sich die Gesellschaft folgende ZIELE gesetzt:

- sie will das Werk Theodor Fontanes und das Andenken an seine Persönlichkeit der Nachwelt erhalten und einer weiteren Öffentlichkeit nahebringen;
- sie unterstützt mit ihren Möglichkeiten die Sammlung von Fontane-Materialien, von Literatur und Handschriften und damit zugleich u.a. das Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam als Stätte der Forschung und der Begegnung von Wissenschaftlern und interessierten Laien;
- sie will Bemühungen unterstützen, das außerordentlich umfangreiche Werk Fontanes, die Romane und Gedichte, die Reisefeuilletons und Theaterkritiken, die autobiographischen Schriften und Briefe endlich in einer, und zwar einer historisch-kritischen Gesamtausgabe, vereinen und so der Zersplitterung seines veröffentlichten Werkes ein Ende setzen;
- sie will der Erforschung von Fontanes Werk und seiner Zeit ein Forum schaffen, das Wissenschaftler aus aller Welt zu Diskussion und kritischer Auseinandersetzung versammelt und damit über das Interesse an Fontane hinaus der Beschäftigung mit Geschichte und Kultur des 19. Jahrhunderts neue Impulse gibt;
- sie will durch die Herausgabe von Publikationen das öffentliche Gespräch über Fontane und seine Zeit initiieren und fördern und so eine wichtige Funktion auch für das literarische Leben der Gegenwart übernehmen;
- sie beabsichtigt, Fontane-Stätten zu erhalten und zu erneuern, um hier durch Ausstellungen und andere Veranstaltungen das Andenken an den Dichter auch an den Orten seines Lebens und Wirkens wachzuhalten;
- sie wird Exkursionen durchführen, um die für Fontane so wichtige Verbindung von Literatur und Landschaft deutlich zu machen und um den Fontane-Verehrern die Möglichkeit zu geben, Schauplätze der Weltliteratur in der Mark Brandenburg zu besuchen;

- sie will Schüler und Studenten an das Werk Fontanes heranführen und Lehrer an Schulen und Hochschulen unterstützen, wenn sie in Lehre und Forschung Einsichten in das Wirken des Dichters vermitteln;
- sie will Menschen aus allen Teilen der Welt, die sich dem Schaffen Fontanes verbunden fühlen, Möglichkeiten der Begegnung und des Gedankenaustausches bieten, um über die literarische Diskussion hinaus - im Sinne Fontaneschen Denkens - die Verständigung und Toleranz zu fördern.

Alle diese Ziele können nur erreicht werden, wenn die Fontane-Gesellschaft eine möglichst große Zahl an Mitgliedern hat, die diese Intentionen mittragen und durch materielle wie ideelle Unterstützung tatkräftig fördern.

Gerade in den ersten Jahren ihrer Entwicklung ist die gemeinnützige Gesellschaft auf Hilfe jeglicher Art angewiesen, und sie ist für alle Spenden dankbar - große und kleine; diese sind steuerlich begünstigt.

Der Jahresbeitrag beträgt derzeit 60.- DM, für Schüler, Studenten, Niedrigrentner und Erwerbslose 10.- DM. Familienangehörige von Mitgliedern, die der Gesellschaft beitreten möchten, zahlen einen Jahresbeitrag von 30.- DM bzw. 5.- DM.

Die 2. Jahrestagung der Gesellschaft findet vom 9. - 11. Oktober 1992 in Gosen bei Berlin statt. Das Tagungsprogramm und weitere Informationen wurden im Mitteilungsblatt Nr. 3 der Fontane-Gesellschaft veröffentlicht.

Anfragen zur Mitgliedschaft in der Gesellschaft und zur Jahrestagung 1992 bitten wir zu richten an

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Postfach 336, 0-1561 Potsdam.

Wir gratulieren

unserem langjährigen Redaktionsmitglied, Autor und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs, Herrn Prof. Dr. Peter Wruck,
zum 60. Geburtstag.

Mit Dankbarkeit erinnern wir uns, daß 1965 das 1. Heft der "Fontane-Blätter" mit Ihrer Studie "Zum Zeitgeschichtsverständnis in Theodor Fontanes Roman *Vor dem Sturm*" eröffnet wurde.

Seit nunmehr 27 Jahren haben Sie, lieber Herr Wruck, die Geschichte unserer Zeitschrift mitgeschrieben, der Redaktion und dem Archiv mit Rat und Tat zur Seite gestanden und uns auch in der schwierigen Situation der letzten zwei Jahre unterstützt.

Dafür danken wir Ihnen herzlich und wünschen Ihnen beste Gesundheit, weiterhin Freude an der Forschung und Verbreitung des Fontaneschen Gedankengutes.

Fontane-Archiv

Nachruf

Am 20. März 1992 nahmen wir Abschied von einem unserer treuesten Leser und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs,

Herrn Friedrich Wilhelm Schmidt
aus Reutlingen.

Seit Jahrzehnten hatte er unsere Archivarbeit unterstützt durch die kostenfreie Übersendung von Literatur, von Presseinformationen und bibliographischen Hinweisen, die in der Zeit der politischen Abgrenzung nur schwerlich zu erlangen waren.

In schweren Zeiten sprach er uns Mut zu und setzte sich bereits im Juli 1990 mit Nachdruck für den Erhalt des Archivs mit allen Sammlungen in Potsdam ein.

Mit Freude nahm er die Gründung der Fontane-Gesellschaft auf und wurde deren Mitglied.

Wenn dereinst die Geschichte des Archivs weitergeschrieben wird, dann ist diese auch mit dem Namen des Verschiedenen verbunden.

Wir werden seiner stets in Ehren gedenken.

Fontane-Archiv

Brief an die Redaktion

Christian Grawe, Melbourne

Wer in den Spiegel sieht und sich nicht erkennt, der erschrickt. Mir log der Spiegel - um es Fontanisch zu sagen -, als ich in den Fontane Blättern (Heft 51) Volker Giel's Rezension meines Fontane-Artikels in Reclams Deutsche Dichter, Bd. 6: Realismus, Naturalismus und Jugendstil (Stuttgart 1989) las. Die Besprechung zeigt erstaunlich wenig Verständnis für die Aufgabe eines Handbuchartikels. Der Rezensent hätte doch wohl fragen müssen: Erfüllt der Aufsatz seinen Zweck, das heißt, ist er eine vertretbare kurze Gesamtdarstellung von Fontanes Entwicklung und Werk im Rahmen eines Sammelbandes, der für ein breiteres Publikum gedacht ist und eine bestimmte Zeit der deutschen Literatur in Autorenporträts vorstellt, wobei der Begriff Realismus als Orientierungspunkt schon im Titel auftaucht. Die Rezension läßt das völlig außer acht und überhaupt jedes Konzept vermissen. Sie beschränkt sich, von dem unseriösen Ton einmal abgesehen, auf unzusammenhängende Mäkeleien. Da ist Kleingeisterei am Werk. Das ist schade, aber damit muß ein Autor leben, denn nicht jedem ist es ja gegeben, das Rezensieren zu einer sinnvollen, aufbauenden Kunst, zum geistigen Dialog zu machen. Wogegen ein Autor sich allerdings verwahren muß, sind Irrtümer, Entstellungen und unbegründete Ablehnung, wie sie Giel's Besprechung enthält:

1. Giel wirft mir "stilistisch-semantische Ungereimtheiten" vor und zitiert als Beispiel u.a. den Satz: "Der Zauber seiner Romane beruht nicht zuletzt auf der Fülle der darin geschilderten... Frauen." Aber wie heißt mein Satz in Wirklichkeit? "Der Zauber seiner Romane beruht nicht zuletzt auf der Fülle der darin geschilderten tapferen, rührenden, klaglos leidenden, menschlich erschütterten Ehefrauen, Liebhaberinnen und geschiedenen Frauen." Wo ist da die stilistisch-semantische Ungereimtheit? Giel selbst hat sie erst durch Verstümmelung meines Satzes geschaffen. Das hat mit wissenschaftlicher Kritik nichts zu tun.
2. Giel behauptet, ich hätte *Grete Minde* und *Ellernklipp* "schlankweg in die Nähe des Butzenscheiben-Historismus" gerückt. Aber Giel kann schlankweg nicht lesen, denn meine Formulierung heißt: "Die davor (vor *Schach von Wuthenow* und *L'Adultera*) liegenden historisch-balladesken Erzählungen zeigen nur Ansätze einer gesellschaftlichen Durchdringung des Stoffes und sind nicht frei von Butzenscheiben-Historismus. Aber sie erproben prekäre Frauengestalten, die Languissant-Verführerische und die gesellschaftlich geächtete Sünderin, und machen schon das genau beobachtete Milieu zum unlösbaren Teil der Figuren." Will Giel dieses, wie es sich in einem Handbuchartikel doch gehört, balanzierte Urteil wirklich bestreiten? Und wie?
3. Giel bemängelt, "Auf das einzelne Werk läßt sich Grawe so gut wie gar nicht ein, (...)." Aber das ist eindeutig falsch. Auf S. 142 *Ellernklipp*, auf S. 143, 144 *Effi Briest*, auf 145 fast eine ganze Seite über *Vor dem Sturm*, auf S. 146 *Schach von Wuthenow*, auf S. 147 *Frau Jenny Treibel*, *Irrungen*, *Wirungen*, *Die Poggenpuhls* und *Der Stechlin*. So dient von den neun Seiten, die sich aus den insgesamt 22 1/2 Seiten mit den Romanen beschäftigen, etwa die Hälfte verschiedenen Aspekten einzelner Romane.

4. Giel verwahrt sich gegen meine kritische Einschätzung von Fontanes literarischen Anfängen. Aber will Giel ernsthaft mein Urteil bestreiten, Fontane "begann mit Lyrik voller spätromantischer Landschafts- und Gefühlsklischees, die in einfachen Strophen und Naturbildern Einsamkeit und Todesahnung, Liebeswehmut und -glück, religiöse Zuversicht und Verzweiflung besingen"; daß die frühe Erzählung *Geschwisterliebe* "bis auf den sozial wachen Anfang sentimentaler Kitsch" ist; daß Fontanes politische Lyrik der vierziger Jahre den Herwegh-Ton nachahmt und aus der damals aktuellen politischen Lyrik nicht herausragt? Wodurch denn täte sie das, und mit welchen Gedichten? Will Giel ernsthaft bezweifeln, gegenüber den radikalen politischen Texten der vierziger Jahre treten bei Fontane in den fünfziger Jahren "soziale und politische Belange völlig zurück"? Es ist doch eine Entwicklung der Fontaneforschung des letzten Jahrzehnts, Fontanes konservative Wende ernst zu nehmen, anstatt sie aus ideologischem Bedürfnis herunterzuspielen.
5. Giel paraphrasiert meine notwendigerweise kurze Charakterisierung des Theaterkritikers Fontane folgendermaßen:

Den Theaterkritiker Fontane wiederum kann Grawe gar nicht genug preisen. Unter einem "Fontane sei es gewesen, der 'die Theaterkritik seiner Zeit... revolutioniert(e)' (S. 138) habe", geht es da nicht nicht ab. Warum? Nun, weil er "Unparteilichkeit, Entschiedenheit des Urteils und literarische(n) Sachkenntnis" (ebd.) zu vereinen wußte. Weil er in seiner "typisch(e) unpräzise(n), zurückhaltenden Art... Maßstäbe aufstellte und bei fachlicher Solidität eine nie gekannte Lesbarkeit erreichte" (S. 138f.). Dies allein aber kann m.E. wohl nicht hinreichen, Fontane damit die Rolle eines Revolutionärs der Theaterkritik zuzuweisen.

Ich stelle dieser höhnischen Kennzeichnung meinen Text gegenüber:

Fontane "übernahm (...) ohne Vorbildung (...) das Resort des Theaterkritikers der königlichen Schauspiele für die großbürgerlich-liberale 'Vossische Zeitung', (...). Anfangs wegen seiner Initialen Th.F. Theaterfremdling genannt, erwarb er sich allmählich aufgrund seiner Unparteilichkeit, Entschiedenheit des Urteils und literarischen Sachkenntnis allseitigen Respekt und revolutionierte auf seine typische unpräzise, zurückhaltende Art auch die Theaterkritik seiner Zeit, indem er Maßstäbe aufstellte und bei fachlicher Solidität eine nie gekannte Lesbarkeit erreichte".

Es braucht wohl, wenn man die Texte nebeneinandersieht, nicht erläutert zu werden, daß Giel meine Aussagen entstellt. Er sei nebenbei darauf hingewiesen, daß in Klammern gesetzte Endbuchstaben nach wissenschaftlichen Gepflogenheiten nicht den zitierten Wortlaut wiedergeben, sondern gerade das aus grammatischen Gründen notwendige Abweichen von ihm.

6. Giel behauptet, ich stellte Fontane fälschlich als "unerbittliche(n) Zeitkritiker par excellence" dar, und verweist ohne Zitate auf S. 142 und 146f. meines Artikels. Ich zitiere die entsprechenden Passagen:
- S. 142 "Fontanes Romane, deren Handlungskern meist der Wirklichkeit entnommen ist, kreisen um die gesellschaftlichen Konstellationen, die das Individuum prägen, verformen, unterdrücken und verurteilen. Die

darin angelegte Kritik trifft den moralischen und verhaltensmäßigen Rigorismus des gesellschaftlichen und staatlichen Systems in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das dem Menschen die Entfaltung seiner natürlichen Spontaneität nicht gestattet, sondern Konformismus und die Abtötung des Herzens zugunsten gesellschaftlich sanktionierter Gebote erzwingt. Aber sie zielt auch auf eine im Menschen angelegte Grundspannung zwischen Gesellschaft und Individuum, die sich, wie vor allem in *Ellernklipp* ausgeführt wird, im Gegensatz zwischen Altem und Neuem Testament spiegelt. Das erstere besteht auf Vergeltung, das letztere predigt Vergebung, aber während diese das menschlich Höhere ist, kann nur jene die Basis einer gesellschaftlichen Ordnung abgeben. So muß das Individuum um des funktionierenden Gemeinwesens willen Verzicht, Demütigung und Strafe hinnehmen. Daß die preußische Gesellschaft seiner Zeit dieses Prinzip weit über das Maß des Notwendigen hinaustrieb, die Entfaltung des Menschen verhinderte und starre soziale Schranken aufrichtete, stieß auf Fontanes scharfe Kritik. Sie wirkt umso überzeugender, als die leidenden Protagonisten seiner Romane meist den tragenden Schichten des Staates angehören. Das menschlich Bewegende und intuitiv Erfasste solcher Einzelschicksale und die scharfe Analyse ihrer gesellschaftlichen Existenz ergeben das Typische an Fontanes Romanen."

S. 146f. "Fontanes Zeitromane stellen innerhalb der deutschen Literatur den geistig tiefsten und dichterisch geformtesten Kommentar zu Preußen-Deutschland zwischen der Reichsgründung und der Jahrhundertwende dar und entsprechen damit dem, was in der Philosophie Friedrich Nietzsche leistete. Fontane erkannte diese Epoche immer stärker als 'Zeit des Scheins und der Phrase' (an Maximilian Ludwig, 21. Januar 1890). Der Schriftsteller, der dabei allerdings entsprechend den Maximen des poetischen Realismus und den Gesetzen des Gesellschaftsromans die Arbeitswelt und die untersten Gesellschaftsschichten weitgehend aussparte, enthüllt die Brüchigkeit der bestehenden hierarchischen, patriarchalischen und autoritären Gesellschaftsordnung im signifikanten Einzelfall, der zum Paradigma gesellschaftlicher Probleme wird und mit diesen unlösbar verschmolzen ist. Kein anderer deutscher Romancier der Zeit bringt soviel zeittypisches Detail, soviel Zeitatmosphäre und soviel zeitcharakteristisches Sprachmaterial in sein Werk ein. Fontanes Romane sind ein kritisches Kompendium wilhelminischen Geistes und Geschmacks, preußischen Lebens und Selbstverständnisses.

Während Fontane dabei in der Ober- und Unterschicht sympathische menschliche Exemplare fand, war sein Verdikt über die geistlose, geldgierige Bourgeoisie unerbittlich. Lebensweisheit verkörpern häufig die alten Landadligen, Pastoren und Ärzte, die um die Gnadenlosigkeit sozialer Schranken, gesellschaftlicher Zwänge und moralischer Gebote wissen und ihnen im Privaten durch Menschlichkeit und Toleranz gegenzusteuern versuchen."

Rechtfertigen diese Passagen Giels Urteil?

7. Giel wirft mir vor, mein Fontanebild gerate durch die Einschätzung, das Romanwerk des Dichters "bringe den poetischen Realismus auf den Höhepunkt", "in Schiefelage". Was ich mit dem Stichwort "poetischer Realismus"

gemeint habe, ist in den unter 6. wiedergegebenen Zitaten schon ersichtlich, aber der Rezensent erspart es sich zu erwähnen, daß mein Artikel ausführt:

“Aber Fontane geht über dieses Dogma in mancher Hinsicht hinaus und bereitet damit die Erzählkunst des 20. Jahrhunderts vor. Er löst die dargestellte Wirklichkeit durch die tragende Rolle des Dialogs, die Integration verschiedener Briefstimmen und die Relativierung absoluter Standpunkte in eine durch und durch menschliche auf. Das Geschehen verbleibt innerhalb der Erzählwelt und bricht sich in einzelnen Perspektiven; die absolute Wahrheit löst sich in eine Reihe von subjektiven Wahrheiten, Urteilen und Ansichten auf. Leben ist so immer erlebtes Leben, Wirklichkeit auf den Menschen bezogene Wirklichkeit.”

Man sollte meinen, daß meine Formulierungen Giel davon abgehalten hätten zu sagen: “Mit poetischem Realismus freilich, in seinen idealbildnerischen, simplifizierenden Ausgleichsmustern, hat das (das Austragen von sozialen Konflikten in Fontanes Romanen, C. G.) nicht sehr viel gemein.” Natürlich nicht, aber wer hat das denn behauptet? Nur wenn man den poetischen Realismus insgesamt ausschließlich an den frühen theoretischen Texten aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts mißt, können hier Mißverständnisse über Fontanes Romane entstehen. Übrigens zeigen ja etwa Fontanes Theaterkritiken und literarische Urteile immer wieder, daß der Dichter das Konzept des poetischen Realismus auch theoretisch bis ins Alter vertrat.

Und so kann ich nur folgern: Giels grobe kritische Wertung trifft nicht auf meinen Fontane-Artikel zu, sondern auf seine eigene Rezension: “holzschnittartige Aussagen”, “imperativer Gestus”, “Schieflage”, “klassisches Fehlurteil”, “Leichtfertigkeiten”.

Dank

Wir danken herzlich allen Spendern, die dazu beigetragen haben, daß wir in den letzten Monaten - wie seit Jahren nicht mehr - wertvolle Primär- und Sekundärliteratur, Tondokumente und auch einige kostbare Handschriften erwerben konnten.

Bei weiteren Zuwendungen bitten wir, das Stichwort

“Fontane-Archiv” und als
cod. Zahlungsgrund: 06715/28 210 anzugeben.

Unser Konto: 1600 1500

BLZ: 1600 0000

Bundesbank, Filiale Potsdam.

Damit wird gewährleistet, daß Ihre Spende ausschließlich dem Erwerb von Sammlungsobjekten zugeführt wird. Auf Wunsch stellen wir Ihnen eine Spendenbestätigung aus.

Vertriebshinweise

Wir bitten unsere Leser, alle Veränderungen im Dauerbezug (Wohnwechsel oder Nachbestellungen) an das Theodor-Fontane-Archiv in 0-1561 Potsdam, Postfach 59 zu richten.

Folgende Einzelhefte der laufenden Serie sind noch durch das Theodor-Fontane-Archiv lieferbar:

Bd. II, Hefte 5, 7 u. 8; Bd. III, Hefte 4 bis 8; Bd. IV, Hefte 1 bis 5 u. 8; Bd. V und VI sind komplett lieferbar; ferner die Hefte Nr. 45, 48 u. 52 sowie die Sonderhefte 2, 4, 5 und 6.

Berichtigung

Im Beitrag von Irina Rockel in Heft 50, S. 5, muß es richtig heißen "100. **Todes-**tag des Neuruppiner Malers Wilhelm Gentz" und im Aufsatz von Dr. Gertrud George-Driessler in Heft 52, S. 173 (letzter Absatz) "mit der **Würdigung** der Komponisten." Wir danken für die Hinweise.

Symposium

Der Vorstand der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. plant für September 1993 im zeitlichen Zusammenhang mit der Jahresversammlung ein wissenschaftliches Symposium zum "mittleren" Fontane - dem Journalisten, dem Verfasser der "Wanderungen", der Kriegsbücher und des Romans "Vor dem Sturm".

Diese Veranstaltung soll in Potsdam stattfinden und ist der 1000-Jahrfeier der Stadt gewidmet.

Nähere Informationen folgen in einem der nächsten Hefte.

Nach Redaktionsschluß:

Wir danken sehr herzlich Herrn Dr. Joseph Wiehen und Gattin aus Raubling-Reischenhardt für eine außergewöhnlich großzügige Spende.

Durch diese Zuwendung wird es dem Fontane-Archiv ermöglicht, besonders kostbare Handschriften Theodor Fontanes für die Forschung und Publikation zu erwerben.

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Bearb.: Frauke Franke (Handschriften) und Peter Schaefer (Literatur). Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen von Mai 1991 bis März 1992

Handschriften

Durch den Austausch kriegsbedingt verlagerter Bibliotheksgüter zwischen der ehemaligen DDR und der BRD konnten wir Ende 1989 verschiedene Autographe Fontanes, die seit 1945 als vermißt galten, wieder in unseren Archivbestand aufnehmen (Vgl. auch H. 50, S. 153-154, H. 51, S. 207-209 u. H. 52, S. 180-182)

Fontane, Theodor: Allerlei Glück. Novellenentwurf. Skizzen, Entwürfe, Gespräche. Eigh.Ms. - 81 S., 2 Taf. - (N 11)

Fontane, Theodor: Wiedergefunden. Novellenentwurf. Eigh.Ms. - 18 S. - (N 12)

Fontane, Theodor: Eleonore. Novellenfragment. Eigh.Ms. - 14 S. beigelegt: Eigh.Titelbl. für: Sommerbriefe aus dem Havelland. - 1 S. - (N 13)

Fontane, Theodor: Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers in Deutschland. Eigh.Entwurf (Fragm.). - 18 S. - (P 29)

Fontane, Theodor: Bemerkungen und Notizen zur deutschen Literatur. Eigh.Notizen. - 6 S. - (P 30)

Fontane, Theodor: Liebe. Markau-Schwanebeck. Vorarbeit zu d. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Eigh.Notizen. - 7 S. - (Kf 21)

Fontane, Theodor: Landin. Vorarbeit zu d. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Eigh.Notizen. - 1 S. - (Kf 22)

Weitere Erwerbungen:

Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Steinhöfel, Sonnabend, 3. 5. (1862) an seine Frau Emilie. 4 S. - Betr.: Reise durch d. Mark (Cossenblatt, Amtmann Buchholtz, Pastor Stappenbeck; Beeskow, Fürstenwalde, Buckow). (HBV 62/31)* - Xerokopie des Originals (Ba 1008)

Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 28. 1. 1885 an seinen Sohn Friedrich. 4 S. - Betr.: Friedrichs Ausbildung als Buchhändler in Jena. (HBV 85/7) - Xerokopie des Originals (Ba 1009)

* HBV = Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. München: Carl Hanser Verlag 1988.

- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Krummhübel 6. 6. 1885 an seinen Sohn Friedrich. 4 S. - Betr.: Friedrichs weitere Ausbildung in Oldenburg. (HBV 85/64) - Xerokopie des Originals (Ba 1010)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Brotbaude b. Krummhübel 23. 7. 1888 an seinen Sohn Friedrich. 2 S. - Betr.: Dank f. Expl. "Zur guten Stunde"; Kritisches über Liliencron; Mete. (HBV 88/107) - Xerokopie des Originals (Ba 1011)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 18. 2. 1890 an seinen Sohn Friedrich. 4 S. - Betr.: Verlagsrechte für Stine - Ausgleich mit Theodor Fontane jun. (HBV 90/101) - Xerokopie des Originals (Ba 1012)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. u. U., Berlin 30.1.1860 an Musikdirektor F. W. Jähns. 3 S. - Betr.: Jähns u. Wichmann - Gäste i. Deliberations-Tunnel. (HBV 60/6) - Xerokopie des Originals (Ca 1684)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 28.12.1883 an "Meine gnädigste Frau". 2 S. - Betr.: Ablehnung e. Mitarbeit an d. Zeitschrift "Conrodia". (HBV nicht verz.) - Xerokopie des Originals (da 1197)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 25. 3. 1888 an "Hochgeehrter Herr Doktor" (vermutlich an Otto Arendt). 1 S. - Betr.: Mitarbeit am "Deutschen Wochenblatt". (HBV nicht verz.) - Xerokopie des Originals (Da 1198)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 9. 7. 1891 an (Georg) v. Graevenitz. 3 S. - Betr.: Wildenbruchs Dramen u. Geschichtsschreibung. (HBV 91/98) - Xerokopie des Originals (Ca 1686)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 1. 1. 1892 an "Gnädigste Frau". 2 S. - Betr.: Dank f. Buchgeschenk. (HBV nicht verz.) - Xerokopie des Originals (Ca 1687)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 17. 12. 1893 an Frau (Julie) v. Graevenitz. 4 S. - Betr.: Wertschätzung des verstorbenen Sohnes d. Fam. v. Graevenitz. (HBV nicht verz.) - Xerokopie des Originals (Ca 1688)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 11. 8. 1895 an (Georg) v. Graevenitz. 4 S. - Betr.: Empfehlung f. eine redaktionelle Tätigkeit; Wandel in der Auffassung Italiens als Ort publiz. Gestaltung. (HBV nicht verz.) - Xerokopie des Originals (Ca 1689)

Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Ausgewählte Werke in vier Bänden. Hrsg. v. T. Fontane [!]. - Essen: Phaidon o.J. (1991).

1. Vor dem Sturm. 718 S.
2. Schach von Wuthenow. Cécile. Grete Minde. L'Adultera. Unterm Birnbaum. Irrungen, Wirrungen. 804 S.
3. Stine. Mathilde Möhring. Unwiederbringlich. Frau Jenny Treibel. Effi Briest. 928 S.
4. Die Poggenpuhls. Der Stechlin. Bilder und Balladen. 702 S.

(91/49=1-4)

Fontane, Theodor: Die Dörfer im Ruppinschen. Hrsg. von Gotthard Erler. - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 7-14. (65/5536=52)

Fontane, Theodor: Drei Novellen. Tuch u. Locke. Goldene Hochzeit. James Monmouth. - Berlin: Weidler 1987. 74 S. (Limit. u. num. Ausg.; Aufl. 800 Expl.) (92/23)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. Mit e. Nachw., e. Zeittafel, Anm. u. bibliograph. Hinweisen von Dirk Mende. 9. Aufl. - München: Goldmann 1990. 380 S. (Goldmann Klassiker mit Erläuterungen; 7575) (81/49=3⁹)

Fontane, Theodor: "Glücklich machen ist das höchste Glück." Ein Fontane-Brevier. Hrsg. von Jost Perfahl. - München: Langen-Müller 1989. 156 S. (Die neuen Tieck-Bücher) (91/42)

Fontane, Theodor: Grafschaft Ruppın-Havelland. Auf d. Spuren Th. Fontanes durch d. Mark Brandenburg [Kalender mit Ausz. aus "Wanderungen durch die Mark Brandenburg", Bde 1 u. 3]. Mit 12 Fotos von Michael Ruetz. - Dt. Schillergesellschaft 1992. 26 gez. Bl. 68x38 cm (92/27f)

Fontane, Theodor: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Mit Bildern von Marta Koci. - Salzburg, München: Neugebauer 1990. 25 gez. S. (Bilderbuchsternchen; 13) (92/38)

Fontane, Theodor: Morgens um sieben der Zug des Wasser-Closets. Aus unbek. u. wiedergefundenen Texten Th. Fontanes. Wie man in Berlin so lebt. - In: Tagesspiegel v. 22. 11. 1991. (ZA 1991+)

Fontane, Theodor: Die Poggenpuhls. Roman. - Frankfurt/M.: Insel 1990. 140 S. (insel taschenbuch; 1271) (92/16)

Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 7 Bde. Bde 1-4 hrsg. von Gotthard Erler u. Rudolf Mingau (†). Bde 5-7 hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarb. von Therese Erler. 1. Aufl. - Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1991.

1. Die Grafschaft Ruppın. 775 S. (4. Aufl. d. Ausg. von 1976)
2. Das Oderland. 687 S. (4. Aufl. d. Ausg. von 1976f)
3. Havelland. 670 S. (4. Aufl. d. Ausg. von 1976f)
4. Spreeland. 671 S. (4. Aufl. d. Ausg. von 1976f)
5. Fünf Schlösser, Altes u. Neues aus Mark Brandenburg. 639 S. (3. Aufl. d. Ausg. von 1987)
6. Unbekannte und vergessene Geschichten aus Mark Brandenburg. I. Dörfer und Flecken im Lande Ruppın. 748 S. (1. Aufl.)
7. II. Das Ländchen Friesack und die Bredows. 498 S. Mit Karte. (1. Aufl.)

(92/29=1-7)

Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. von Helmut Nürnbergger. 3 Bde. - München: Hanser 1991.

1. Die Grafschaft Ruppın. Das Oderland. 1033 S.
2. Havelland. Spreeland. 885 S.
3. Fünf Schlösser. Von Fontane aus d. "Wanderungen" ausgeschiedene oder zur Aufnahme vorgesehen Kapitel. Aufs. aus d. themat. Umkreis d. "Wanderungen". Unveröff. Entwürfe. Anh. Reg. 1331 S.

[D. Ausg. basiert auf d. 3., revid. Aufl. von 1987 d. zuerst 1966-68 bei Hanser ersch. Ed. von W. Keitel u. H. Nürnbergger] (91/46=1-3)

Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. von Edgar Groß unter Mitwirkung von Kurt Schreinert. Vollständ. Ausg. in 5 Bdn. - Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1990.

1. Die Grafschaft Ruppın. 575 S.
2. Das Oderland. 454 S.
3. Havelland. 463 S.

4. Spreeland. 522 S.
5. Fünf Schlösser. 446 S.

[Lizenzausg. d. Nymphenburger Verlagsbuchhandlung] (91/14=1-5)

Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vollständ. Ausg. in 5 Bdn. Unter Mitwirkung von Kurt Schreinert hrsg. von Edgar Gross. - München: Nymphenburger 1991. 5 Bde im Schuber

1. Die Grafschaft Ruppin. 575 S.
2. Das Oderland. 455 S.
3. Havelland. 463 S.
4. Spreeland. 522 S.
5. Fünf Schlösser. 446 S.

[Nachdr. d. Taschenb.-ausg. von 1971 u. 1977] (92/28=1-5)

Fontane, Theodor: Wanderungen durch England und Schottland. 2 Bde. Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. 2. Aufl. - Berlin: Verlag der Nation 1991. 663 S. 645 S. Mit zeitgenöss. Ill. (80/26=1+2²)

Fontane, Theodor: [Ausz. aus "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" u. "Meine Kinderjahre"]. - In: Krockow, Christian Graf von: Fahrten durch die Mark Brandenburg. Wege in unsere Geschichte. 2. Aufl. Stuttgart: Dt. Verlags-Anstalt 1991, S. 99f. (92/20)

Fontane, Theodor: Werke, Schriften und Briefe. Hrsg. von Walter Keitel u. Helmut Nürnberg. Abt. I: Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes. 3., durchges. u. im Anh. erg. Aufl. - München: Hanser 1990.

- I, 1. Grete Minde. Ellernklipp. Quitt. Unterm Birnbaum. Schach von Wuthenow. Graf Petöfy. Anh. Editor. Notiz. 1039 S.
- I, 2. L'Adultera. Cécile. Irrungen, Wirrungen. Stine. Unwiederbringlich. Anh. 1054 S.
- I, 3. Vor dem Sturm. 903 S.

(Hf 62/7551=I, 1-3³)

Fontane, Theodor: Zwei Post-Stationen. Faks. d. Handschr. Hrsg. von Jochen Meyer. - Marbach: Dt. Schillergesellschaft 1991. 64 S. (Marbacher Schriften; 34) (92/25)[Vgl. Rez. in diesem Heft]

Fontane, Theodor: Zwei Post-Stationen. Nach d. bisher unveröff. Manusk. aus d. Redaktionsarchiv d. 'Morgenblatts für gebildete Leser'. E. Veröff. d. Cotta-Archivs. - Marbach: Dt. Schillergesellschaft 1991. 21 S. (Zum 25. April 1991 gedr. in e. Aufl. von 250 Expl.) (92/24)

Sekundär-Literatur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

Althoff, Gabriele: Weiblichkeit als Kunst. Die Geschichte e. kulturellen Deutungsmusters. - Stuttgart: Metzler 1991. 176 S. (Metzler Studienausgabe) [enth. S. 11-32: "Es ist soviel Unschuld in ihrer Schuld..." Kunst als Verge-wisserungsinstanz in Fontanes "L'Adultera".] (92/12)

Anderson, Paul Irving: Der Durchbruch mit Grete Minde. Ein Probekapitel aus Fontanes Biographie. - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 47-68. (65/5536=52)

- Asmuth, Bernd: Ostasiatisches in der deutschen Literatur. Zur Bedeutung d. Chinesen in Fontanes "Effi Briest". - In: Begegnungen der Kulturen in Ost und West. Festschr. für Hyogmyon Kwon zu seinem 60. Geb. Seoul 1987, S. 383-408. (ZA 1987)
- Bernd, Clifford Albrecht: Fontane's discovery of Britain. - In: The Modern Language Review. 87 (1992) 1, S. 112-121. (92/41)
- Bovenschen, Silvia: Theodor Fontanes Frauen aus dem Meer. Auch e. Mythos d. Weiblichkeit. - In: Macht des Mythos - Ohnmacht der Vernunft? Hrsg. von Peter Kemper. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1990, S. 359-383. (ZA 1990+)
- de Bruyn, Günter: Im Spreeland. Zwischen Lübbenau u. Berlin. Aus d. Reihe "Ganz persönlich". Beschreibungen in Zusammenarb. mit d. ZDF. Mit 33 Fotos von Eberhard Pansegrau u. e. Karte. - Freiburg i. Br.: Eulen Verlag 1991. 48 S. [enth. Ausz. aus Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. Spreeland) (92/7]
- Buck, Theo: Hommage für Roswitha. Zum Menschenbild Theodor Fontanes. - In: Deutsche Dichtung um 1890. Hrsg. von Robert Leroy u. Eckart Pastor. Frankfurt/M.: Lang 1991, S. 257-271. Sdr (92/2)
- Cheval, René: Fontane und der französische Kardinal. E. neuentdeckter Briefwechsel (1870-75) mit Césaire Mathieu, Erzbischof von Besancon. - In: ders., Anstöße und Rückwirkungen. Literat. Begegnungen zwischen Frankreich u. Deutschland. Ausgew. Aufs. Bonn: Bouvier 1990, S. 41-97. (Studien zur Lit. d. Moderne; 18) [zuerst 1983] (ZA 1990+)
- Drude, Otto: Wo liegt Hohen-Cremmen und wo wurde Effi Briest geboren? Ort u. Zeit bei Th. Fontane. - In: Mitt. d. Techn. Univ. Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig. 25 (1990) 3, S. 28-34. (91/34q)
- Friedrich, Gerhard: Die Witwe Schmolke. E. Beitr. zur Interpretation von Fontanes Roman "Frau Jenny Treibel". - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 29-46. (65/5536=52)
- George-Driessler, Gertrud: Theodor Fontane und die "tonangebende Kunst" (Eine späte Wiedergutmachung). - Diss. Univ. Augsburg 1990. 187 S.: Noten (92/3)
- Grimm, Gunter u.a.: "Stellt euch Hamburg in Trümmern vor und ihr habt Pompeji". Hebbel, Scheffel, Fontane: die distanzierenden Beobachter. - In: dies., "Ein Gefühl von freierem Leben". Dt. Dichter in Italien. Stuttgart: Metzler 1990, S. 172-187. (92/13)
- Guarda, Sylvain: Theodor Fontanes 'Irrungen, Wirrungen': ein Gesellschaftsportrait echter Menschlichkeit. - In: Michigan Germanic Studies. 14 (1988) 2, S. 123-138. (ZA 1988)
- Hettche, Walter (Hrsg.): Strümpfe und Schopenhauer. Ein bisher unbek. Brief Th. Fontanes an Karl Ferdinand Wiesike. - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 4-7. (65/5535=52)
- Jung, Winfried: "Bilder, und immer wieder Bilder". Bilder als Merkmale krit. Erzählens in Th. Fontanes "Cécil". - In: Wirkendes Wort. 40 (1990) 2, S. 197-208. (ZA 1990+)

- Jung, Winfried: Bildergespräche. Zur Funktion von Kunst u. Kultur in Th. Fontanes "L'Adultera". - Stuttgart: M&P Verlag für Wissenschaft u. Forschung 1991. 278 S. (zugl. Diss. Univ. Münster/Westf. 1990) (92/43)
- Kerekes, Gábor: Der Weg durch die Wüste - Theodor Fontanes Dramentheorie. - In: Acta Litteraria Academiae Scientiarum Hungariae. 31 (1989/1990) 3/4, S. 223-244. (ZA 1990+)
- Kerekes, Gábor: Gragger, Fontane und die Fakten. - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 91-106. (65/5563=52)
- Kirby, Sara Sophia: The function of folklore in Fontane's novels. - MPhil. University College London 1991. 157 S. 30 cm (92/10q)
- Konrad, Susanne: Die Unerreichbarkeit von Erfüllung in Theodor Fontanes "Irrungen, Wirrungen" und "L'Adultera". Strukturwandel in d. Darstellung u. Deutung intersubjektiver Muster. - Frankfurt/M. u.a.: Lang 1991. 186 S. (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Dt. Sprache u. Lit.; 1265) (91/48)
- Kretzenbacher, Heinz: Das Kulturthema Ehre. Über Ehre, Ironie u. kulturelle Interferenz: Ehebruch u. Ehrenkonflikt bei Th. Fontane u. Eca de Queirós. - In: Jahrb. Deutsch als Fremdsprache (München). 16 (1990), S. 32-75. (ZA 1990+)
- Masanetz, Michael: "Awer de Floth, de is dull!" Fontanes "Unwiederbringlich" - das Weltuntergangsspiel eines postmodernen Realisten. - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 68-90. (65/5536=52)
- Neuhaus, Stefan: Theodor Fontanes Ansichten über England und Schottland in seinen Briefen und Reiseberichten. - Dipl.-arb. Univ. Bamberg 1991. 281 S. 30 cm (91/41q)
- Nölke, Petra: Kindheit und Krankheit in Theodor Fontanes Roman "Effi Briest". - Magister-Hausarb. Freie Univ. Berlin 1992. 83 S. 30 cm (92/26q)
- Nürnberger, Helmuth: Einführende Worte zur ersten Jahresversammlung der Fontane-Gesellschaft am 27. 9. 1991 in Gildenhall. - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 109-113. (65/5536=52)
- Nürnberger, Helmut: Theodor Fontane. Mit Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. 18. Aufl. (98.-101. Tsd.). - Reinbek: Rowohlt 1991. 191 S. (rowohlts monographien; 145) (Hf 68/5215¹⁸)
- Nürnberger, Helmuth: "Sie kennen ja unsren berühmten Sänger". Künstler u. ihre Welt als Thema Fontanescher Gedichte. - In: Deutsche Dichtung um 1890. Hrsg. von Robert Leroy u. Eckart Pastor. Frankfurt/M.: Lang 1991, S. 175-209. Sdr (92/22)
- Ohl, Hubert: Zeitgenossenschaft. Arthur Schnitzler u. Theodor Fontane. - In: Jahrb. d. Freien Dt. Hochstifts 1991, S. 262-307. Sdr (92/8)
- Plett, Bettina: Tintensklaven mit Kronenorden. Diagnose, Travestie u. Kritik in Fontanes "Dichtergedichten". - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 15-29. (65/5536=52)
- Poser, Hans: Katholisierende Elemente bei Theodor Fontane. - In: Architectura poetica. Festschr. für J. Rathofer zum 65. Geb. Hrsg. von Ulrich Ernst u.

- Bernhard Sovinski. Köln, Wien: Böhlau 1990, S. 461-469. (Kölner germanist. Studien; 30) (ZA 1990+)
- Ramirez, Ana Sofia: Fontane, punto de partida en la recepcion critica de Galdós en Alemania. - In: Fremdsprachen. Ztschr. für Fremdsprachenberufe u. Fremdsprachen im Beruf (Berlin, Paris). 2-3/1992, S. 36-38. (ZA 1992+)
- Ritchie, Gisela F.: Von Kampf zu Kommunikation. Fontanes Enzyklopädie d. "Geschichtslosen". - In: dies., Der Dichter und die Frau. Frauengestalten durch drei Jahrhunderte. Bonn: Bouvier 1989, S. 67-209. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Lit.wissenschaft; 283) (91/40)
- Sagarra, Eda: Fontanes Roman: Der Stechlin. - In: Fontane-Blätter 52/1991, S. 115-128. (65/5535=52)
- Sagarra, Eda: Der Stechlin (1898): History and contemporary history in Theodor Fontane's last novel. - In: The Modern Language Review. 87 (1992) 1, S. 122-133. Sdr (92/42)
- Schüppen, Franz: Ein Hauch vom ganzen Fontane: "Was ich wollte, was ich wurde..." - In: Jahrb. d. Raabe-Ges. 1991, S. 129-131. (91/50)
- Schüppen, Franz: Theodor Fontanes plattdeutsches Bekenntnis. Sein Toast auf Klaus Groth vom 25. Sept. 1878. - In: Quickborn. Ztschr. für plattdt. Sprache u. Dichtung. 81 (1991) 1, S. 6-17. (ZA 1991+)
- Schwan, Werner: Der Apotheker Gieshübler und der Makler Gosch. E. Unters. zu zwei Nebenfiguren aus Th. Fontanes "Effi Briest" u. Th. Manns "Buddenbrooks". - In: Das Subjekt der Dichtung. Festschr. für G. Kaiser. Hrsg. von Gerhard Buhr u.a. Würzburg: Königshausen & Neumann 1990, S. 309-328. (92/46q=1)
- Sollmann, Kurt: Theodor Fontane. Irrungen, Wirrungen. - Frankfurt/M.: Diesterweg 1990. 108 S. (Grundlagen u. Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur) (91/47)
- Theodor Fontane: Eine Bibliographie. (Hrsg. von d.) Fontane Buchservice GmbH. - Berlin 1992. 19 S. [Verz. d. im Febr. 1992 über d. GmbH lieferbaren Fontane-Literatur] (92/40)
- Wolters, Stefan: Lektürehilfen Theodor Fontane "Frau Jenny Treibel". - Stuttgart: Klett 1989. 124 S. (Klett Lektürehilfen) (92/18)
- Zimmermann, Rolf Christian: 'Unwiederbringlich' - Nichtehe u. Scheintriumphe neuer Fontane-Philologie. - In: Architectura poetica. Festschr. für J. Rathofer zum 65. Geb. Hrsg. von Ulrich Ernst u. Bernhard Sovinski. Köln, Wien: Böhlau 1990, S. 471-490. (Kölner germanist. Studien; 30) (ZA 1990+)

2. Rezensionen

- Andermatt, Michael: Haus und Zimmer im Roman. Die Genese d. erzählten Raumes bei E. Marlitt, Th. Fontane u. F. Kafka. Bern u.a.: Lang 1987. Rez.: - P. Görlich in FBl 52/1991, S. 131-133.
- Berg-Ehlers, Luise: Theodor Fontane und die Literaturkritik. Zur Rezeption e. Autors in d. zeitgenöss. konservat. u. lib. Berliner Tagespresse. Bochum:

- Winkler 1990. Rez.:
- P. Görlich in *FBI* 52/1991, S. 155-158.
 - C. Laufer in *Referatedienst zur Literaturwissenschaft* 23 (1991) 2, S. 231-232.
- Die Briefe Theodor Fontanes. Verz. u. Reg. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. München: Hanser 1988. Rez.:
- G. Eversberg in *Schr. d. Th.-Storm-Ges.* 40/1991, S. 116-117.
- Delius, Friedrich Christian: Die Birnen von Ribbeck. Reinbek: Rowohlt Verlag 1991. Rez.:
- P. Görlich in *FBI* 52/1991, S. 167-168.
- Fontane, Theodor: Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Mit sämtl. Br. an d. Illustrator L. Burger und zahlr. weiteren Dok. Hrsg. von Walter Hettche. Heidelberg: Decker 1988. Rez.:
- B. Hinrichs in *Schr. d. Th.-Storm-Ges.* 40/1991, S. 114-116.
- Fontane, Theodor: Grete Minde. Mit Bildern von Ursula Kirchberg u. e. Nachw. von Regina Rusch. Hildesheim: Gerstenberg 1991. Rez.:
- K. Pörnbacher in *Süddt. Ztg* v. 22. 6. 1991.
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. Bd 6: Dörfer und Flecken im Lande Ruppin. Bd 7: Das Ländchen Friesack und die Bredows. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1991. Rez.:
- anon.: Fontanes nachgereichte Sottisen. In: *Der Spiegel* v. 20. 1. 1991.
 - G. de Bruyn: Berlin und die Mark. Spätes Glück für Fontane. In: *Frankfurter Allg. Ztg* v. 28. 12. 1991.
 - U. Gromer: Eine literarische Sensation. In: *Märkische Allg.* v. 23. 11. 1991.
 - S. Wirsing: Die Suche nach der provinziellen Ewigkeit. Fontanes märkische Wanderungen - das Produkt und seine Nachlese. In: *Tagesspiegel* v. 23. 2. 1992.
- Fontane-Brevier. Hrsg. von Bettina Plett. Stuttgart: Reclam 1990. Rez.:
- O. Keiler in *FBI* 52/1991, S. 149-151.
- Guarda, Sylvain: Theodor Fontane und das "Schau-Spiel". Die Künstlergestalten als Bedeutungsträger seines Romanwerks. New York u.a.: Lang 1990. Rez.:
- B. Müller-Kampel in *FBI* 52/1991, S. 159-162.
 - W. Paulsen in *Michigan Germanic Studies* 16 (1990) 1, S. 108-111.
- Hardenberg, Albrecht von: Wanderführer Mark Brandenburg. 40 Wanderungen auf d. Spuren Fontanes. Stuttgart: Dt. Wanderverlag Mair & Schnabel 1990.;
- Kahrs, Axel: Dichter. Reisen. Literar. Streifzüge durch Altmark, Prignitz und südwestl. Mecklenburg. Lüchow: Alte Jeetzel-Buchhandlung u. Verlag 1990. Rez.:
- H. Kühn in *FBI* 52/1991, S. 165-167.
- Kaiser, Nancy A.: Social integration and narrative structure. Patterns of realism in Auerbach, Freytag, Fontane, and Raabe. New York u.a.: Lang 1986.

Rez.:

-W. Paulsen in *FBI* 52/1991, S. 130-131.

Liebrand, Claudia: *Das Ich und die Anderen. Fontanes Figuren u. ihre Selbstbilder.* Freiburg: Rombach 1990. Rez.:

- P. I. Anderson in *FBI* 52/1992, S. 144-149.

Loster-Schneider, Gudrun: *Der Erzähler Fontane. Seine polit. Positionen in d. Jahren 1864-1898 u. ihre ästhet. Vermittlung.* Tübingen: Narr 1986. Rez.:

- J. Nurdin in *Francia. Ztschr. d. Dt. Histor. Instituts in Paris.* 16/3, S. 195-197.

Paret, Peter: *Kunst als Geschichte. Kultur u. Politik von Menzel bis Fontane.* München: Beck 1990. Rez.:

- S. Wüsten in *FBI* 52/1991, S. 152-155.

Sagarra, Eda: *Theodor Fontane, Der Stechlin.* München: Fink 1986. Rez.:

- H. Nürnberger in *Germanistik* 32 (1991) 1, S. 184-185.

Theodor Fontane. Sonderbd Text+Kritik. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München 1989. Rez.:

- B. Plett in *Arbitrium* 2/1991, S. 233-236.

- P. Wruck in *FBI* 52/1991, S. 139-144.

Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. von Christa Schultze. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1988. Rez.:

- D. Mugnolo in *Studi germanici.* XXIV-XXVI (1986-1988), S. 549-556.

3. Zeitungsartikel

anon.: *Effis Salon wird aufgemöbelt. Das Vorbild für Fontanes berühmten Roman starb heute vor 40 Jahren.* - In: *Neue Rhein Ztg* v. 4. 2. 1992. (ZA 1991+)

anon.: *Fontanes Papier. Archiv wird in Potsdam erhalten.* - In: *Tagesspiegel; Junge Welt* v. 24. 10. 1991; *Frankfurt Allg. Ztg* v. 25. 10. 1991. (ZA 1991+)

Beaumont, Werner: *Theodor Fontane - noch ein Apotheker.* - In: *Pharmazeutische Ztg* v. 16. 1. 1992. (ZA 1992+)

Gutschke, Irmtraud: *Eine Sensation: Neues vom alten Fontane.* - In: *Neues Deutschland* v. 23. 11. 1991. (ZA 1991+)

Kleine, Joachim: *Zu empfehlen: Heft 51 der Fontane-Blätter.* - In: *Potsdamer Neueste Nachrichten* v. 25. 11. 1991. (ZA 1991+)

Knobloch, Heinz: *Mit dem Passierschein zu Fontanes Grab.* - In: *Berliner Morgenpost* v. 24. 11. 1991. (ZA 1991+)

Kreuzer, Hans Joachim: *Fremde Pflanzen. Theodor Fontane, vom Fehrbelliner Schlachtfeld.* (Frankfurt Anthologie) - In: *Frankfurter Allg. Ztg* v. 20. 7. 1991. (ZA 1991+)

Kroekel, Harry: *Wie im literarischen Salon: Fontanes "Effi Briest" auf der Bühne [d. "Theaters im Palast" in Berlin].* - In: *Berliner Kurier am Morgen* v. 16. 3. 1992. (ZA 1992+)

- Mannigel, Ingo: Lebenslange Bindung an die Heimat. Fontanes Werke noch heute Forschungsgrundlage. - In: Berliner Ztg v. 1. 10. 1991. (ZA 1991+)
- Rockel, Irina: Grafschaft Ruppin: Lokales beleben "wie die Prinzessin im Märchen". Theodor Fontane zum 172. Geburtstag. - In: Märkische Allgemeine/Ruppiner Tageblatt v. 31. 12. 1991. (ZA 1991+)
- Schaefer, Peter: Tolerant - ganz im Sinne Fontanes. - In: Märkische Allgemeine v. 1. 10. 1991. (ZA 1991+)
- Thies, Heinrich: Geschäfte im Zeichen des Birnbaums. Ein Dorf soll wieder blühen - Herr von Ribbeck will zurück ins Havelland. - In: Die Zeit v. 26. 9. 1991. (ZA 1991+)
- Wiehle, Martin: Vortrag in Stadtbibliothek. Vizepräsident d. Raabe-Gesellschaft über Raabe u. Fontane. - In: Volksstimme (Magdeburg) v. 18. 3. 1992. (ZA 1992+)
- Winkel, Achim. Erster Hoffnungsschimmer erstrahlt über herbstlicher Mark Brandenburg. Tagung d. Fontane-Gesellschaft in Neuruppin. Schloß Caputh bei Potsdam bald Sitz des Archivs? - In: Badische Neueste Nachrichten v. 2. 10. 1991. (ZA 1991+)
4. Nachträge
- Bauer, Alois: Theodor Fontane (30.12.1819-20.9.1898). - In: Pädagogische Welt. Monatsschr. für Unterr. u. Erziehung (Donauwörth). 23 (1969), S. 694-698. (ZA 1969)
- Fontane, Theodor: Effi Briest. Trad. [Übers.] y Introd. [Vorw.] Pablo Sorozábal Serrano. - Madrid: Alianza Editorial 1983. 369 S. (Alianza Tres; 126) [span.] (91/44)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel. Roman. Bearb. (leicht gek.) [u. mit Nachw.] von Dr. Hellmuth Langenbacher. - Bayreuth: Gauverlag 1944. 157 S. (Bayreuther Feldpostausgaben) (91/43)
- Fontane, Theodor: Errores y extravios [Irrungen, Wirrungen]. Edicion [Hrsg.] y trad. [Übers.] de Ana Pérez. - Madrid: Ediciones Cátedra 1984. 236 S. [span.] (91/45)
- Fontane, Theodor: Vor dem Sturm. Roman aus d. Winter 1812 auf 13. Nach d. Erstausg. von 1878 mit Anm. u. e. Nachw. hrsg. von Karl Pörnbacher. - München: Winkler 1980. 789 S. (Winkler Weltliteratur Dünndruckausgabe) (92/36)
- Herzig, Walter: Theodor Fontane: Effi Briest. - In: ders., Weltentwurf und Sprachverwandlung. Untersuchungen zu Dominanzverschiebungen in d. Erzählkunst zwischen 1825 u. 1950. Frankfurt/M. u.a.: Lang 1982, S. 167-273. (Europ. Hochschulschriften. Reihe I. Dt. Sprache u. Literatur; 442) (92/46q=2)
- Iovanovici, Sanda: Theodor Fontane in critica literara Germana. - In: Analele Universitatii Bucuresti. Filologie. 14 (1965), S. 199-211. (rumän.) (ZA 1965+)

- Nagib, Nagi: "Effi Briest" und "Zainab". - In: Fikrun wa fann. Ztschr. für d. arab. Welt (Hamburg). 8 (1970) 15. (ZA 1970+)
- Nef, Ernst: Der Zufall und die "Menschenordnung" im Spätwerk Fontanes. - In: ders., Der Zufall in der Erzählkunst. 1970, S. 84-96. (ZA 1970+)
- Parthes, Paul: Theodor Fontane. Zu seinem 150. Geburtstag. - In: Fikrun wa fann. Ztschr. für d. arab. Welt (Hamburg). 8 (1970) 15. (arab.) (ZA 1970+)
- Stirk, S. D.: England and the English in the letters of Theodor Fontane. - In: Proceedings of the Leeds Philos. and Literary Society. 4 (1936), S. 145-154. (ZA 1936+)
- Szemiot, Hanna: Der "preußische Geist" in Theodor Fontanes Novelle "Schach von Wuthenow" und im Roman "Effi Briest". - In: Acta Universitatis Lodziensis. Seria I. 22 (1978), S. 27-37. (ZA 1978+)

5. Fontane in modernen Medien

- Kurt Böwe liest Fontane. Briefe d. Alterns. Audiocassette. - Berlin: Deutsche Schallplatten 1991. (MB 16/1991)
- Fontane, Theodor: Effi Briest. Gesprochen auf 6 Audiocassetten. - Vaduz/Liechtenstein: Ascolto 1984. (MB 21/1984)
- Fontane, Theodor: "Eigen war mein Weg und Ziel." Gert Westphal liest Theodor Fontane. Ged., Sprüche, Ausz. aus Romanen u. Briefen. Audiocassette. - Hamburg: Litraton 1989. (MB 18/1989)
- Fontane, Theodor: Weihnachten in der Mark Brandenburg. Gert Westphal liest Theodor Fontane (Ausz. aus "Vor dem Sturm"). Audiocassette. - Eichenau: mm Moderne Medien 1985. (MB 17/1985)
- Fontane, Theodor: Weihnachten in der Mark Brandenburg. Gert Westphal liest Theodor Fontane (Ausz. aus "Vor dem Sturm"). Langspielplatte. - Eichenau: mm Moderner Medien 1985. (92/45q)
- Gert Westphal liest: Theodor Fontane, Irrungen, Wirrungen. 4 Audiocassetten. - Hamburg: Litraton 1990. (MB 22/1990)

ANHANG

Jung-Bismarck-Gedichte aus "Nord und Süd"*

3.

In diesen Zügen, fast von Mädchenteiche,
Wer ahnt darin den künftigen Gewaltigen,
Den Sturmumwetterten, den Erzgestaltigen,
Der da zerschlagen wird und aufbau'n Reiche?

Zwar kündet auch dies Antlitz schon die Kraft:
Wie trotzt das Kinn, wie baut so hoch die Stirne
Ein stolz Gewölk dem schaffenden Gehirne:
Doch ist "Jung-Bismarck" nicht "Jung-Siegfried-haft".

Ihm fehlt die Hornhaut, die ihm sehr von Röthen!
Nicht, weil ihm Dänen grimmig und Franzosen
Im offenen Kampf bald Helm und Schild umtosen:
Nicht Feindeslanzen wird sein Herzblut röthen.

Doch wehe, weh, daß ihm die Hornhaut fehle,
Wann einst ihn trifft mit giftgetränkten Pfeilen,
- Wie schwer, wie schmerzreich diese Wunden heilen! -
Der Undank seiner Deutschen in die Seele!

Doch nicht um Dank und Lohn hat er gestritten:
Aus Dienstpflicht für den König, seinen Herrn,
Und auch aus Liebe zu dem Volk, wie gern
Er stolz sich oft mag dessen Lob verbitten.

Wann er entrückt ist der Parteiung Treiben,
Wird das Gewölk, das ihn umvogt hat, fallen
Und, leuchtend, in der Weltgeschichte Hallen,
Dicht bei Armin, wird stehn sein Erzbild bleiben! -

Königsberg i. Pr.

Felix Dahn.

* Vgl. S. 42 ff

In Lockenfülle das blonde Haar,
 Altheit im Sattel und neunzehn Jahr,
 Im Fluge weltein und nie zurück -
 Wer ist der Reiter nach dem Glück?
 Jung-Bismarck.

Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',
 Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr,
 Noch liegt es im Dämmer, erkennbar kaum,
 Aber er sieht es in seinem Traum,
 Jung-Bismarck.

Er sieht es im Traume. Was ist, das er sah?
 Am Brunnen sitzt Germania,
 Zween Eimer wechseln, der eine fällt,
 Der andre steigt; wer ist, der ihn hält?
 Jung-Bismarck.

Und neue Bilder: ein Schloß, ein Saal,
 Was nicht blitzt von Golde, das blitzt von Stahl,
 Einer dem Barbarossa gleicht -
 Wer ist es, der die Kron' ihm reicht?
 Jung-Bismarck.

Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',
 Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr:
 "Leben und sterben dem Vaterland" -
 Gott segne fürder Deine Hand,
 Jung-Bismarck.

Berlin.

Theodor Fontane

Mal sprung dar in de Kinnerbüx,
 En Jung herum, vun Leden fix,
 Mitto en lütten Daugenix -
 Sin Vader nöm em Otto.
 De ström herum in Wold un Feld,
 Mit lehrn weer't seitlich man bestellt;
 Schull de wat warrn mal in de Welt -
 Hölp dar de lewe Gott to!

Denn Busch un Brok dat weer sin Bok,
 Opt Jagen war he tidig klok,
 Un swimm' un rieden lehr he ok
 As man en Zulubengel.
 He kenn de Bageln an den Schlag,
 Leep geern herum den langen Dag,
 Un slog ok dann un wann mal sach
 En beten ut den Swengel.

So wuß he op, war grot un stark,
 En jungen Gekbom in de Mark. -
 Schafft mal för den en Niesenwark,
 Sin Kraft daran to öben!
 De's al to grot för Vaders Got,
 För den is kum de Welt to grot,
 Wo is de Platz, um Kraft un Moth,
 Vun dissen Mann to pröben?

Det herto hett he hört un lehr,
 Beer drunken, smökt un utstudeert,
 En flotten Burschen, unversehrt,
 Hoffräuleins oft en Gresen.
 De Ogen aver jümmer klar,
 En Hart für Jeden apenbar,
 Un Ahnung sä em jümmerdar:
 He harr en Wark to lösen.

Dat keem. - So kumt dat Weltgericht!
 Vergeltung kumt! de Weltgeschicht!
 Wel falsche Götzen möt tonicht,
 As oltieds mal de Niesen.
 Wie brukt en Mann, as Thor so stark,
 En Ritter gegen't Lügenwark;
 Kumm nu! Du Gekbom ut de Mark,
 Du Mann vun Stahl un Isen!

566
He keem. Mit Fedder un mit Swardt,
Mit Klokheit un mit Moth bewehrt -
Wi hebbt wul mal ut Märken hört
Vun Helden, Hünen glick.
De drev de Zulen ut ehr Nest,
Den Arffiend drev he rut int West,
Un bröch för uns toletz dat Vest:
Uns' Drom: dat dütsche Niek.

Ru fürcht de Welt em wiet un siet,
Ru ehrt dat Vaterland em hüt.
Doch denkt he geern wul an de Tied,
As Otto swärm int Holt,
Un denkt: de Weg weer wunnerbar!
Wi ok! Un hofft: noch mennig Jahr
Steit unse Kanzler rüstig dar,
As Dütschlands Schutz un Stolt.

Kiel.

Klaus Groth

Anmerkung: Y eden Glieder, Gliedmaßen. - Mitto mitunter, - seitlich mäsig, -
tidig zeitig, bald, - al schon, - unversehrt unerschrocken, - Gressen Schrecken, -
möt to nich müssen zu nichte, - oltieds in allen Zeiten.

Bewundert viel
 Und viel gescholten -
 So hat's am hohen Ziel
 Von je gegolten;
 Was Freundesstimme
 Auch rühmend schuf,
 Der beste Mannesruf
 Scholl stets vom Feindesgrimme.

Zwar wie Sein Bild
 Wir hier gewahren,
 Den Scheitel dicht umhüllt
 Von blonden Haaren -
 Ein Antlitz milde
 Und jugendweich,
 Traumhaften Zug's fast gleich
 Novalis jungem Bilde -

Giebt Fremdes kund
 Sein sanft Gebahren
 Uns, die aus Zeugenmund
 Gar oft erfahren:
 In frühen Tagen
 Schuf manchem schon
 Der kecke Musensohn
 Kein sanftes Wohlbehagen.

Der Junge Witz
 Mit lustigem Schweifen,
 Und hinterdrein wie Blitz
 Der Klinge Pfeifen!
 Gleich that's ihm Keiner
 An raschem Blut,
 Wie einst an hurtigem Muth
 Albrecht dem Wallensteiner.

So wird man auch
 In späten Tagen
 Von Seinem Jugendbrauch
 Noch singend sagen,
 So wird einst allen
 Sein junger Tritt
 Vor Seinem Weltenschritt
 "Besonders noch gefallen".

Dies Bildniß schwand;
Auf Jovis Sitze
Ergriff des Mannes Hand
Die Schicksalsblitze:
So, viel bewundert,
Gescholten viel,
Hob er zum hohen Ziel
Sein Volk und sein Jahrhundert.

Uns alle trägt,
Hält Seine Stärke -
Uns alle heut' bewegt
Bei Seinem Werke
Nur Eins: zu sagen:
Mög' Er noch weit,
Mög' Er durch lange Zeit
Noch Deutschlands Zukunft tragen.

Freiburg i. B.

Wilhelm Jensen.

B.

Es tönt aus alten Büchern
Wie aus versunk'nem Schacht
Von Helden und von Thaten
Die alte Sagen-Pracht

Von mächt'gen Königskronen,
Die Kriegesglut zerschmolz,
Von Völker-Auferstehen,
Von neuer Kronen Stolz

Die Thaten sind geblieben,
Die einst der Held vollbracht,
Sein Name blieb bewahret,
Sein Antlitz deckt die Nacht.

Man sucht's und sucht's vergebens,
Kein Bild hat ihn bewahrt,
Und Niemand sagt: "So war er
Von Angesicht und Art."

So wird dereinst man fragen
Nach ihm, durch dessen Hand
Das Kaiserreich der Deutschen
In Herrlichkeit erstand.

Wohl blieb sein Bild bewahret
Und nimmer wird's vergeh'n,
Es werden Kindes-Kinder
Davor in Andacht steh'n

Und flüsternd winkt der Eine
Den Andern dann heran:
"Sieh her, dies hier war Bismarck,
Deutschlands gewalt'ger Mann."

Doch ihnen wird erscheinen
Ein Greisen-Angesicht,
Durchfurcht von Welten-Sorgen,
Gebeugt von Volkes-Pflicht.

Und doch war Knospe einstmals
Auch dieser mächt'ge Baum,
Und auch in diesem Antlitz
Wuchs einstmals erster Flaum.

Es hat auf diesen Scheitel,
Der Welt-Gedanken hegt,
Die Mutterhand sich einstmals,
Die segnende, gelegt.

Den Helden kennt Ihr Alle,
Den heut der Erdkreis nennt,
Kommt her, daß Ihr den Menschen
Den ganzen, ganz erkennt.

Kommt her und seht im Bilde
Jung-Bismarcks Angesicht,
Das schweigend und verheißend
Von künft'gen Dingen spricht.

An seiner Wiege kniete
Das Brandenburger Land
Und legt' ihn bang und bebend
In Deutschlands Mutterhand:

“Dir hab ich ihn geboren,
Dein soll er künftig sein,
Es wird für den Gewalt'gen
Die Heimat einst zu klein.”

Und Deutschland hob an's Herz ihn:
“Du auf dem ew'gen Thron,
Gott, blick' herab und segne
Mir den geliebten Sohn!

Ich les' auf seiner Stirne
Ein Wort und noch ein Wort:
Heißt “Landes-Mehrer” eines,
Das andre “Landes-Hort”.

Ich seh' in seinen Augen
Zukünft'ger Welten Glanz -
Mein Volk hat lang geschmachtet,
Gieb, daß er's sätt'ge ganz.

Daß er es mündig mache
Im Völker-Math der Welt,
Sein Führer und Berather,
Sein Herold und sein Held.”

Wohlan, Ihr Deutschen, alle,
Kommt, Weib und Kind und Mann,
Seht hier das Bild des Baumes,
Als er zu blüh'n begann.

Es hat die Welt, die ganze,
Zu brechen ihn versucht,
Der Baum hat standgehalten,
Und kam zu seiner Frucht;

Die Erde hat gezittert,
Vom Himmel brach der Sturm,
Breitästig, festgeankert,
So stand er wie der Thurm,

Weit über deutsche Lande
Die Krone ausgespannt,
Daß Schutz in seinem Horste
Der deutsche Adler fand.

So stand er und so steht er,
Er, den uns Gott geschenkt,
In seines Volkes Herzen
Die Wurzeln tief gesenkt,

Umrauscht von seiner Thaten
Nie welkendem Gewand -
Er, Brandenburgs Vermächtniß
An's heil'ge deutsche Land.

Berlin.

Ernst von Wildenbruch.

Bismarck-Lied

zum siebenzigsten Geburtstage des Reichskanzlers.

Wer hat das Reich uns aufgebaut;
Daß hoch die Zinnen ragen?
Germania, du Kaiserbraut,
Wer ließ dich Krone tragen?
Durch's deutsche Land frohlockend schallt's,
Es lauscht die Welt und wiederhallt's:
Das hat mit Macht
Der Eine vollbracht,
Von dem wir singen und sagen.

Wir haben manch Jahrhundert lang
Der Fremden Hohn erlitten,
Das Bruderband im frevlen Drang
Der Eigensucht zerschnitten.
Da ward der kühne Held gesandt,
Von Scham und Gram und Zorn entbrannt,
Der wußte gut
Mit Eisen und Blut
Den lockern Bund zu kitten.

Er führt' aus Traum und Dämmerung
Uns an den Tag der Thaten.
Die greisen Häupter wurden jung
Und reif die grünen Saaten.
Die Letzten einst im Weltverein -
Nun sollen wir die Ersten sein.
Mit Eins wie stumm
Die Feinde ringsum!
Die Welt wie wohlberathen!

Doch als vollbracht dein stolzes Thun,
Du Schiedsherr der Nationen,
Du wolltest nicht auf Lorbeern ruhn,
Mit besserem Lohn dir lohnen.
Die Noth des Volks, du Mann von Erz,
Tief schnitt sie dir in's weiche Herz:
Froh soll fortan
Der niedere Mann
Am warmen Herde wohnen.

So daure glorreich fort und fort
Der Bau, den Er gegründet,
Des Rechtes Schirm, des Friedens Hort,
Dem freien Geist verbündet.
Ihr Brüder, schwört's mit Mund und Hand,
Wie er zu stehn zum Vaterland!
Er leucht' uns vor
Zum Gipfel empor,
Ein Stern, der nie entschwindet!

München.

Paul Heyse

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Nr. 1, S. 34

Theodor Fontane, *Wo Bismark liegen soll.*

Faksimile des Entwurfs, in: "Pan", Jg. 5 (1899), H. 1, S. 1ff.

Nr. 2, S. 35

Theodor Fontane, *Wo Bismark liegen soll.*

gedruckte Fassung, in: "Pan", s. Nr. 1.

Nr. 3, S. 43

Otto von Bismarck-Schönhausen.

Illustration aus "Nord und Süd" (s. Anm. 1). Reprod.: Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin.

Nr. 4, S. 82

Die Villen am Hochufer der Müritz.

Fotografie (Postkarte aus den zwanziger Jahren) im Besitz von Frau Elisabeth Brüggemann.

Nr. 5, S. 89

Thomas-Villa mit Fritsch-Anbau.

Fotografie: Paul Boldt, Waren

Reprod.: Jürgen Bogumil, Waren.

Nr. 6, S. 94

Martha (Mete) Fontane, verh. Fritsch.

Fotografie nach einem Ölbild v. C. M. Horsfall (um 1904); Geschenk von Frau Gertrud Grosse, Enkelin Theodor Fontanes, an das Fontane-Archiv 1967.

Nr. 7, S. 96

Grabstelle Fritsch-Fontane auf dem Warener Friedhof.

Fotografie: Jürgen Bogumil, Waren.

Nr. 8, S. 147-156

Jung-Bismarck. Gedichte aus "Nord und Süd". Eine deutsche Monatsschrift. Hrsg. v. P. Lindau. XXXIII. Bd., April 1885, 97. Heft, S. 1 - 14.

Wir danken der Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin für die Reproduktionen.

— Andreas Graf —

— Der Tod der Wölfe —

Das abenteuerliche und das bürgerliche Leben
des Romanschriftstellers und Amerikareisenden
Balduin Möllhausen (1825-1905)



423 S. 1991. Englische Broschur. DM 58,-

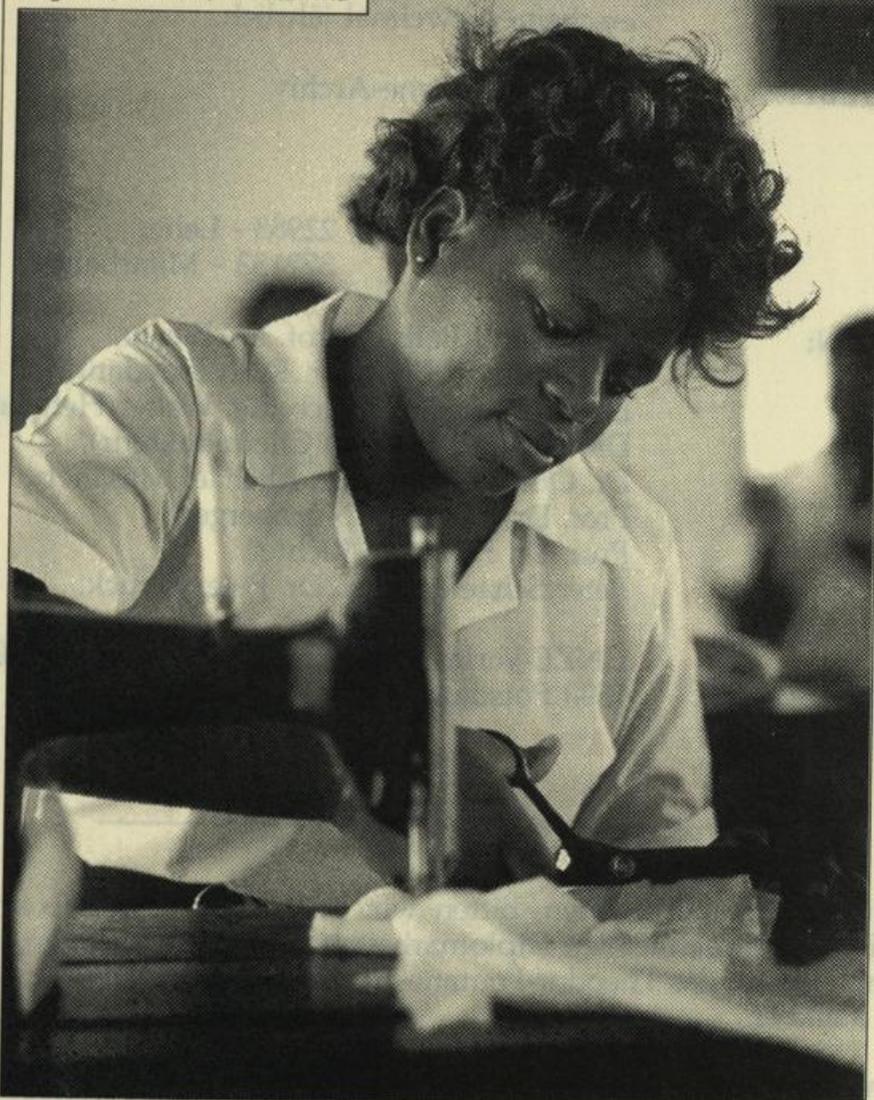
ISBN 3-428-07173-5

Am Beispiel des Lebens und Wirkens von Balduin Möllhausen, zu seiner Zeit einer der bekanntesten Schriftsteller Deutschlands, wird ein Zeitporträt entworfen. Möllhausen verkörperte sowohl den Zivilisationsflüchtigen, der vor „dem Tod der Wölfe“ Europas (der Ausrottung dieser lebenden Symbole des Abenteurers) in die amerikanische Wildnis floh, als auch den ruhigen, stetig an seinem Erfolg arbeitenden Bürger Preußens. Einen Typus also, dessen Zwiespaltenheit als europäische Grundfigur heute so aktuell ist wie damals.

— Duncker & Humblot · Berlin —

Postfach 41 03 29 · D-1000 Berlin 41

Begoro / Ghana, Westafrika



Mehr Platz für Frauen

Traditionelle Bindungen verlieren auch in Afrika an Kraft. Gerade junge Menschen werden unwiderstehlich von den großen Städten angezogen... und vermehren dort das Heer der Hoffnungs- und Orientierungslosen. Die presbyterianische Kirche möchte deshalb ihr Ausbildungszentrum für die besonders benachteiligten Mädchen vergrößern.

Mit BROT FÜR DIE WELT Spenden gewinnen sie hier eine Lebensperspektive.

Brot für die Welt

Postgiro Köln 500500500
Postf. 101142 · 7000 Stuttgart 10

- FONTANE-BLÄTTER:** Die Fontane-Blätter (begründet 1965) erscheinen zweimal jährlich.
- HERAUSGEBER:** Theodor-Fontane-Archiv
Postfach 59
Dortustr. 30/34
O-1561 Potsdam
Telefon: (0331) 22983 - Leiter
372133 - Mitarbeiter
- REDAKTION:** Dr. Roland Berbig, Prof. Dr. Biener,
Dr. Gotthard Erler, Dr. Ruth Freydank,
Dr. habil. Peter Görlich, Dr. Walter Hettche,
Dr. Manfred Horlitz (Chefredakteur),
Dr. Otfried Keiler, Dr. Michael Masanetz,
Prof. Dr. Helmuth Nürnberger,
Prof. Dr. Helmuth Richter,
Peter Schaefer, Prof. Dr. Peter Wruck.
- VERLAG,
SATZ UND DRUCK:** UNZE-Verlagsgesellschaft mbH Wollestraße 43,
1590 Potsdam
-

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar.

Für die uns im letzten Halbjahr von Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Manuskripte, Bücher, Publikationen und Kopien von Handschriften danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Manuskripte bitte in zweifacher Ausfertigung einreichen. Sie erleichtern die Arbeit der Redaktion, wenn Sie vorher ein Formblatt mit Hinweisen zur Manuskriptgestaltung anfordern.

Redaktionsschluß für Heft 54/1992: 1. August 1992.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Theodor-Fontane-Archivs.

r
-
e
-
-
e
-

